UNVERGESSENES: DENKWÜRDIGKEITEN AUS DEM LEBEN

Helmina von Chézy





Unvergessenes.

Denkwürdigkeiten

aus dem Leben

von

Helmina von Chézy.

Von ihr selbst erzählt.

Zweiter Theil.



Leipzig:

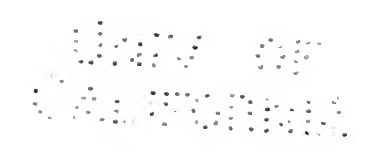
F. A. Brockhaus.

1858.

Inhalt des zweiten Theiles.

Seite

Zweite Abtheilung.



I.

Mein Aufenthalt in Heidelberg, Aschaffenburg und Darmstadt.

„Gehen Sie nicht nach Heidelberg!“ hatte der berühmte Arzt Koreff zu mir gesagt. „Heidelberg ist ein Zugnest und ein Klatschnest.“ Diese Worte hatten gar keinen Eindruck auf mich gemacht, ich kannte diese Schattenseite in Koreff's Charakter. Wenn er übler Laune war, zog er auf alles los, was ihm unter die Hände kam. Ich ging nach Heidelberg. Ich hätte es nicht thun sollen, denn gerade ich paßte gar nicht dorthin. Ich war nach Jean Paul's Ausdruck in einem Briefe an mich nur aus einer großen Stadt in eine größere gezogen, nämlich von Berlin nach Paris. Nun war ich in eine recht kleine gekommen, die damals unbeschreiblich kleinstädtisch war, wiewol große Männer darin lebten und wirkten Dennoch hatte einer der dortigen Professoren geäußert: Solchen Frauen, wie Amalie von Helvig, sollte man die die Thore zusperren. Zu meiner großen Freude hatte ich diese dort angetroffen. Mehr noch that mir die Anwesenheit von Schiller's Witwe und Kindern wohl. Jene sagte unter anderm: in Heidelbergs Gegend könne ein wundes

Herz genesen. Sie errieth diese Wunden und berührte sie leise wie Maienhauch. Wir wohnten in demselben Gasthof und sahen uns oft. Sulpice und Melchior Boisserée mit ihrem Freunde Bertram suchten mich am Morgen nach meiner Ankunft auf. Karoline Rudolphi hatte ich für Pflicht gehalten, noch denselben Abend zu besuchen. Ich fand sie kränkelnd. Ihre Reise nach der Schweiz war ihr Tod. Sie, die Sechzigerin, war mit einem zwanzigjährigen Herzen dort gewesen. Die übermenschlichen Anstrengungen beim Bergsteigen zerstörten sie. Sie kam leidend zurück. Doch es hat etwas Schönes, wenn der Mensch für etwas Schönes stirbt. Ihre blühende Erziehungsanstalt gedieh fort unter der Leitung der Hofräthin Dapping und deren damals erst aufblühenden Tochter.

Am Tage nach meiner Ankunft fiel mir beim Umhergehen mit meinen Kindern ein großes alterthümliches Gebäude auf, welches die Stadt wie eine Krone schmückte. Vermöge meiner lyrischen Unbefangenheit war mir von Heidelbergs Schloß noch nichts bekannt geworden. Wir waren oben, ohne zu wissen wie, wir stiegen von Entzückung zu Entzückung. Im Schloßhof bemerkten wir einen jungen Mann auf einem Malergerüst. Er bemerkte uns nicht, bis mein kleiner Max unvermuthet zu ihm hinaufstieg und ihm zurief: „Monsieur, qu'est-ce que tu fais là?“ Der Künstler wendete sich um, durch die Laute in seiner Sprache froh überrascht. Ihn funkelten ein paar himmelblaue Augen an, die größer schienen als der ganze Knabe; die blühende Schönheit des Kindes war ganz durchschimmert von Geist und Anmuth. Der Fremde schloß es in seine Arme und küßte sich satt. Die Bekanntschaft wurde nun bald angeknüpft, der Fremde erfuhr von mir, ich von ihm, was wir bedurften, um sie

fortzusetzen. Er war ein französischer Emigrant, Sohn eines Grafen und Gutsbesitzers aus der Champagne. Heidelbergs Reize hatten ihn hier gefesselt; er wollte von hier nicht scheiden, ohne sie in Bildern noch einmal geschaffen zu haben. Ueber dies Streben vergaß er die Schrecknisse der Revolution, die Trauer um den Königsstamm und die Zustände seines Heimatlandes. Heidelberg wurde ihm Heimat, Geliebte, Andachttempel, Paradies. Er konnte die Fülle seiner Schönheit nicht ertragen, ohne sie wieder auszuströmen, sie wollte ihm die Brust zersprengen. Durch den Zauber der Phantasie lebte ihm, blühte ihm in den prangendsten Farben alles, was er schwarz auf weiß dem Papiere gab. Jede seiner Zeichnungen war ein Daguerreotyp von Menschenhand, die Sonne konnte es nicht treuer und zierlicher ausarbeiten. Graf von Gramberg sowie die übrige Welt kannten damals die Lichtbilder nicht, aber wenn diese auch erfunden gewesen wären, glaube ich nicht, daß er der Sonne überlassen hätte, diese Bilder hervorzubringen, und er selbst hätte das gestalten wollen, was ihn so himmlisch entzückte.

Schloß und Garten zu Heidelberg waren damals reizender als jetzt. Ludwig Tieck behauptet, sie seien vor sechzig Jahren noch herrlicher gewesen, ehe Menschenhand daran gepfuscht. Gewaltige Baumgruppen, denen sich die Schärfe des Beils nie genaht, dicht und malerisch von Epheu umstrickt, breiteten ihren Schatten über den besonnten Rasen hin, den glühende Rosen schmückten, krönten die Häupter der Felsenhöhen und warfen ihren rosigen Blütenschnee über die schmalen Stege, die unregelmäßig und reizend durch die Wildniß des Waldes führten. Vereint mit dem Säuseln der Wipfel wogte der Neckar durch die Felsenzacken seines steinichten Bettes,

auf denen einzelne Waldblumen prangten, die dem Andrang der Wellen trotzten, lächelnd wie eine schlaue geliebte Schönheit dem rauhen Sinne des Mannes entgegensteht. In diesen Räumen hemmten oft riesenhafte Bäume, umstrickender Epheu, bemooste Felsstücke des Wanderers Fuß, gleichsam um ihn mit sanftem Zwang zum Verweilen zu bewegen, weil diese Stelle so schön sei, weil hier die Quellen lieblicher rauschten, die Durchblicke nach der Gegend und nach dem Schlosse die Gegend anmuthiger umzauberten. Die Ruine war wie mit einem Netze von breitblätterigem Epheu überzogen, wie aus Epheu erbaut. Die beiden Kurfürsten blickten nur schüchtern aus der Epheurankenumgebung von ihren Nischen herunter.

Der Oberforstrath Gatterer, ein wackerer, vielthätiger Mann, jagte die Phantasie aus ihrem Heiligthume fort, ebnete die Pfade, ließ unzählige Bäume weghauen, zerstörte den ganzen Zauber, der hier gewaltet hatte und der unersetzlich ist. Weg war nun die Harmonie der Anschauung und des Eindrucks unter dem Flickwerk des Modernen auf dem alten Prachtgewande der frühern Tage. In meinen Gedichten steht ein ganzer Lobgesang auf Gatterer's That, weil ich es nicht besser verstand und weil auch zu jener Zeit, wo ich Heidelberg zuerst erblickte, manche seiner prächtigsten Reize noch ungestört waren. Der Schloßgarten war der botanische Garten, wo Schelver früh morgens um 5 Uhr die Studenten hinführte und sie belehrte. Der Neckar hatte noch sein Felsenbett, diese Aeolsharfe von Wellen durchrauscht, dies Labyrinth, durch welches nur die kundigsten Schiffer ihre Nachen lenken konnten.

Vor vielen Jahren war es dem edeln Karl Friedrich vorgestellt worden, daß man den Neckar schiffbar machen

müßte. Die Gründe waren alle sehr praktisch. Karl Friedrich willigte ein. Nun kamen aber die alten greisen Schiffer zum Markgrafen und stellten ihm vor, wie durch so viel Jahrhunderte hindurch die heidelberger Schiffer den Ruhm behauptet haben, den Reisenden und den Handelsmann gefahrlos durch die Klippen hindurch nach seinem Ziele zu führen und wie nun alle Schätze der Erfahrung, welche ihre Altvordern durch so manches Jahrhundert hindurch gesammelt und erprobt, weggeschleudert würden, wenn man die Felsen sprengte und den Neckar schiffbar machte. Karl Friedrich's Herz schlug für sein Volk. Er gab den Bittenden seine fürstliche Hand und verhieß Gewährung. Im Jahre 1811 fand ich den Neckar noch mit seinem Perlenscheine und seinen Hymnen, doch als ich manches Jahr später wieder nach Heidelberg kam, floß er flach und leise durch sein breites Bett, wie ein anderer Fluß oder wie ein Poet, der ein Zollbeamter geworden und keine Verse mehr macht. Auch die Felsen an seinem rechten Ufer waren ein großes Stück weit weggesprengt worden und auf dem gewonnenen Raume standen nun ärmliche Häuser, moderhaft feucht, wo die Armuth mit allen ihren Schrecknissen thronte. Auch Klein-Heidelberg auf der Höhe des ehemaligen Burgweges war zahlreicher als früherhin bewohnt von einem schmuzigen Volke, da es ehemals zwar ein Sitz der Armuth, aber nicht des scheußlichen Elends war. Aus dem Burggarten waren die schönen seltenen Pflanzen und Blüten, die Gatterer und Schelver dorthin verbreitet, weggerissen und statt der Felsenwölbung, in deren schattiger Nähe Sitze und Tische für Gäste standen, fand ich dort nun Restaurationen in unschönen Häusern, Tabagien und zweimal in der Woche eine greuliche Musik und ein gemischtes Publikum; statt

des reizenden Wegs, der durch Kornfelder, Weinbau und Obstbäume nach dem Klingelthor führt und dessen liebliche Krümmungen in Anmuth prangten, geht es nun durch die schnurgerade Leopoldstraße nach der großen breiten Chaussée hin, die nach Manheim führt.

Noch ein Werk der Zerstörung war damals im Anbeginn, ich weiß nicht, wie weit es gediehen. Karl Theodor hatte nahe dem Ausgange der Plöckstraße eine große Pflanzung errichten lassen, in deren Umfang eine schöne Quelle, von Ruhebänken umgeben, sprudelte. Sie bestand aus den seltensten Bäumen entfernter Zonen, die mit ungeheuern Kosten hergebracht und sorglich gehegt worden waren. Hier fand der Lustwandelnde Schatten, Kühlung und Düfte, die Kinder der Vorstadt hatten hier ihren friedlich gefahrlosen Tummelplatz, denn Reiter und Wagen durften nicht hinein. Die Pfründner des nahen Spitals ergingen sich gern unter den riesigen Bäumen.

Ein junger Dichter, Friedrich Müller von der Werra, kam eines Tags schmerzerfüllt zu mir und klagte über Meuchelmord an Bäumen, las mir auch eine kleine Schrift darüber; diese hatte er an ein Journal geschickt, welches sie ruhig liegen ließ; ich weiß nicht, ob sie seitdem irgendwo aufgenommen und ob noch ein Baum von jenen Prachtexemplaren des Arboretum grünt. Die Sache verhielt sich folgendermaßen: diese Baumpflanzung oder vielmehr dieser Lustwald stand aus verschiedenen Gründen, die nicht hierher gehören, zwei Bürgern im Wege; man durfte sie nicht weghauen lassen, wollte aber die Vertiefung, in welcher die Anpflanzung wuchs, mit der Leopoldstraße und der Plöck nivelliren. Man erlangte die Erlaubniß, diese Ebnung durch Ausfüllung von Erde, Steinen und Schutt zu

bewirken. Die Baumstämme wurden zu diesem Zweck umschüttet, viele derselben, die sehr tief in der Niederung standen, mußten es beinahe bis an den Wipfel werden. Man weiß, daß selbst die Wurzeln der Bäume einen leichten Boden bedürfen, sonst faulen und verdumpfen sie. Nach allen Voraussetzungen der Sachkundigen mußte die schöne kostbare Pflanzung früher oder später aussterben.

Ich halte nicht Blumen für schmerzenlos aus dem bloßen Grunde, weil sie nicht schreien können; es ist auch in mir manchmal der Zweifel aufgestiegen, ob sie nicht Augen haben sollten, denn was hätten sie begangen, um die schöne Natur um sie her nicht zu sehen? Die alten Völker hatten heilige Waldungen, heilige Bäume; den neuern ist weniges mehr heilig. Mir aber geht ein Schmerz durch die Seele, wenn ich Bäume verstümmeln sehe. Ich glaube mich auch nicht zu irren, wenn ich hier bemerke, daß es häufigere Erdbeben gibt und daß sich diese mehr über den ganzen Erdboden verbreiten, als vor der Ausrottung vieler Wälder, welche ehedem die Art verschonte.

Ich mußte eine Wohnung haben. Man wies mir eine im Burgweg bei der Kirchenräthin Ehrhard an und zwar im untern Stock, etwas dumpf und unbequem, dazu im Verhältniß sehr theuer. Als ich eintrat, sie zu besehen, traf ich zwei Herren, die sie eben verlassen wollten. Der eine, ein sehr junger Mann mit feinen Zügen, ausdrucksvollem Gesicht und funkelnden schwarzen Augen, der andere nicht mehr zu fern den dreißiger Jahren, nicht schön, aber mit sinnigem Blick und geistvollem Lächeln. Ein kleines aufgeschlagenes Buch zog meine Aufmerksamkeit an, es war betitelt: „Beatus und dreizehn Gedichte.“ Ich fing sogleich an zu lesen, als

wäre ich zu Hause und hätte nichts anderes zu thun. Als ich einige Seiten herunter hatte, fing ich meiner Gewohnheit nach an laut zu denken, fragte: „Wer muß dies Buch geschrieben haben? Es ist nicht Ludwig, nicht Novalis, nicht Jean Paul, doch es spielt in den Farben dieser Meister." Ich wollte mehr sagen, aber der ältere der jungen Männer unterbrach mich, sagend: „Es ist von mir, ich heiße Karl Thorbecke." Da er meine Verlegenheit bemerkte, setzte er rasch hinzu: „Hier mein Freund heißt Leopold von Gerlach." Bei diesen Worten fühlte ich eine süße Glut sich über meine Wangen gießen. „Ein Verwandter Adelheid's von Bassewitz?" rief ich aus. „O Gott, wie geht es der herrlichen Frau?" Ich erfuhr in wenigen, doch bezeichnenden Worten, daß sie glücklich, Mutter von fünf schönen Kindern sei, rastlos im wohlthätigen Wirken, heldenmüthig wie ein Mann beim Leidensbett verwundeter Krieger, sanft und zart wie ein Weib, wo es Pflege und Hülfe gilt. Ich begriff damals noch wenig, was es auf sich habe, Verwundete zu pflegen, doch die Barmherzigkeit meiner geliebten Adelheid that mir wohl. Ich hatte sie in allem Glanz der Schönheit, des Geistes, der Anmuth gekannt; nun strahlte mir ihr Bild beleuchtet von oben herab. Ich dachte an die Bergpredigt im Evangelium. Ich erstaunte nicht ob dem, was ich von ihr hörte, denn stets hatte mir ihre äußere Lieblichkeit als Pfand ihrer Seelenschönheit gegolten.

Meine neue Wohnung bezog ich mit dem angenehmen Gefühl, daß befreundete Geister dort gehaust. Es kam mir vor, als sei ich nicht in der Fremde. Der schöne Herbst begünstigte Ausflüge. Die beiden Freunde pflegten mich zu begleiten. Noch hatte ich wenig Bekanntschaften gemacht. Kirchenrath Schwarz, Paulus,

Schelver, die alten Freunde Boisserée und Bertram erheiterten zuweilen unsere stillen Abende. Meine preußischen Landsleute, Graf Paul von Haugwitz, Karl von Raumer, von Lamprecht u. a., alle geistvoll, ernst und wacker, suchten den Gram zu stillen, den ich nicht verhehlen konnte, wenn ich ihm gleich keine Worte gab. Meine freundliche Hausfrau hatte mich zuweilen in Thränen überrascht. Die Gäste erfuhren es von ihr, daß ich mich still und unaufhörlich härmte. Schwer war mein Schicksal. Blutarm war ich nach Deutschland gekommen. Ich war gewohnt, fleißig zu arbeiten, um durch den Ertrag die Haushaltung emporhalten zu helfen, denn Chézy bezog nur eine geringe Besoldung und seine Mutter war mit einem kleinen Vermögen, 1200 Francs Pension, Holz und freier Wohnung als Witwe geblieben. Seit 1798 war der Preis der Lebensmittel gestiegen, doch nicht die Einkünfte der Witwe. Ich mit monatlich 90 Gulden blieb dennoch getrosten Muthes, verließ mich auf Gott und meinen Fleiß. Mein Harm galt den Qualen eines ganz zertretenen Herzens. Nach und nach kam Trost von außen, doch der konnte mir nicht genügen. Ich habe auch mit Unrecht hier Trost genannt, was nur Zerstreuung war, was Wunden kühlte, aber nicht heilte. Lange Zeit hindurch beschäftigte mich wohlthuend das Studium der Gemäldesammlung der Boisserée'schen Galerie, ich lebte darin und wurde dort heimisch. Bertram ließ es sich sehr angelegen sein, mich in der altdeutschen und niederländischen Kunstgeschichte zu unterrichten und mir die Schönheiten der vorzüglichsten Gemälde dieser Sammlung einleuchtend zu machen. Meine Freunde Olivier hatten mir schon in Paris, als das berühmte Altarblatt von Danzig dort anlangte, tiefe und lichte Blicke in die Schönheiten der

alterthümlichen Kunstwerke erschlossen. Nun war ich an der Quelle und im Brennpunkt dieser Schätze, die vor dem Aufblühen der berühmtesten Meister der italienischen Schule entstanden waren und in herrlicher Färbung prangten, als man noch mit Eiweiß malte.

Ich schrieb über die damals noch wenig bekannte Sammlung, schickte mein Manuscript an La Motte Fouqué für seine „Musen". Diese fanden kein großes Publikum. An ein Honorar war nicht zu denken. Einladungen in Almanache oder Zeitschriften einzuschicken, gelangten mir nicht zu. Artikel über Paris waren nicht zu schreiben, da ich nicht mehr dort war. Ich hatte nichts als die Poesie. Meine Lieder blieben in meinem Schreibtische. So blieb mir nichts übrig, als mich sehr einzuschränken, denn meine ersten Einnahmen von meinem Jahrgehalt aus Paris gingen für nothwendige Anschaffungen von Winterkleidung und Holz darauf. Auch für Reisekosten hatte ich noch Nachzahlungen zu machen und ein zehntägiger Aufenthalt im Gasthof war hoch gekommen, obwol wir die Speisen fast unberührt hinunterschickten. An der Gasttafel hatte ich als junge einzelne Frau mit Kindern nicht sitzen wollen. Der Gedanke wäre mir unerträglich gewesen, auf Chézy zu lasten; er erfuhr nicht, wie es mir ging. Aber den jugendlichen Muth können Geldsorgen wol trüben, doch nicht niederbeugen. Ich war arm geboren, arm aufgezogen und werde arm sterben. Ich glaube, die göttliche Vorsehung läßt aus weisen Absichten die Armuth Begleiterin des Dichterlebens sein. Sie ist eine unbekannte Sonne, bei deren umwölktem, aber kräftigem Strahl Gemüth und Geist sich reicher entwickeln. Jeder Kampf befeuert die Seele. Der Tatar läßt seinem Sohne seine Mahlzeit von einem hohen Baume herunterschießen. So thut

die Vorsehung mit dem Dichter und jeder Sieg über die Noth hat seine eigenthümliche Süßigkeit. Nur das Errungene erfreut eine thatkräftige Natur. Wenn ich sehe, daß ein Dichter, reich und vornehm geboren, herrliche Lieder singt, so denke ich mir jedesmal, wie so strahlender würde er noch sein, wenn er arm gewesen wäre. Viele der Mächtigen und Reichen auf Erden scheinen dieselbe Ansicht zu haben, denn wenige von ihnen helfen dem Dichter auf, wenn er darbt. Das Gold verhärtet die Gemüther, die Noth schärft die Thatkraft. Wäre unsere Zeit nicht die jammervollste und zugleich die üppigste, die es jemals gab, würden die Massen nicht aufgestachelt durch die Noth und zugleich durch die Begierde, Reichthümer zu erwerben, um mit zu genießen, wo der Reiche schwelgt, so würde der Mensch nicht so sinnreich sein, wie er's geworden ist. Es würde keine Dampfkraft, keine Eisenbahn geben, keine Electricität würde die Briefe beflügeln, keine Sphäre der menschlichen Wirksamkeit würde durch Mittel, die der Allmacht des Schöpfers abgelauscht scheinen das scheinbar Unmögliche zur Wahrheit stempeln. Heinrich IV. steckte seinen Bauern Sonntags ein Huhn in den Topf. Seine Nachfolger nahmen die Eier dieser Hühner weg, sonst würden die Franzosen nicht geworden sein, was sie sind. Behaglichkeit ist eine Feindin des Geistes; doch ist auch die Noth eine Mutter der Verbrechen, besonders in unserer Zeit, und ich glaube, es dürfte die Stunde geschlagen haben, wo es Pflicht wäre, die hinsinkenden, darbenden Massen aus dem Schlamme des Elends herauszuziehen.

Im schönen badischen Lande war unter Karl Friedrich's musterhafter Regierung keine Volksnoth sichtbar. Wenn man am Sonntage lustwandelte oder über öffentliche Plätze der Städte ging, sah man die Landleute

stattlich geschmückt mit heitern Blicken in friedlichen Gruppen stehen. Jetzt, seit 20 Jahren, ist der Plüsch, der Manchester, das Rehleder, der Schmuck echter goldener Tressen u. s. w. verschwunden. Man sieht unscheinbare Kittel, schlechte Hüte und trübe Mienen. Auch ist aus den Kleidungen beider Geschlechter jede Spur einer Volkstracht verschwunden. Warum? Geht auf das Land, in jeder Hütte wird man es euch sagen; geht in die Behausungen der Großen und Reichen und fragt, ob deutscher Kunstfleiß sie ausschmückt, obgleich die trefflichsten Produtce in den Ausstellungen von London und Paris aus Deutschland gekommen und obgleich man in den Werkstätten aller Länder und in allen Gattungen von Arbeiten in großer Zahl Deutsche thätig findet. O guter, deutscher Mann, nie wirst du Hammer werden, ewig Ambos sein, und doch bist du so tapfer als brav und treu. In der Wahl der Beamten für Landgemeinden wäre es wünschenswerth, ja nothwendig, daß eine strenge Auswahl getroffen würde. Es ist öfters der Fall, daß die auswärtigen Beamten die Eingeborenen verderben. Ich könnte hiervon viel Beispiele anführen, viel Gründe dafür aufstellen, doch ein Wink ist genügend.

Kehren wir zum schönen Heidelberg zurück, das in jener Zeit in mancher Hinsicht noch im Werden war. Berühmte Professoren besetzten die Lehrstühle. Studirende aus allen Klassen füllten die Hörsäle. Der Professor Zachariä kam mit seiner liebenswürdigen Frau aus Norddeutschland und unternahm ganz still, aber kräftig ein löbliches Werk, bei dessen raschem Gelingen es sich von neuem bestätigte, daß die frische Jugend empfänglich für Lehre und Beispiel ist, wenn sie fühlt, daß beide aus Liebe hervorgehen. Die Jugend ist das Aufblühen und die Reife der Kindheit. Die Umwandlung der

Blüte zur Frucht kann nicht vorsichtig genug überwacht werden. Ein kindisch gebliebener Jüngling ist ein lästiges, oft ein gefährliches Mitglied der Gesellschaft. Charakterlosigkeit und Uebermuth sind schädlicher als die Bosheit selbst. Der Jüngling, der aus den Gymnasien, oft aus dem Heimatsorte und dem älterlichen Hause auf den fremden Boden gelangt, wo er entweder die Bahn des Fleißes und der Sitte, oder die Zügellosigkeit einer unverstandenen Freiheit ergreift, ein anderer Hercules am Scheidewege, nur daß er keine herculische Kraft besitzt, kann nur allzu leicht zu Grunde gehen. Hofrath Zachariä war zweiter Vater für die jungen Studenten. Sein Haus stand ohne Ausnahme allen offen. Die Unwürdigen sonderten sich von selbst aus, die Bildungsfähigen und natürlich die Gebildeten blieben. Er zog sie nach und nach in die achtungswürdigsten und freundlichsten Familienkreise der Stadt. Er zog die Scheidewand weg, welche vor seiner Ankunft den Studenten vom Einwohner trennte und dem Ausgezeichnetsten im Wege stand wie dem Rohesten. Ehedem konnte kein achtbares Mädchen unbeschimpft über die Gasse gehen oder sich auf den Spaziergängen sehen lassen. Halstücher und Shawls wurden jungen Damen weggerissen, unanständige Reden und Scherze ihnen entgegengerufen, mitunter fiel auch wol der Gänsemarsch vor. Solche Unschicklichkeiten gingen allerdings nur vor, wenn rohe Studenten recht betrunken waren, aber das waren sie nicht selten. Die Gebildeten billigten dies Verfahren nicht und schlossen sich davon aus. Als ich nach Heidelberg kam, war schon die Ruhe auf Gassen und Spaziergängen wiederhergestellt. Ein großer Ruf war dem Professor Zachariä schon vor seiner Ankunft vorausgegangen. Er stand als Lehrer und Mensch auf bedeu-

tender Höhe und die ersten unter den Professoren, die sich viele Jahre lang vergebens abgemüht hatten, dem Unfug zu steuern, fühlten neuen Muth durch das Herannahen eines solchen Bundesgenossen. Auch hatte Amalie von Helvig, die auf großartigem Fuße in Heidelberg lebte, und die Brüder Boisserée dahin gewirkt, die widerstrebenden Elemente zu versöhnen, indem sie ausgezeichnete Jünglinge in ihre Kreise zogen. Dies geschah indeß nur ausnahmsweise. Zachariä hingegen bestrebte sich nur für das Allgemeine und erreichte sein Ziel. Dieser Erfolg war in jeder Hinsicht ersprießlich für Heidelberg. Zwar gab es unter den damaligen Musensöhnen eine Fraction, die nicht aus Verderbtheit und Roheit, sondern aus falscher Scham oder gar aus Frauenhaß, aber keineswegs aus Widerwillen gegen Köchinnen dem alten Schlendrian fröhnten und echte Burschen bleiben wollten. Man sah sie selbst 50 oder 30, auch wohl 10 über die Chaussee hinwegrasen, hörte sie wol auch ein abgeschmacktes Bier- oder Weinlied brummen, aber sie fielen niemand mehr an. Es würde merkwürdig sein, ihre Namen gewußt zu haben, um zu erfahren, was die folgende Zeit aus ihnen gemacht hat.

Uebrigens hatte Heidelberg mehrere Jahre vor meiner Ankunft auch einen Glanzpunkt gehabt. Achim von Arnim, Brentano, auch mehrere sehr interessante Familien bildeten dort einen schönen poetischen Kreis; dieser zerstiebte in die Lüfte, weil seine Mitglieder sich nach verschiedenen Richtungen hin zerstreuten. Aber ein Duft der Poesie und zarter Geselligkeit blieb hier und da zurück, wie da wo Rosen gestanden.

Zu jener Zeit lebte auch die Familie Horstig, und das würdige Oberhaupt derselben, Consistorialrath und Erzieher des vortrefflichen Fürsten Georg von Bückeburg,

wohnte in Heidelberg. Horstig hatte von seiner Laufbahn früh scheiden müssen, weil eine Hirnzerrüttung ihn im frühen Mannesalter unfähig machte, darin zu beharren. Rastlose Geistesanstrengungen und ein zu weiches Herz mochten schuld an seinem Zustand sein, der, Dank sei es seiner vortrefflichen Gattin, bei ihrer sinnreichen Pflege nicht lange dauerte. Heldenmüthig widerstand sie der Roheit und dem Unverstand derjenigen, die ihn durch allerhand scharfe Mittel heilen wollten. Im Sinne des Wortes heilte ihn die edle Frau durch Liebe. Durch die Erfahrungen meines Lebens bin ich in Stand gesetzt worden, zu behaupten und zu beweisen, daß schöne Liebe allein die Gewalt hat, Geisteskrankheiten zu heilen. Dr. Pienitz in Pirna, dem viele Curen dieser Art gelungen sind, nahm mit Erfolg den Magnetismus zu Hülfe. Nicht alle Kranken, für welche seine Hülfe gesucht wurde, hatten Gattinnen, Mutter, Schwester, heldenmüthig und liebevoll wie eine Horstig, und nicht alle Irrenanstalten besitzen einen Pienitz, noch Krankenwärter wie derjenige war, den ihm die göttliche Vorsehung zum Beistand erkoren. Er hieß, wenn ich mich recht erinnere, Schilling. Sein Eifer war der eines rettenden Engels. Er sann Tag und Nacht über die Art und Weise, seine Pfleglinge zu behandeln. Er nahm sich ihren Zustand so zu Herzen, daß er nach mehrern Jahren sich in Gefahr befand, selbst zu erkranken und um Urlaub bitten mußte, sich zu erholen. Ich glaube, er hat seine segenbringenden Functionen wieder aufnehmen können.

Consistorialrath Horstig, vollkommen genesen, Vater einer zahlreichen Nachkommenschaft, in den Zeitblättern thätig, fand sich in seiner Lage sehr beengt, wiewol ihm sein Zögling, Fürst Georg von Bückeburg, einen Gna-

dengehalt von hundert Karolinen ausgesetzt hatte. Fürst Emich Leiningen, einer der geistvollsten Söhne des Throns, die jemals gewaltet, lernte Horstig kennen und schätzen. Er ließ ihn zu sich rufen und äußerte, wie tief es ihn schmerze, nicht in der Lage zu sein, ihm ein Los zu bereiten, welches seinem Verdienste entspräche. Es sei ihm jedoch ein Mittel eingefallen, ihm eine sorglosere Zukunft zu bereiten. Er habe sich aus wichtigen Gründen entschlossen, mehrere seiner Domänen zu verkaufen; unter diesen sei eine in der Nachbarschaft seiner Residenz, Amorbach, ganz geeignet, Horstig und seiner Familie einen reizenden Aufenthalt zu gewähren. Bei der Versteigerung der Domänen möchte sich Horstig zum Fürsten begeben und auf diese Besitzung bis zu 2000 Fl. bieten, für diese wolle sie ihm der Fürst überlassen. Er würde sie ihm so gern verehren, allein das stünde nicht in seiner Gewalt; Schloß Mildenburg, welches Götz von Berlichingen mit der eisernen Faust einmal besessen, das in der Schönheit seiner Lage wenige seinesgleichen hat, hieß diese Besitzung. Der Kaufpreis war nicht der fünfte Theil seines Werthes und des Fürsten Antrag edel. Allein wo sollte Horstig, der trotz seines angestrengten Fleißes vermögenslos war, auf einmal in kurzer Zeit 2000 Fl. hernehmen? Er wendete sich, aber vergebens an alle, deren Vertrauen er zu besitzen glaubte, aber man kannte ihn vermögenslos und er war kein Charlatan. Auch mußte die Sache insgeheim betrieben werden.

Der Tag der Versteigerung rückte heran. Horstig war trostlos. Alle, an die er sich gewendet hatte, mochten das Schloß Mildenburg für ein spanisches Luftschloß halten. Es war noch eine Nacht zwischen der Versteige-

rung, als Horstig trauernd in einer dunkeln Kammer seiner ärmlichen Wohnung einen schweren Brief mit dem Postzeichen „Bückeburg" erhielt. Er öffnete ihn ahnungslos, mit zerschlagenem Herzen. Sein junger Zögling hatte ihn ungefähr in folgenden Ausdrücken geschrieben: „Mein verehrter, sehr geliebter Freund! Der beiliegende Wechsel von 2000 Fl. trifft hoffentlich noch zu rechter Zeit ein, um einen gerechten Wunsch zu erfüllen. Die Veranlassung zu dieser Sendung gab folgender Brief Ihres Sohnes Georg, meines Pathen, an seinen kleinen Freund, den Ihnen wohlbekannten «Schusterbuben», den mir Georg als Beilage zu einem Briefe an mich zur Bestellung zusandte. Ich sende Ihnen beide Stücke." Der Brief von Georg an den Fürsten, den ich gleichfalls aus dem Gedächtniß herschreibe, lautete ungefähr folgendermaßen:

„Herr Fürst, mein lieber Pathe! Du mußt uns geschwind 2000 Fl. schicken, denn mein Vater braucht sie nothwendig. Er will ein schönes Schloß kaufen, welches wol 10,000 Fl. werth ist. Es ist das Schloß Mildenburg, welches die aufrührerischen Bauern damals niedergebrannt haben, und wo der gute Reitersknecht Georg, den der Götz so lieb hatte, umkam. Ich habe keine Zeit, es dir zu beschreiben, aber es ist sehr schön, und der Brief muß auf der Stelle auf die Post. Lebe wohl, mein geliebter Pathe. Schicke uns geschwind die 2000 Fl., und bestelle mir auch den Brief hier an meinen guten Freund, den Schusterbuben, mit welchem ich immer auf dem Schloßplatze spielte.

Ich verbleibe Dein Georg Horstig."

Gleich nach Empfang dieses Briefes reiste Horstig die Nacht hindurch zu Fürst Leiningen und erstand die Do-

mäne Mildenburg. Sie war noch bewohnbar. Ein schöner römischer Thurm, in welchem das Burgverließ befindlich, stand im Hof. Er ist hoffentlich nicht abgetragen. Ein Jude wollte ihn um 500 Fl. kaufen. Horstig ging in den Kauf nicht ein. Das hat mich immer von ihm gefreut. Ich erfuhr diese anmuthige Geschichte in Heidelberg. Man sagte mir auch noch, daß Fürst Georg von Bückeburg die Interessen der 2000 Fl. seines Darlehns von Horstig's Pension abzog. Ich habe Grund zu glauben, daß er sie ihm späterhin ganz geschenkt. Ich werde auf die Beschreibung dieses reizenden Sitzes und der Lebensweise seiner Bewohner zurückkommen.

Graf Paul von Haugwitz wurde mir einer der liebsten unserer preußischen Landsleute. Sein Ernst, seine Geradheit, sein Geist, seine Herzensgüte bildeten ein harmonisches Ganze, das mein Gefühl für ihn erweckte, in welchem sich Bewunderung und Liebe vereinigten. Oefters als jetzt sah man in jenen Tagen Jünglinge, die es sich zur Ehre machten, die Tugend zu ehren und zu lieben, denen Heuchelei so fern lag als Unsitte. Es ist jetzt anders! Viele schämen sich ihrer guten Regungen. Den Frauen ist das große Werk der Wiederkehr der Männer und Jünglinge zu allem Guten vorbehalten. Die Aufgabe ihres Lebens ist schwieriger und belohnender als je.

Mir war in jenen umwölkten Tagen die Poesie, was dem einsamen Wanderer auf Waldeswegen das Säuseln der Wipfel, das Seufzen der Nachtigall! Selten ist eine Gegend so wie die von Heidelberg geeignet, den innern Menschen harmonisch zu beleben, die Schlacken der Erde von ihm zu scheiden! In seinem ganzen Umfang genoß ich auf den Höhen der Waldungen, im Schos der Thale,

welcher die Blumen vor dem Hauch des Nordwinds schirmte, dies unnennbare Glück. Meine Kinder empfanden es mit mir, ohne andere Anregung als die ihres eigenen Gemüths. Nicht ohne Schauder lauschte ich abends den gewaltigen Klängen, die der Nordwind auf den Wipfeln des Odenwaldes wie auf einer Aeolsharfe sang. Es schien mir die ewige Klage der Geister der Liebe über das Weh der Menschheit! Die Sterne funkelten drein wie Augen, in denen Thränen stehen! In den Pausen des Sturms wurden die Lieder der tausendstimmigen Neckarwellen vernehmbar, die nun schon solange schweigen. Von der entzückenden Höhe des Wegs zum Wolfsbrunnen war der Wellenklang großartiger und milder zugleich. Diese Worte sollen nur die geistigen Reize Heidelbergs unverkümmert, wie sie damals waren, bezeichnen. Es hat seit der Zeit viel Veränderungen erlitten. Wer es aber früher nicht kannte, wird nichts vermissen. Wer nicht auf dem Wolfsbrunnen das ländliche Häuschen besucht, an dessen Wand ein breiter Herd von Rasenstücken luftig loderte, ein Kessel brodelte, stets bereit die Forellen aufzunehmen, die noch ahnungslos im Bache tanzten, — wer dann mit dem Fischermädchen an den Weiher ging, und sich aus dem Netz, das sich in einer Minute füllte, die schönsten Fische aussuchte, sie dann am ländlichen Tisch unter riesigen Bäumen genoß, der kann sich freilich nicht mit Behagen in die jetzige Bewirthung finden! Doch sind es meist nur die Söhne und Enkel der ehemaligen Besucher des Wolfsbrunnens, die man hier antrifft, und tiefer hin im Walde walten noch die frühern Zauber der Gegend. Leopold von Gerlach und Thorbecke klagten mir noch, daß die Verwaltung eine herrliche weitumschattende Linde, das Lieblingsziel des unsterblichen Opitz auf seinen einsamen Wan-

derungen, ausrotten lassen. Sie stand, wenn ich nicht irre, unweit vom Wolfsbrunnen. „Ach der Mensch vertilgt so gern, zumal wenn er seinem dunkeln Leben durch nichts anderes Bedeutung zu geben weiß!" Richtige Menschen vertilgen und zerstören, ein Surrogat fürs Schaffen! Ein Künstler hätte die Linde gemalt. Ein Beamter läßt sie niederhauen! Gott, wie entzückend waren unsere Gänge nach dem Wolfsbrunnen! Josephine Satorius, eine ganz idyllische Natur, und die liebenswürdige Baronin von Vambold, geb. von Gaugreben, zwei wahre Nachtigallen, begleiteten uns zuweilen mit Gesang. Auch meine Lieder tönten durch dies anmuthige Gefilde. Ein junger Componist aus Danzig, Namens Berger, hatte manches Lied Amalie von Helvig's, manches von mir, mit seelenvollen Tönen begabt. Ich meine immer: „Ein Lied ohne Musik sei ein Körper ohne Seele!" Es wäre vielleicht richtiger gesagt: „Eine Seele ohne Körper!" Doch ich vergesse, daß Felix Mendelssohn sogut wie die Nachtigall Lieder ohne Worte gedichtet.

Frau von Helvig führte uns oft in einen der vielen Gärten, die damals um Heidelbergs Fuß her grünten, zu einer dicken Milch, theils nach Schlierbach, theils nach Neuenheim. Wir waren meist 30—40 Personen, von denen ich einige nennen muß, sowol als Erinnerungslabe, als weil einige der Geschichte angehören: das Dreiblatt, beide Boisserée und Bertram, der Orientalist Professor Wilkie mit seiner Gattin, Tochter des großen Künstlers Tischbein, der Kirchenrath Daub, Hofrath Creuzer, Professor Negele, Schwiegersohn des hochberühmten Arztes May, und selbst ausgezeichneter Arzt, die Brüder Joseph und Eberhard von Groote, der Verfasser des Werks: „Faust's Versöhnung mit dem Leben";

der Componist Jakob Berger, die wunderschöne junge Witwe Bolongaro Crevenna mit ihren Freundinnen, die verwitwete Frau Thirry, die Amerikanerin Frau Heuser, die Witwe des berühmten Arztes Hofrath Dr. Seckel, die Hofräthin Dapping mit ihrer liebenswürdigen Tochter unauslöschlichen Andenkens, der früher erwähnte Hofrath Zachariä und seine Gattin. Diese waren mir die liebenswerthesten aus diesem Kreise, der sich in der Folge der Zeit noch vergrößerte. Von den später Hinzugekommenen, die ihn nur wenige Tage verschönten, muß ich vor allen Friedrich Schlosser, einen Verwandten Goethe's, dessen Gattin, geb. Dufay, und deren Reisegefährten, den Freiherrn Guaita, das Madonnenbild an seiner Seite, Melina Baronin von Guaita, die jüngste Schwester Bettina's von Arnim, geb. Brentano, nennen. Diese edle Frau hatte ich schon in Paris als ein noch vierzehnjähriges Wesen kennen lernen, deren aufblühende Schönheit mich unaussprechlich rührte. Ich fand sie bei der Frau André, der Gattin eines vortrefflichen deutschen Mannes, der in jener Zeit des Mistrauens und Argwohns bei Napoleon verdächtig geworden war, und lange den Tempelthurm bewohnen mußte. Die junge Brentano besuchte ihre Freundin André, um sie aufzuheitern und zu trösten. Ich fand die Familie André in Offenbach wieder.

Die Kreise der Frau von Helvig waren heiter bewegt, anmuthig belebt. Sie las gern meine neuen Gedichte vor, und erhob sie durch ihren schönen Vortrag, so auch ihre eigenen. Ich lernte dort viel. Eines Abends las ich meine Schrift über „Boisserée's Gemäldesammlung"; diesen Abend war Welcker mit seiner Gattin zugegen. Mir ahnte nicht, wo und wie ich ihn späterhin wieder antreffen würde. Die Zeit schien so glatt und so still wie eine stehende Flut, die tief in ihrem Schos

Strudel und Klippen verbirgt, indeß die ruhige Oberfläche den Himmel spiegelt. Die holde Schwester der Frau von Helvig, Luise von Cloch, war eine der anmuthigsten Zierden, sie war die Lieblichkeit, die lieblich vergeistigt, Auge und Herz erfreut. Auch ihr Wesen war ein Lied ohne Worte. Ihr Blick, ihr Lächeln sagten von ihrem tiefen und richtigen Gefühl für Natur und Poesie. Die unvergeßliche Markgräfin von Baden erfreute jenen Sommer Heidelberg mit ihrem Besuch. In ihrer Begleitung war Prinz Gustav, ihr damals dreizehnjähriger Enkel, Sohn ihrer Tochter, der Königin Friederike von Schweden. Mir wurde gesagt, daß er, der Throngeborene, sorgfältig für das Privatleben erzogen würde. Unter der Begleitung der Frau Markgräfin befand sich auch Frau Amalie von Helvig, zwiefach berechtigt als Weimaranerin und Gattin des hochverdienten schwedischen Generals von Helvig, dessen Abstammung als Sohn eines Tischlers ich hier erwähne, weil es allemal rühmlicher ist ein Dynast als der Abkömmling eines Dynasten zu sein, wenn nicht eigenes Verdienst den edeln Namen begleitet. General von Helvig war ehrwürdig durch seine Kenntnisse und Leistungen, nicht minder durch seine schöne Treue für das schwedische Königshaus, und durch seine Standhaftigkeit in den Prüfungen, die er deshalb bestanden.

Ich hatte Frau von Helvig nie so schön gesehen als an jenem Abend, wo die schmerzverklärten Blicke ihrer großen blauen Augen entzückender als jemals strahlten. Dem sterblichen Auge war die Lorberkrone um ihr edles Haupt her unsichtbar, aber das Seelenauge empfand ihn und fühlte warm ihre Thränen darauf beben. Ihre Gesichtszüge waren antik, sie glich der verstorbenen Henriette Herz, an deren Sterbelager Friedrich Wilhelm IV. sinnend

weilte, deren Bild nach Graff vor einer Biographie von ihr so wenig ihr Selbst zurückspiegelt als jene Schrift ihren Geist und ihr Leben. O nähme doch niemand, der eine edle Dahingeschiedene preist, die Backen voll, die Aeolsharfe ist keine Posaune!

Zu den Erwartungen, die damals Heidelberg bewegten, gehörte die von Goethe's Besuch bei Boisserée. Auch der General von Helvig sollte kommen, doch er wurde gefangen genommen, und seine Gemahlin eilte nach Mainz, um Gerechtigkeit für ihn zu erwirken. Bange Ahnungen bewegten die Gemüther ihrer Freunde; sie waren nicht grundlos, denn die edle Frau hatte schwere Kämpfe zu bestehen. Sie kehrte zurück ihrem Gemahl zur Seite, doch mit schwankender Gesundheit und gebeugtem Gemüth.

Zu jener Zeit hatte mich Freund Horstig zu dringend bestürmt, ihn auf seiner Mildenburg zu besuchen, daß ich beschloß, dorthin zu gehen. Ich glaubte schon in 14 Tagen zurück zu sein, es kam alles anders, wie so oft im Leben. Ein leichter Hauch weht unsere Kartenhäuser um!

Ich bewilligte den Bitten Schlosser's und Guaita's einen dreitägigen Aufenthalt in Frankfurt a. M. Georg Brentano lud mich sogleich zum Abend nach meiner Ankunft in seinen Garten ein, wo ich Guaita und Schlosser antraf. Am Vormittag hatte mich Friedrich Schlosser in den Dom, auf den Römer und in die Bibliothek geführt. Am andern Tage wurde die Umgebung durchrollt, vom Blühen der Sommerpracht, vom Reifen der Früchte hoch geschmückt. Die ganze Gegend heiter und zierdevoll, wie eine blühende Jungfrau! Heidelbergs Lächeln unter Thränen schneidet ins Herz, wie das eines

Mädchens, die um den Geliebten trauert! Mir ist ein Ruisdael lieber als ein Claude Lorrain.

Am Abend des dritten Tags hörte ich den „Don Juan", doch viel vernehmlicher noch das Klappern mit den Logenthüren. Die frankfurter Freunde empfahlen mir über Aschaffenburg zu gehen, wo Karl von Dalberg weilte, die Gemäldegalerie merkwürdige Stücke besaß und die Bibliothek viel Schönes aufzeigte. Friedrich Schlosser gab mir ein Briefchen an Professor Windischmann. Der Freihof wurde mir zum Absteigen empfohlen. Ich war dort sehr zufrieden. Noch neigte sich der Tag nicht als ich ankam. Die Gegend war schon damals sehr anmuthig, vielleicht hat sie noch gewonnen. Sie scheint ein Garten im großen Maßstab zu sein.

Ich eilte zu Windischmann. Von einer Menge schöner Kinder umgeben, an der Seite seiner Gattin und Schwägerin, empfing er mich mit herziger Höflichkeit, und lud mich zugleich zum Nachtessen ein. Meine Kinder tummelten sich mit den seinigen herum. Die älteste Tochter, schon die rechte Hand der jungen Mutter, machte sich viel um mich zu schaffen. Zum Nachtessen fand sich ein junger Gelehrter, Namens Merkel, ein. Ich sollte am Morgen mit Professor Merkel und Windischmann die Bibliothek sehen. Zum Nachmittag hatte mich der Fürst Primas beschieden, um mir die Gemäldegalerie zu zeigen. Der Abend sollte wieder Windischmann gehören. Ich gab mich ganz der Lust hin, „jung zu sein und schon einen Namen wie eine duftende Rose an der Brust zu tragen!" Berauschend drangen die neuen Eindrücke aller Gegenstände auf mich ein und umhüllten mir die Vergangenheit mit einem wohlthätigen Schleier. Der Morgen auf der Bibliothek entschwand auf Flügeln.

Professor Windischmann, dem ich so manches zu dan-

ken habe, machte mich auch mit einem Werke von Cornelius bekannt und verschaffte mir das Glück, die erste zu sein, die einige liebevolle Worte über den großen Meister zum Druck beförderte. Windischmann zeigte mir die Originalzeichnungen zum „Faust" von Cornelius, der sie ihm mitgetheilt hatte. Meine Ueberraschung war unaussprechlich: seit ich Rafael kannte, hatte ich nichts so Entzückendes gesehen. Diese Glut, welche die Seele durchdringt und fortreißt und dabei von der süßesten Anmuth beseelt ist, diese Klarheit der Darstellung, diese Reinheit der Form, diese Innigkeit des Gefühls, diese Natürlichkeit und Unmittelbarkeit: kurz alles was Rafael zum Rafael macht, macht auch Cornelius zum Cornelius. Wer hätte sich vorstellen können, daß man Goethe's „Faust" jemals im Bilde wieder lesen könnte! Ich weiß nicht, was ich 1811 darüber schrieb, ich erinnere mich nur, daß meine Worte gefielen, den jungen Meister selbst erfreut haben.

Einen schönen Abend bereitete mir Antoinette von Dalberg durch die Bekanntschaft mit der Fürstin Dalberg, einer Tochter des Dogen von Venedig, der schönen, geistvollen Pelina, die etwas leidend und in wehmuthvoller Stimmung mit ihrem Gemahl, dem Fürsten Dalberg, der eine Würde in Paris bekleidete, eine Reise nach Deutschland gemacht hatte und Karl von Dalberg besuchte. Sie trauerte noch um ein jüngst verlorenes Söhnchen. Der Schmerz über seinen Verlust hatte sich bei ihr gewaltsam erneuert, weil sie bei der Taufe des Königs von Rom das Becken getragen hatte, und beim Anblick des schönen, lieben Kindes Napoleon an ihr kürzlich verblichenes Kind im Grabe dachte. Auch ich hatte erst kürzlich einen dritten Sohn verloren! Der unverkennbare Schmerz der hohen jungen Mutter ergriff

mich gewaltig, und ich hatte große Mühe Fassung zu gewinnen. Denn ich hatte die Fürstin erheitern wollen, und das war in solcher Stimmung schwer; dennoch gelang es mir. Ich las sehr schöne Sachen von Chézy vor; auch in seinen Schriften aus persischen Dichtungen übersetzt athmet Schmerz.

Im ersten Saal der Galerie, wo ich sogleich eingeführt wurde, meine Kleinen an der Hand, erfreute mich der Anblick großer Gemälde von Hans Holbein und Albrecht Dürer. Eine bleiche, gespenstische Matrone vom jüngern Holbein in Lebensgröße, war lange der Gegenstand meiner Betrachtung, eine majestätische Gestalt mit edeln Zügen, wie reich mußte ihr Lenz geprangt haben! Welche Thränen hatten diese Wangen gefurcht, die einst die schönste Rose beschämten? Doch Geist und Liebe hatten das Leid besiegt und Anmuth blühte noch auf den Purpurlippen. „Es ist eigen, daß der Jugend der Anblick des Alters immer fabelhaft erscheint; sei es in der Abbildung, sei es in der Wahrheit!“ Der Weg dahin dünkt unermeßlich lang, als könne er nie zurückgelegt werden!

Der Mauritius von Dürer, eine Heldengestalt mit Feueraugen und sanft geschwollenen Lippen, ist in einem großartigen Stil mit ruhigen, weichen Farbentönen dargestellt. Sein St.-Erasmus flößte mir Entsetzen ein. Erfreulich war das Bild des Kurfürsten von Brandenburg und manche andere Zierde des schön beleuchteten Saals. Von Martin Schön, diesem sinnigen, tief gefühlvollen Meister, hatte ich selbst bei Boisserée nichts gesehen; hier traf ich vier Gemälde von ihm auf blauem Grund dicht mit goldenen Sternen besäet. Der Fürst trat ein, ein hoher Greis, aus dessen Augen Geist und Güte blickten, wehmüthig fast, doch zugleich

von Freimüthigkeit und Milde zeugend. Er führte mich im Schloß umher und schien sich meiner Freude über die Kunstwerke zu freuen. Ein lieblicher kleiner Rafael zog mich am meisten an; ich äußerte den Wunsch, ihn mir in Wasserfarben zu copiren. Der Großherzog zog einen Schlüssel aus seiner Tasche, den er mir lächelnd reichte. „Ich muß bald verreisen", sagte er, „hier können sie nun zu jeder Stunde hinein." Ich dankte, gerührt von seiner Huld. Napoleon's wohlgetroffenes Bild in einer Sonnenglorie blickte mich von einem Porzellantisch an. Ich liebte damals den Kaiser nicht. Herr von Dalberg seufzte, als ich ihm dies zu bemerken gab. „Nun", sagte er, „wir müssen sehen, wohin er uns führt! Jetzt müssen Sie auch meine Wohnung in Augenschein nehmen!" fügte er hinzu. Er führte mich in sein Arbeitszimmer. Dort saß eifrig beschäftigt sein geheimer Cabinetssecretär Urbanus Müller, der mich und die Kleinen mit wohlwollenden Blicken empfing. „Hier ist meine Seele und meine Hand!" rief der Fürst. „Ich bin kein Heinrich IV.! Doch ich habe einen Freund wie Sully. Ich arbeite 10 Stunden des Tags", fuhr er fort. — „Und warum so lange?" fragte ich ihn. — „Weil mir ein französischer Nachfolger bestimmt ist, Prinz Eugen von Leuchtenberg! Er wird mein Land auf französischen Fuß setzen, da muß ich alle Verhältnisse und Einrichtungen recht feststellen, das Los meiner Beamten sichern, sonst könnten die Guten, Getreuen und Befähigten weggeschickt werden und andere an ihre Stelle kommen! Wenn Eugen die Maschine schon im Gang findet, wird er meine Einrichtungen beibehalten." Ich ahnte, daß Karl von Dalberg's Arbeit eine vergebliche sei, doch ich schwieg und beschränkte mich ihn herzlich zu bitten, sich für sein Land und seine Freunde zu schonen! Indem wir eifrig spra-

chen, entwand mein Max die Brille seinen Händen. Lächelnd sagte der gütige Fürst: „Warte, Kleiner, dies Pfand muß ich auslösen!" Er griff nach einer Pappschachtel, die offen auf dem Schreibtisch stand, und reichte sie dem Kinde dar. Max griff aufs Gerathewohl hinein, und zog ein paar mit Perlen besetzte Armbänder heraus, die er mir sogleich überreichte, indem er mich herzlich küßte. Dann entließ uns der Fürst. Und vom Geheimrath Müller geleitet, stiegen wir in den Wagen, der uns zu Windischmann's Wohnung brachte. Wir fanden dort den Professor Merkel. Ich mußte einige Dichtungen hersagen, und die Freudenwogen des Tags wallten hoch auf, bis uns die Ruhe umfing. Wenige Tage darauf ließ mich der Fürst zum Abendessen einladen und stellte mir seine Gäste vor. Von allen Anwesenden beschäftigte sich Karl von Dalberg's alter Freund, der Minister Freiherr Röden von Stade, am eifrigsten mit mir. Dies war ein vielgeprüfter, edler Mann, voll Geist und Glut! Bei den Aeußerungen seines Wohlwollens ging mir das Herz auf. „Sie finden den Fürst Primas huldreich, liebenswürdig gegen seine Gäste!" äußerte die Frau von Röden gegen mich. „O hätten Sie ihn in Regensburg gekannt, als er dort Coadjutor war, so heiter und herzig habe ich niemand mehr gekannt! Jetzt fühlt man, welch ein Druck auf seinem Herzen lastet! Nur die Fülle seiner Güte, nur das Bedürfniß, alles, was ihn umgibt, zu erfreuen und seinen Lieben seine Qualen zu verbergen, macht ihn noch so heiter scheinen, bis er's endlich wird und bleibt, bis er allein ist. Da fallen ihn die Nattern des Undanks mit ihren Bissen an, denn er hat beinahe soviel Undankbare gemacht als Glückliche. Da nagen sein Herz die Sorgen um sein Land, um Deutschlands Zukunft —. „Wir sind alle Seiltänzer!" rief er

einmal aus und schüttelte sich vor Schmerz. Vor seiner Abreise führte mich noch der Fürst Primas zu Friedrich und Antoinette, seinen Geschwistern. Herzergreifend war der Anblick dieser zarten, gebrechlichen Gestalten, aus deren Blicken die innigste Geschwisterliebe leuchtete, und die in zwei Gestalten nur ein Wesen schienen.

Fritz von Dalberg war im hohen Grade musikalisch; die Musik offenbarte die Kraft und Zartheit seines Gemüths. Die Schwägerin des Fürst Primas, aus dem Geschlecht der Greifenklau, war wacker und liebenswürdig. Als einige der geistvollsten Frauen dieses Hofkreises galten: die Gräfin von Waldpott-Bassenheim, die Freifrau von Bambold-Umstatt, geb. Gräfin von Stadion, und die Baronin von Virth. Von den Geistesarmen schweige ich wie billig. Bald hätte ich vergessen der geistvollen, liebenswürdigen Henriette von Raden zu erwähnen. Sie vertrauerte ihre schöne Jugend um ihren Bräutigam, Wilhelm von Seckendorf, den der Tod ihr entrissen, als Poesie und Liebe ihn mit duftenden Kränzen schmückten. Unter den Hofcavalieren war Graf Waldpott von Bassenheim der unterhaltendste, er funkelte von Geist, Witz und Laune. Seine junge Gemahlin hatte die schönsten Schultern am Hof. Drei Domherren, von welchen Graf von Hatzfeld der geistvollste war, bleiben noch zu erwähnen. Als sie Napoleon vorgestellt wurden, maß er sie mit einem seltsamen Blicke, lächelte ironisch, sagte: „Voilà donc le chapitre de Mayence!" und drehte sich weg.

So hatte mich denn das Schicksal gleichsam an das Sterbelager der Aristokratie geführt; denn man lese nur den Gothaischen Taschenkalender, so wird man sehen, daß sie nur noch ein Scheinleben hat. Sie ist ein Zahn, von dem der Nerv weggebrannt ist, wenn er auch noch

wie eine Perle glänzt! Meine Nachbarinnen in Aschaffenburg erzählten mir oft von den alten Zeiten und vom kurfürstlichen Hofe in Mainz. Er war ein würdiges Seitenstück des Regenten Philipp von Orleans. Das Laster hatte damals die Maske weggeworfen, es bindet sie nun wieder vor!

Graf von Benzel-Sternau, mit seiner liebenswerthen Gemahlin und seinem hoffnungsvollen Knaben, kam nach Aschaffenburg, um dort zu leben. Man kennt seine Schrift: „Das goldene Vließ." Ich war unvermögend sie zu lesen, weil ich sie nicht verstand. Doch sein Gespräch war sehr anziehend und lehrreich für mich. Die Gräfin war eine Erscheinung von seltenem Werth, lieblich und harmonisch gebildet. Graf Benzel-Sternau besaß unter anderm ein kostbares Gemälde von Leonardo da Vinci, auf dem sieben Gestalten sichtbar waren und das die junge Herodias mit dem Haupte St.-Johannes des Täufers darstellte. Ich möchte es das herrlichste Bild des unsterblichen Meisters nennen.

Einen hohen Genuß gewährte mir die reichhaltige Gemäldegalerie des Freiherrn von Gruben. Einer der geistreichsten und gefühlvollsten Männer jener Zeit! Er hatte einen Rafael, der unter dem Namen der Madonna von der Eiche bekannt ist. Denselben Gegenstand hatte ich im Louvre, doch anders behandelt, angetroffen. Das Bild in der Gruben'schen Galerie, gleichfalls in Lebensgröße, war unendlich schöner, inniger und großartiger behandelt, prangender und wärmer in der Farbe. Sowie mir Gruben die Flügelthüren öffnen ließ, die es verbargen, rief ich auf einmal aus: „Himmel, ein Rafael!" — „Ein Rafael?" fragte Gruben. Ich versetzte: „Ja, ein Rafael! Und er muß ihn nicht lange vor seinem Tode gemalt haben." Gruben schüttelte den Kopf

wie Einer, der eben einen Schatz findet und zweifelt, ob die Juwelen echt sind. „Ach, wenn es ein Rafael wäre!“ seufzte er, „wie glücklich würde ich sein. Doch ich wage nicht es zu glauben.“ Mehrere Monate darauf, als ich in Mildenburg war, empfing ich einen Brief vom Baron Gruben, den ich sehr sorgfältig aufgehoben, aber in meinem jetzigen Zustande nicht herausfinden kann. Er meldete mir, daß er das Gemälde wegen besserer Bewahrung aus der Kiste habe heben lassen, und da habe er auf der Kehrseite eine italienische Inschrift gefunden, welche besagte, daß Rafael dies Gemälde für den Kardinal Bembo gemalt. Die Jahreszahl war die von Rafael's Tode. So hatte ich denn ganz richtig gesehen. Als ich 1831 in München die Galerie wieder zu sehen wünschte, fand ich den Freiherrn von Gruben nicht mehr am Leben. Sein Sohn gab mir auf meine Frage nach dem göttlichen Meisterwerk zur Antwort, daß er es mir nicht zeigen könnte; wollte mir aber nichts Näheres sagen. Auch hatte ich niemand von unsern gemeinschaftlichen Bekannten bei Grubens angetroffen.

Die Freundschaft des Großherzogs bewährte sich mehr und mehr. Er verstand mich ganz und widerstand hämischen Einflüsterungen und den Umtrieben seines Hofmarschalls, der mich nicht leiden konnte. Ich meinestheils habe seitdem oft bereut, daß ich mich an diesem Hofe mitunter taktlos betrug. Ich machte ein Spottgedicht, welches, wie man glaubte, sich auf den Oberhofmeister bezöge, und erbitterte ihn und seinen Anhang dadurch. Bei diesem befanden sich zwei junge Damen, davon die eine ihm unverkennbare Zeichen des Wohlwollens gegeben hatte, welches ein öffentliches Geheimniß war. Diese Damen waren gegen mich aufgebracht, weil ich bei Tafel, wo sie meine Freunde, die Fa-

milie Horstig, verspotteten, entrüstet ausrief: „Es ist zu bedauern, wenn würdige Menschen in ihrer Unbefangenheit solche Blößen geben, daß Personen, die nicht werth sind, ihnen die Schuhriemen aufzulösen, über sie herfallen können!" Die Wirkung dieses Ausdrucks erräth sich leicht. Ich hätte es gemäßigter sagen können und würde meinen Zweck besser erreicht haben, allein ich war noch nie bei Hofe gewesen. Der Hofmarschall suchte nun jeden ersinnlichen Anlaß zu erhaschen, um seine zärtliche Freundin zu rächen. Früher hatte ich keine Klage über ihn gehabt. Die Schwestern, welche ich nicht näher bezeichnen will, waren mit einer edeln Freundin des Großherzogs nahe verwandt; er suchte standhaft ihnen fern zu bleiben und kannte sie zu gut, als daß sie mir bei ihm hätten schaden können. Doch übten sie Einfluß auf den Troß der Höflinge, der dem Hofmarschall unterthäniger war als dem Gebieter.

Einmal bei Tafel, wo der Hofmarschall neben mir saß und bemerkte, daß ich Wachteln für junge Hühner ansah, rief er dies wie eine Neuigkeit dem Großherzog zu, der mir gegenübersaß. Die Miene des Großherzogs bezeigte die Misbilligung dieser Unschicklichkeit, und einer der Hofcavaliere rief dem Hofmarschall zu: „Wer kann es der Frau von Chézy verdenken, wenn sie ein Thier für das andere ansieht!" Diese Worte erregten ein Lachen, weil allen mein Gedicht, das alle kannten, dabei einfiel. Selbst Karl von Dalberg lächelte. Um mich selbst dafür zu strafen, daß ich es gemacht, will ich es hersetzen, soweit ich es noch im Gedächtniß habe.

Die Nachtigall; eine Fabel nach dem Persischen.

An einem schönen Frühlingstag
In Wonne die Schöpfung versunken lag.

Der Himmel ließ von lichten Aun
Die schönste Zier der Blumen thaun.
Und Duft und Klang, Gesang und Lust
Erfüllten selig jede Brust.
Der Esel nur stand fühllos da,
Schrie frisch drauf los sein y aia.
Denn ob die ganze Schöpfung blüht,
Der Esel nur die Krippe sieht,
Und ob die Flur voll Rosen steht,
Der Esel nur nach Disteln geht.

Hier verläßt mich mein Gedächtniß. Meine Gedichtsammlung ist mir abhanden gekommen. Das Gedicht sagte am Schluß:

Die Biene nicht nur Honig saugt,
Versucht auch, daß ihr Stachel taugt.

Und ich hatte es aus keiner andern Ursache drucken lassen, als um zu zeigen, daß es im Grunde harmlos war, und keine Persönlichkeiten enthielt. Karl von Dalberg nahm es nicht übel. Er sprach nie mit mir davon, doch ich hatte erfahren, daß er Bedauern darüber geäußert habe.

Als Napoleon mit Marie Luise nach Aschaffenburg kam, trug mir der Großherzog auf, ein Lied zu dichten, welches als Prolog im Theater gesprochen werden sollte. Es lag auch ein Prachtexemplar auf der Brüstung der kaiserlichen Loge. Doch Napoleon hielt sich nur einige Stunden beim Großherzog auf. Er war vormittags angekommen, hatte ein Bad genommen, einige Kirchen besehen, gefrühstückt und war weiter gereist. In den Kirchen hatte er Freude darüber bezeugt, daß sie mit Sitzen angefüllt waren, und gefragt, ob denn in Deutschland keine Stühle für die Gemeinde von den Anwesenden bezahlt würden? Auf die verneinende Antwort hat er ausgerufen: „Das ist brav. Diese scandalöse Stuhlvermiethung in Paris wird abgeschafft, sobald ich wieder

hinkomme!" O, er hatte bei seiner Wiederkehr an andere Dinge zu denken! Und die Stühle der Vermietherinnen kommen wahrscheinlich noch heute vor. Dieser störende Unfug ist eingerissen, seit die in der Schreckenszeit ausgeraubten und verschlossenen Kirchen von ihren Bänken entblößt waren und sich wieder mit Gläubigen füllten. Da wurden für einiges Geld Stühle gebracht. Es hieß im Anfang immer, man würde die frühern Sitze wiederherstellen, allein die Stuhlvermietherinnen bestanden auf ihr neues Recht, das sie sich angemaßt hatten. Die Kirchenverwaltung bezog einen Pacht für die Stühle; und die Restauration, die so manches wiederherstellte, ließ es dabei.

Geheimrath Müller, der treue, gütige Freund, der stets darauf bedacht war, uns Freude zu bereiten, forderte mich auf, im Rheingau die Weinlese mitzumachen. Er adressirte uns an eine sehr theure Freundin, die Oberamtmannswitwe Hertling in Geisenheim, eine sehr liebenswürdige Frau, die uns auf das herzlichste aufnahm. Damals wohnte noch keine Adelheid von Stolterfoth in der Mitte eines Blumenparadieses. Aber Geisenheim war ein wonniges Fleckchen der Erde! Ich dichtete dort mein bekanntes Rheinlied, von welchem ich aus Rücksicht auf Chézy's Verhältnisse den Schluß weglassen mußte, als meine Sammlung herauskam. Der Herbst war einer der schönsten, die es jemals gab. Die Weinlese ging am 13. October an. Meine zwei Lockenköpfe mit ihren griechischen Röckchen und Bauschärmeln, mit Körbchen am Arm und einer Winzerschere bewaffnet, waren unermüdet und flink bei der Arbeit. Die Besitzer der Weinberge liefen einen beim Vorbeigehen fast um und um und zwangen einem die Trauben auf. Wenn wir versicherten, welche gegessen zu haben, sagten sie: „Unsere sind gewiß

süßer!" Um leere Fässer that es noth, man hatte keine für den Zehnten. Arme und Kranke wurden reichlich mit süßem Most begabt. Seit Menschengedenken war nicht ein solcher Ueberfluß gewesen. Das ganze Volk war beseligt, überall schallten fröhliche Lieder, und jeder Grasplatz wurde zum Tanzsaal. Der Most war ein Lethe, in dessen berauschenden Wellen man alles vergessen mußte, was je das Herz bedrückt.

Die Weinlese 1811 war vorüber, frühlingsgleiche Tage hatten sie begünstigt. Meine Freundin Hertling bot mir an, uns auf den Niederwald zu führen. Bei aller ihrer Liebe für die Poesie, vergaß die theure Frau die Erde nicht. Sie packte einen großen Korb voll Wildpret, Geflügel und Backobst, ließ es auch an köstlichem Rheinwein nicht fehlen, und nahm den Weg mit mir und meinen Kindern nach dem Niederwald. Unter unsern flüchtigen Schritten rasselten die Baumblätter, die diesen Sommer so fröhlich wie nie gegrünt und die Bäume schon vor Anfang des Frühlings geschmückt hatten. Das Rasseln schien mir ein Trauergesang der scheidenden schönen Zeit und stimmte mich unaussprechlich trübe, doch auf der Höhe standen noch holde Waldblumen, sangen noch Drosseln und Amseln, haftete noch das fallende Laub. Wir überblickten einen großen Theil des herrlichen Rhein und die grünen Waldeshöhen, die noch in voller Schönheit prangten. Wir verzehrten unser wohlbereitetes Mahl unter dem Laubdach schattiger Bäume, und es wollte uns gleichwol bedünken, daß der Wald sehr einsam wäre, aber auch hier hatte der Himmel schon für uns gesorgt. Eine fröhliche Gesellschaft kam singend vorbei. Nannette Werner, Bertha von Beer, ihre Schwester, auch eine Menge anderer lieblicher Mädchen und Frauen, von ihren Verwandten begleitet, mit ihnen der junge

Friedrich Förster aus Berlin. Alle mit Eichenzweigen auf Hüten und Kappen geschmückt, schritten auf uns zu. Die einen kannten die liebe Hertling, die andern hatten mich irgendwo bemerkt, und hießen mich an diesem reizenden Platz willkommen. Alle versammelten sich um uns her und ich wurde bestürmt, Lieder herzusagen. Man kann dem Dichter keinen süßern Zwang anthun. Ich sträubte mich nicht, ich machte den Anfang mit meinem Rheinliede; denn das jüngste Kind unserer Phantasie ist uns immer das liebste! Wir nahmen Platz an der Rotunde und ich sprach das Lied:

Unendlichkeit der reichen, süßen
   Natur,
Laß froh und kindlich dich begrüßen
   Auf dieser Flur!
Der schönste Sitz auf weiter Erden
   Ist hier!
Nur Eden kann verglichen werden
   Mit dir!

Wogt ruhig, helle Silberfluten
   Vom Rhein!
Nehmt auf in euch des Himmels Gluten,
   Der Sterne Schein!
Euch trübt kein Weh; kein Kriegsgetöne
   Wird euch bewußt,
Ihr strahlt in ewig junger Schöne
   Und Lust!

O Strom, den Gott in seiner Milde
   So schön gemacht!
O reich gesegnete Gefilde,
   O süße Pracht!
Wohin ich nur die Blicke richte
   Quillt Seligkeit!
Hier strahlt von Gottes Angesichte
   Die Herrlichkeit!

Solang du strömst in deiner Schöne,
O Vater Rhein,
Solange werden deine Söhne
Noch Deutsche sein!
Nicht stets dem Fremdling untergeben
Dein Ufer liegt!
Die Form zerfällt, der Stoff bleibt Leben,
Das Gute siegt!

Die Seelen der Zuhörer loderten auf in heiligen Flammen. Die Worte des Liedes hatten die Wunde berührt, die in allen deutschen Herzen blutete; so einfach sie waren, weckten sie Hoffnung und Muth. Vielleicht war dieses Lied damals noch das einzige, das eine Zuversicht aussprach, die schon in Gottes Rathschluß der Erfüllung so nahe war, und schon war Argwohn in Napoleon's Herzen erwacht.

Der Fürst Primas sagte mir öfters: „Liebe! Sie geben zuweilen ihrer Empfindung Raum und leihen ihr Worte, überall gibt es Lauscher. Armes Kind, ich könnte Sie nicht retten! Denken Sie an Ihren Gatten, an Ihre Söhne." Doch ich ließ mich nicht warnen. In mir glühte eine unumstößliche Sicherheit, die ich schon 1810 in Heidelberg ausgesprochen hatte. Eine prophetische Stimme in meinem Innern verkündete mir Napoleon's nahenden Untergang, und daß das Kind, welches Marie Luise unter dem Herzen trug, nicht auf den Thron steigen, sondern in der Blüte der Jahre sterben müsse, ja, daß die Bourbons wiederkehren und regieren würden. Ein unerklärbarer, unwiderstehlicher Drang hatte mir diese Worte entrissen. Noch leben welche, die sie gehört haben. Manche hielten mich für geistesverwirrt, andere für eine Feindin des großen Mannes, aus welcher der Haß spräche! Alle diese irrten sich. Meine Worte waren Weissagungen,

sie haben sich bewährt. Und seitdem ist mir noch oft die Gewißheit geworden, daß mich die innere prophetische Stimme nicht täuscht; sie erschallt, ich weiß nicht woher, sie verhallt, ich weiß nicht wohin! Sie sagt mir nicht wann, nicht wie, nicht warum? Aber sie verkündet treu, was im Schose der Zukunft liegt. Als Beispiel führe ich das Lied an, das ich beim Jubel der Kanonen sang, als die junge Herzogin von Orleans zu ihrer Vermählung über den Rhein ging. Man bestürmte mich damals, es dem Drucke zu übergeben, als ich es in einer großen Gesellschaft in Stuttgart las; indeß wollte ich den Himmel der jungen Neuvermählten auch nicht mit dem leisesten Wölkchen trüben. Hier ist das Lied:

An Helena, Herzogin von Orleans.

Du läß'st die Heimat, die dich hold umfangen,
Und trübe folgen Sehnsucht dir und Bangen,
In deiner eignen Brust. Dein Genius
Warnt leise dich; du rufst: „Ich will, ich muß!"

O losgeflattert Blatt vom Heldenstamme,
Geschleudert wild im Wirbelsturm der Flamme,
So schön, so reich in Seele und Gemüth!
Was ist's, das dich zum fremden Ufer zieht?

Welch liebend Aug' wird deinem Blick begegnen,
Welch treues Herz wird deine Tage segnen?
Dein harrt nur Undank, Leichtsinn, bitt'rer Schmerz!
Denn, armes Herz, du bist ein deutsches Herz!

Vergebens ringst du einst nach süßer Labe,
Nach einer Stund' an deiner Mutter Grabe!
Nach einem Lüftchen nur vom Heimatstrand,
Verlassen du im liebefremden Land!

Hörst du die Seufzer drüben an der Säule?
Mordburst'ger Tiger donnerndes Geheule?
Dort blutete ein edles, deutsches Herz,
Dort floh die Unschuld jammernd himmelwärts.

Dem Boden gleich gemacht sind alle runden
Tourellen, wo die Hände wund gewunden.
In Kerkersnacht drei Engel schmerzvereint,
Davon nur einer noch auf Erden weint!

Auf allen Schritten werden Blutesspuren
Still drohend leuchten! Fern auf Thal und Fluren,
Wie süß umher des Wohllauts Strom auch wallt,
Schneidend hindurch das Ach der Geister hallt.

Dorthin eilst du! Es schwebt vor deinem Blicke
Ein lockend Bild von Macht und Herzensglücke.
O schöner Traum! O Jugendzuversicht!
Du fliehst, — o brich im Fliehn das Herz ihr nicht.

Die lockend Jubeltön' aus eh'rnen Röhren
Empfangen, falsche Huld'gungen bethören.
Blick' in die Herzen: Mitleid, Wehmuth glüht
Für dich allein in Volkes Hochgemüth!

O könntest du der Fluten Sprache lauschen,
Zurück! zurück! tönt ihr prophetisch Rauschen,
Und bleiche Schatten mit verstörtem Blick
Winken dir, Liebe, bang: „Zurück! zurück!"

Umsonst — so möge denn auf Dornenpfade
Dir leuchten liebevoll das Licht der Gnade;
Und find' im Land', das deine Wieg' umgab,
Einst Trost der Liebe und ein ruhig Grab!

Die letzten Kanonenschüsse zur Feier des Empfangs der Prinzessin dröhnten noch fort, als dies Lied schon fertig war, so rasch hatte ich es gedichtet. Ich glaube

es ist hier der Ort, einen dritten merkwürdigen Fall aufzuschreiben.

Ich war in Roßheim, meine Stimmung war ruhig, von politischen Bewegungen erfuhr ich nichts, weder durch Zeitblätter, noch durch Correspondenz. Es war am 4. October 1836, als ich vom Lesen eines französischen Buchs ermüdet am Abend in Schlummer sank. Wilhelm war in Baden-Baden, Max in Ischl; von beiden hatte ich gute Nachrichten bekommen. Bis gegen Mitternacht schlummerte ich fest. Urplötzlich weckte mich ein Geräusch; ich setzte mich neugierig auf mein Bett hin, aber mir war als wäre ich nicht dort, sondern auf einer unabsehbaren Ebene, die voll Soldaten in Schlachtordnung vor mir lag. Ich hatte früherhin Napoleon's Truppen in solcher Stellung gesehen. Ich staunte sie an, als wie aus viel tausend Kehlen der Ruf „Vive l'empereur!“ mit unbeschreiblicher Gewalt die Luft erschütterte. Dreimal erklang er. Dann verschwand die Armee. Die Ebene und alles war todesstill. Mich überfiel ein Grauen, ich zündete Licht an und nahm ein Buch, es interessirte mich wenig, allein ich konnte nicht wieder einschlafen. Am Morgen ging ich zu Herrn von Brauer hinunter, wo ich zu jeder Stunde willkommen war. Ich erzählte der Familie meine Vision. Denn nach einigen frühern Erfahrungen mußte ich den Vorgang der Nacht dafür erkennen. Einige meinten, es wäre ein Traum gewesen, andere hielten es für eine Einbildung. Justine von Brauer, jetzt Gattin des Maire von Roßheim, hatte mir mit großer Aufmerksamkeit zugehört. Abends kam der Omnibus von Strasburg mit Briefen und Zeitungsblättern an. Die Botenfrau erzählte, was vergangene Nacht in Strasburg geschehen. Fräulein Justine rief sogleich aus: „Mein Gott, dies ist ja Ihre Vision von

dieser Nacht!" — „Ja!" rief ich, mehr als meine junge Freundin erstaunt, denn ich hatte den Vorgang schon vergessen. Die Botenfrau setzte zu ihrer Erzählung noch die Worte hinzu: „Jetzt führen sie Ludwig Bonaparte nach einer Festung!" Da rief es von neuem aus mir heraus: „Und wenn sie ihn bis an das Ende der Welt führten, er wird Kaiser!" So also hatten Geisterstimmen den vieltausendstimmigen Ruf: „Es lebe der Kaiser!" der in jener Nacht in Strasburg erklungen war, zu mir heimgetragen, und meinem innern Auge war das Kriegsheer erschienen, dem Napoleon's Adler vorausfliegen sollten. Als meine Freunde in Roßheim acht Jahr später die neuen Begebenheiten erfuhren, mögen sie lebhaft an mich gedacht haben. Schon lange hatte ich nicht mehr hingeschrieben.

Kehren wir zum Zeitpunkt 1811 nach Aschaffenburg zurück. Es war nun Zeit, einmal nach Mildenburg zu gehen. Ich trug Sorge, meine Angelegenheiten in Heidelberg zu ordnen. Chézy gab mir die Mittel dazu, und ich beschloß in Aschaffenburg zu bleiben, weil ich dort soviel für mein Herz fand und sorgenfreier leben konnte als in Heidelberg. Ich empfing die liebevollsten Briefe von der Schwiegermutter und von Chézy. Der Großherzog sprach mir Trost zu. „Er wolle das Werk der Versöhnung zu Stande bringen", verhieß er! Ich hoffte nicht, daß es ihm gelingen könnte. Nur zu richtig hatte ich gesehen!

Die sieben Stunden, die Aschaffenburg von Mildenburg trennen, wurden rasch zurückgelegt. Auch der Main hat seine Schönheiten, wenn er gleich nur ein Halbbruder des Rhein ist. Die Klingenburg spiegelt sich in seiner Flut. Die Abhänge, welche sie überthront, schmücken herrliche Reben, aus denen ein edler Wein gekeltert wird.

An den Ufern des Flusses entlang herrscht verständiger und fleißiger Anbau, die Landleute sind gesittet und heiter. Gegen Mildenburg zu, wo die Gegend romantischer und schönheitreicher, bis tief in den Schos des Waldes hinein, begegnet man den Spuren des Aufenthalts der Römer und den Trümmerburgen des Mittelalters. Die erste und zweite Ausgabe meines Reisebuchs nach Heidelberg, Manheim, dem Neckarthal, dem Odenwald u. s. w. enthält schätzbare Aufsätze von Mitarbeitern, unter denen die Beschreibung des Odenwaldes vom gräflich Erbach-Erbach'schen Regierungsrath J. F. Knapp, welche eine so gedrängte als ausführliche Beschreibung der Ueberreste des Alterthums, wie auch eine des gräflich Erbach'schen Museums enthält, höchst empfehlenswerth ist. Uebergangen sind jedoch in diesem Aufsatze die merkwürdigen Hainsäulen, eine weite Strecke von der Mildenburg bergauf, wohin uns Freund Horstig führte. Diese gigantischen Trümmer, deren Entstehung uns ebenso räthselhaft ist, als die des Riesensteines bei Heidelberg, enthalten unter anderm eine Säule von vierzehn Fuß Höhe, die wie die andern geringern aus einem Stücke ist. Alle diese Trümmer fanden wir ohne Schaft und Capitäl und unaufgerichtet. Der Deutsche ist gleichgültig gegen seine Schätze aus der Vorzeit. Vor vielen Jahren machte Kotzebue auf die Riesensäule im Odenwald aufmerksam. Er schlug vor, sie bei Leipzig aufzustellen. Ich bin nicht seiner Meinung, es thut mir weh, wenn solch ein Schatz seinem heimatlichen Boden entrissen wird. Wenn die Riesensäule im Odenwald an dem Platz, wo sie gefunden worden, aufgerichtet würde, welch ein stolzer Schmuck würde sie der Gegend sein, und es bedürfte dazu keiner andern Kosten, als die ihrer Aufrichtung und Feststellung, zu welcher alles schon seit vielen Jah-

ren vorbereitet liegt. Die fürstlichen und gräflichen Besitzer der Schlösser und Ruinen am Mainufer sollten sich vereinigen, um diese Denkmale vom Untergang zu retten. Sie fänden drastische Mittel, ein Werk auszuführen, welches Kotzebue durch einige Federzüge gelang. Er hat die heidelberger Schloßruine gerettet, indem er in edler Entrüstung dem unvergeßlichen Karl Friedrich eine kräftige Vorstellung wegen der gewaltsamen Zerstörung sandte, von welcher sie bedroht war und die schon viele Jahre hindurch über sie ergangen war. Sie wurde so nach und nach abgetragen. Wenn die Landleute Bausteine brauchten, fuhren sie hin und holten sich welche von dort, man ließ sie gewähren. Nicht das feindliche Geschütz und nicht die Gewalt der Stürme hat die heidelberger Schloßruine so ruinirt, wie der feige Stumpfsinn jener Tage. Kotzebue erfuhr, ich weiß nicht wie, daß eine Behörde in Karlsruhe oder in Heidelberg bereits mit einigen Mitgliedern jener Gesellschaft, die man die schwarze Bande hieß, einen Kaufcontract abgeschlossen und daß bereits alle Anstalten getroffen seien, die ganze Schloßruine abzutragen und dem Boden gleich zu machen; konnte man doch eine große Summe Geld dafür lösen. Zugleich mit der Sendung nach dem Markgrafen hatte Kotzebue in seiner weit verbreiteten Zeitschrift: „Der Freimüthige", seine Stimme über diese Unthat erhoben, es war die höchste Zeit. Karl Friedrich nahm Kenntniß vom Kaufcontract und ließ ihn auf der Stelle vernichten. Graf Karl von Graimberg hat diesem Vorgang in seiner Kunstsammlung ein Denkmal gestiftet. Um die Todtenpaste des ermeuchelten Kotzebue hat er die Geschichte dieser That, das Bildniß des Mörders und einige Gegenstände, die darauf Bezug hatten, vereinigt. Im Katalog dieses Museums, das jetzt im

Schlosse Raum gefunden, und in den Nachträgen zum Katalog wird der Leser mehr über diesen Gegenstand finden. Dies Werk verdanken wir dem verdienstvollen Gelehrten Professor Leger, der auch durch den Führer in den Ruinen des Schlosses Heidelberg dem Vaterlande ein schätzbares Geschenk gemacht.

Doch wir sind jetzt in der Mildenburg, auf der malerisch entzückend gelegenen milden Burg, wie sie ihr damaliger Besitzer nannte. Ihre Ringmauer war vierzehn Fuß breit. Wir verlebten dort herrliche Stunden. Horstig war ganz Seele und Geist, Milde und Redlichkeit und er wirkte wohlthuend. Sein Grundsatz bei Erziehung seiner Kinder war hauptsächlich, darauf bedacht zu sein, nichts zu hemmen und vorsichtig zu entwickeln, welches zugleich die mühsamste und die leichteste Erziehungsmethode sei. Ich glaube, er hatte recht. Horstig hatte viel Aehnlichkeiten mit Jean Paul, in der Milde, Weichheit und Anmuth seines Geistes; es wurde einem wohl in seiner Nähe, in seinem Hause. Von seinen Schriften sollte eine Auswahl herausgegeben werden; sie enthalten viel Erfreuliches und Lehrreiches. Er war von allem Dünkel frei, voll Bescheidenheit und Wohlwollen. Der Takt, den er in Gesellschaften beobachtete, war ganz auserlesen und ging durchaus aus seiner schönen Natur hervor. Seine vortreffliche Gattin Susette war sehr lebhaft, in Außendingen von ihm sehr verschieden, aber im Innern ihm ähnlich. Seine Schwägerin und Schwager, die ich blos durch ihre Briefe kenne, fand ich geistvoll und gemüthlich, hatte übrigens Julien und Minna öfters gesehen. Horstig war einer der seltenen Menschen, die ausschließlich und freudig nur dem Schönen und Guten leben. Bei meinem mehrmaligen Aufenthalte auf Schloß Mildenburg und bei durch-

aus vertraulichem Umgange mit der ganzen Familie kann ich rühmen, daß ich nie ein nachtheilig Wort über andere von ihnen gehört. Seine ganze Zeit war dem Unterrichte seiner Söhne und Töchter gewidmet. Seine Art zu belehren war kunstlos, aber zweckmäßig, die jungen Wesen glaubten dabei fortzuspielen. Geschichte, Sprachen, Erdkunde, Musik wurden durch seinen Unterricht zu Ergötzlichkeiten. Gemüthserhebung und Andacht gingen aus der Belehrungsweise selbst hervor. Die Gebete waren kurz und innig. Auf dem Lustwandeln im Wald und Thal oder auf schattigen Anhöhen bot sich ganz natürlich Anlaß dar, von den geschaffenen Dingen zum Schöpfer überzugehen. Es war Horstig's Grundsatz, alle religiösen Gegenstände zart zu berühren und das Licht des Glaubens so allmählich zu verbreiten. Wie der junge Sommermorgen, der mit Dämmerung beginnt und wie Rosen blühet, ehe er golden glühet.

Horstig und die Seinigen standen im Umkreis der Gegend wahrhaft in Achtung. Man kannte ihre Denkungsart und ihren Wandel, man ehrte und liebte sie im gleichen Maße. Der geistreiche Fürst Karl Emich von Leiningen, dessen vortreffliche Gemahlin, jetzt Herzogin von Kent, sahen sie oft. Sie luden uns zu sich ein, besonders wenn sie Musik oder Vorstellungen auf des Fürsten Privattheater hatten. Nach der Tafel war Lectüre. Das Leben der damals jungen Fürstin war musterhaft. Frühmorgens begab sie sich zu ihren zwei Kindern, sprach mit ihnen ein kurzes Gebet, leistete ihnen voll Zärtlichkeit alle Dienste einer treuen Wärterin. Kein unsanftes Wort störte das selige Glück der frohen Kinder und der zärtlichen Mutter. Die Fürstin unterrichtete Karl und Feodora ganz nach Horstig's Grundsätzen, den ganzen Morgen hindurch bis zwölf Uhr.

Dann widmete sie ihre Muse den edeln Beschäftigungen, mit denen sie ihr Leben schmückte: der Malerei, der Musik, in der sie Meisterin war, und den feinsten und sinnreichsten Arbeiten. Nach der Tafel ritt sie aus. Die Abende wurden auf verschiedene Art ausgefüllt, oft mit den Kindern zugebracht. Der Anblick der drei schönen Gestalten schien ein Bild von Leonardo da Vinci zu sein, das ins Leben getreten: so vergeistigt war ihre Schönheit. Correggio, Luini, Leonardo da Vinci stellten einen eigenthümlichen Charakter weiblicher Schönheit vor. Ein sinniges, feines Lächeln, große Augen, halb von den Wimpern verhüllt, eine gedankenreiche Stirn, warme zarte Färbung des Gesichts, ein zierliches Oval des Hauptes herrschten darin vor. Agostino Caracci, selbst Ludovico Domenichino malten noch in diesem Geist, von welchem man in andern Schulen, selbst in der römischen und florentinischen keine Spur findet. Man findet jetzt selten Gesichtsbildungen oder Gestalten, die an die Gebilde der herrlichsten alten Geister Italiens und Deutschlands erinnern. Menschlichkeit und Kunst sind fleischlicher geworden. Geist und Phantasie der Aeltern bringen schöne Kinder hervor. Während der ersten Kindheit sind beinahe alle Kinder schön und bleiben es, bis das Leben sie verheert und verflacht. Nur Geist und Gemüth, nur die Schönheit des innern Menschen kann die äußere aufrecht erhalten.

Fürst von Leiningen war ein leidenschaftlicher Jäger und ein trefflicher Schütze. Er leitete musterhaft sein Privattheater und wurde von einigen Personen seines Hofstaates und von den Bewohnern Amorbachs nach Wunsch unterstützt. Ein solches Theater ist ein vortreffliches Bildungsmittel für eine ganze Gegend; auch die Persönlichkeit der Dilettanten wirkt darauf ein. Keine ehrgeizigen Absichten, kein Eigennutz liegen ihren Lei-

stungen zu Grunde: reine Liebe zum Schönen, edles Bestreben, Freude und Genuß zu verbreiten, befeuert ihr Spiel. Auch gehen zuweilen die schönsten Talente aus Privattheatern hervor; es sind Vorübungsschulen für die Schauspielkunst. Wenn man sich gegen sie auflehnt, als Eitelkeit nährend u. s. w., so möge man bedenken, daß eitle Wesen bei jeder Unterhaltung, bei jedem Erscheinen in Gesellschaft Gelegenheit finden, ihrer Leidenschaft zu fröhnen und unedeln Trieben Raum zu geben. Es hängt ganz von der Wahl der Stücke ab, wie sie auf das Gemüth der Darstellenden und auf den Kreis der Zuschauer wirken sollen. Ungezwungenheit der Haltung, Sinnigkeit des Gesprächs, des Ausdrucks, der Geberde werden durch das Auftreten junger Personen auf Liebhabertheatern befördert. Mögen doch manche unter ihnen einer gewissen Scheu vor fremden Menschen zu erscheinen Raum geben; manche andere, sich ohne Anlagen wissend und nicht erscheinen wollend, mögen zurückbleiben; niemand wird sie tadeln. Allein man tadle auch nicht diejenigen, die sich nicht weigern, die Freuden der Gesellschaft zu erhöhen, und lege ihnen auch nicht Absichten unter, die jungen reinen Gemüthern fern bleiben. Alles hängt vom Geiste ab, in welchem eine Sache betrieben wird.

Als ich in Aschaffenburg war, wünschte der Fürst Primas, ich möchte mich an einem Stück für sein neues Theater versuchen. Der Director Schummauer, Karl Heuser, ein echtes Talent, das an den unsterblichen Fleck erinnerte, Madame Witz, eine schöne seelenvolle erste Liebhaberin, ihre Gatte, ein Intriguant ersten Ranges, auch in Lust- und Schauspiel sehr verwendbar und andere brauchbare Mitglieder bildeten den Kern der Gesellschaft. Das neue erbaute Theater war sehr stattlich, das Or-

chester von seltener Ausbildung. Der berühmte Stärkel, ein seelenvoller Componist, ein gefühlvoller Dirigent leitete es. Ich wählte zum Stoff meines Dramas „Eginhard und Emma". Ich will nun gestehen, daß ich etwas ganz Unleidliches schrieb und mich viel damit wußte. Mit hochklopfendem Herzen eilte ich zu Frau von Wolzogen, um mein Meisterstück vorzutragen. Himmel! wie stürzte ich aus meiner Höhe herab, als die edle Frau mit sichtbarem Misfallen zuhörte und mich in kurzen Worten, die mich ganz überzeugten, ich habe da etwas ganz Wirkungsloses und Gewöhnliches geschrieben, belehrte. In den Worten der Frau von Wolzogen lagen Klarheit, Redlichkeit und Antheil an mir. Ich hatte denen, die mir wohlwollten und mein Bestes im Auge hatten, nur zu oft Anlaß gegeben, mir schmerzliche Wahrheiten zu sagen, denn noch immer hatte mich das Leben nicht erzogen. Die Worte der Frau von Wolzogen machten einen gemischten Eindruck auf mich. So sehr ich sie verehrte, so aufrichtig ich ihre Güte anerkannte, konnte ich doch einer gewissen bittern Empfindung nicht gebieten; ich äußerte sie zwar nicht, aber ich fühlte sie, es kostete mich Selbstüberwindung, ihr zu danken, denn der Dank ging nicht von Herzen. Die theuere Frau fühlte zu frei und zu klar, um meine Empfindungen nicht zu durchschauen. Doch sie war nachsichtig und schien meine gereizte Empfindlichkeit nicht zu bemerken. Der Erfolg dieser Sitzung war das Aufflammen meiner ganzen Kraft, und ich schuf etwas Würdiges und Schönes. Karl von Dalberg hatte große Freude daran und es wurde sogleich auf dem Theater einstudirt. Der Freiherr von Hettersdorf schrieb schnell eine Ouvertüre, Arien, ein Schnitterlied, eine Romanze und Chöre. Der Großherzog hatte mir den Rath gegeben, die Sage von der

Entstehung des Hauses Erbach in die Dichtung zu verweben. Das Haus war zum Ersticken voll. Der Großherzog hatte sich zu mir gesetzt, mich aufzumuntern, denn ich war schmerzlich gespannt und voll Bangigkeit. Doch der Erfolg übertraf meine Erwartung. Die liebreichsten Worte klangen mir zu und beseligten mich.

Fürst Leiningen bat mich, mein Drama bei seiner Gemahlin vorzulesen. Er äußerte sich sehr günstig darüber und verlangte das Stück, um es aufzuführen. Ich kam oft nach Amorbach und verließ es, sowie das schöne Mainufer mit wahrem Kummer, es war mir heimatlich geworden.

Während der Zeit war Goethe nach Heidelberg gekommen. Er wohnte bei Boisserée, schlief in der Gemäldegalerie, wo sich selbst ihm, dem Vielgewanderten, eine neue Welt der Kunstanschauungen erschloß. Er ließ ein unauslöschliches Andenken zurück. Schon im Begriff, nach Aschaffenburg zurückzukehren, überraschte mich die traurige Nachricht, daß ein Nervenfieber von unbeschreiblicher Wuth dort ausgebrochen sei. Ich blieb in Mildenburg zurück. Vergebliche Vorsicht, die mir das Leben meines liebsten Kindes nur auf Jahre sicherte! Im Jahre 1846 verlor ich meinen Max, für dessen Leben ich so oft gebebt, so viele Opfer gebracht hatte und gern mein eigenes Leben hingegeben haben würde.

Das Weihnachtsfest 1811 wurde in der Mildenburg fromm und hold begangen. Es ist ja das Fest der Unschuld und des Glaubens, welches unsichtbar die schönsten Engel umschweben. Meine gute Mutter erzählte mir, daß sie meinem Bruder, als er sein zwölftes Jahr erreicht hatte, die Christgaben auf einer Schüssel beschert. Der Knabe weinte und schob die Bescherung zurück. „Ich will gar nichts“, rief er aus, „wenn es mir der

heilige Christ nicht bringt." Im Jahre 1810 brach mein ältester Sohn in das heftigste Schluchzen aus, weil das rohe Dienstmädchen, welches ich damals hatte, den schönen Weihnachtsbaum ergriff und ihn über ihr Knie zerbrach. Dieser Augenblick schien mir eine trübe Vorbedeutung zu enthalten. Sie ist auch eingetroffen. Still, mein Herz!

Eduard Horstig, ein reichbegabter, blühender Jüngling, den der Tod früh dahingemäht, kam an jenem Weihnachtsabend überraschend auf der Mildenburg an. Der heftigste Sturm, der bitterste Frost konnten die Liebe nicht zurückscheuchen. Er lag athemlos, frostdurchschauert an seines Vaters Herzen, die Geschwister kletterten an ihm hinauf, wollten ihm Wärme einhauchen, rieben seine erstarrten Hände und bedeckten sie mit Küssen. Die Mutter feierte stumm das frohe Wiedersehen. Eduard Horstig brachte und empfing Gaben der Liebe. Wie schnell entflogen die Stunden bis Mitternacht. Doch ich glaube, der Gang durch den Odenwald zu Fuß von Heidelberg aus hat den Todeskeim in Eduard's junge Brust gesenkt. Er kränkelte seitdem ohne Aufhören. Ich bin des festen Glaubens, daß es das unbewußte und unbezwingliche Sehnen nach jenseits ist, das die sterbliche Hülle der Gotteserkorenen früh zerbricht und den Weg zum Heimatlande verkürzt. „Soll eine Nachtigall auf deinem Grabe klagen, so stirb noch eh' dein Lenz verblüht!" sang Wilhelm von Chézy. Nie habe ich diese Zeilen vergessen; aber wer kann denn sterben, ehe er darf?

Dumpfe Ergebung war das einzige Gefühl, welches beim Ausbruch des Kriegs mit Rußland in den deutschen Gauen waltete. Das Entsetzliche, was als Ahnungswolke am Horizont geschwebt, sollte nun als don-

nerndes Gewitter furchtbar noch die Welt bedrohen. Am 20. März schienen Frankreichs Geschicke durch die Geburt des jungen Napoleon für immer gesichert zu sein. Marie Luise litt unbeschreiblich dabei; der leitende Arzt fragte Napoleon, er werde die Mutter oder das Kind opfern müssen, wen er opfern solle? „Das Kind muß gerettet werden", rief der Kaiser. „Die Kaiserin ist wie eine andere Frau zu behandeln. Gewiß werden Sie beide retten." Dies geschah. Doch in der schönsten Blüte der Jugend und noch in der Wiege entthront, starb der Knabe, der schon Majestät hieß, als er nur das Licht der Welt erblickte. Seit der grausamen, langsamen Ermeuchelung Ludwig's XVII. ist kein Kronprinz von Frankreich zum Herrschen gekommen. Der schöne blühende Knabe, welcher der Ehe des Kaisers und Marie Luisens entsproß, fiel in zarter Jugend, ein Opfer früh entwickelter Leidenschaften. Nach der Restauration wurde der Kronprinz Herzog von Berry durch Louvel's Dolch ermordet. Sein hoffnungsvoller Sohn lebt im Exil. Ferdinand von Orleans, Sohn des Ludwig Philipp, kam auf dem Wege um, den man den der Revolte heißt. Seine zarten Kinder blieben verwaist. Doch wenn keins von ihnen auf den Thron gelangt, so werden sie dennoch in der Leitung der zärtlichen, geistbegabten Mutter den Weg des Ruhms und des Glücks finden. Ludwig Napoleon's muthmaßlicher Thronerbe kam todt auf die Welt. Der präsumtive Thronerbe Napoleon's I., ältester Bruder des jetzigen Kaisers, war in demselben Alter, wo Ludwig XVII. durch die Revolution entthront wurde, dem Tode verfallen. Welche zahlreiche Reihe von Opfern im Zeitraume eines halben Jahrhunderts, und nur der Tod des kleinen Louis Bonaparte war ein natürlicher. Die Hand des Geschicks schreibt das „Mene Mene Tekel", das einst

den König Belsazar und seine Gäste entsetzte, noch immer an die Wände der Paläste, doch die Schrift bleibt unverstanden.

Ich kann nicht vom Odenwalde scheiden, ohne der liebenswürdigen gräflichen Familie zu Erbach zu erwähnen. Ich lernte sie bei Fürst Leiningen kennen und werde in einem der folgenden Abschnitte dieses Werks mehr von ihnen sagen.

Ich fand in Aschaffenburg den Fürsten und seine Umgebung in sichtlich gedrückter Stimmung. Napoleon hatte eine unerschwingliche Summe von ihm, ich weiß nicht, aus welchem Grunde, verlangt. Er war darauf bedacht, sie herbeizuschaffen. Die Stadt war in Trauer wegen der vielen Verluste der Familien durch das Nervenfieber, das auch noch im Frühling und Sommer viele Opfer forderte. Diese schweren Misgeschicke waren nur Vorboten des nahen unermeßlichen Jammers, zu welchem die Lose schon geworfen waren. Ich war krank von Mildenburg angekommen, furchtbar schwach und ermattet, brachte den Winter sehr einsam zu, bedurfte Zerstreuung, weil mich traurige Ahnungen niederdrückten und mußte einsam bleiben.

Das Studium des Spanischen rettete mich aus meinem Hinbrüten und hauchte mir neues Leben ein. Schon der Reiz des Eindringens in die Feinheiten dieser schönen Sprache beschäftigte mich und regte mich angenehm an. Zum Sprechen hatte ich keine Gelegenheit und auch nichts anderes zu lesen, als die Schauspiele Calderon's. Ich übersetzte „Auf geheimen Schimpf geheime Rache“ in Jamben, einige der wirkungsvollsten Scenen im Silbenmaß des Originals. Fürst Emich von Leiningen schrieb mir darüber einen geistvollen Brief; auch Karl von Dalberg lobte meine Uebersetzung sehr.

„Das laute Geheimniß", ein heiteres Lustspiel, „der Versteckte und die Verkappte", in eben der Art geschrieben und einige andere beschäftigten mich und regten mich wohlthätig an. Der Großherzog verreiste; die Hoffestlichkeiten hörten während seiner Abwesenheit auf, das Theater vernachlässigte sich und verlor Abonnenten, Fremde blieben fern; einige Zerstreuungen und Kunstgenüsse boten einige Familien dar. Ueberall stieg die Spannung der Gemüther. Napoleon wollte den Baron Reden von Stade aufheben lassen, weil ihm seine Gesinnung und seine Aeußerungen misfielen. Wahrscheinlich hatten die Angeber, wie Angeber immer thun, sich in ihren Berichten überladen. Denn wenn sich gleich Baron Reden in seinem heiligen Eifer für Deutschland zuweilen seiner Stimmung zu sehr überließ, so war er doch zu fein gebildet, zu besonnen, um Worte zu sagen, die ein Mouchard zu Gelde hätte machen können, allein Napoleon war damals sehr gereizt. Zu rechter Zeit erfuhr Karl von Dalberg, daß seinem würdigen alten Freunde Unglück drohe. Er eilte sogleich hin zu ihm mit beladenen Taschen, führte ihn in der Nacht noch nach einem bestellten Schiffe, nahm einen Abschied, den ein Thränenstrom netzte und riß sich aus seinen Armen, wohl ahnend, er sehe ihn zum letzten male und ihre Lebenswege seien für immer getrennt. Er schwankte dann allein zurück nach Baron Reden's Wohnung, um sich mit der Familie seines Freundes zu betrüben, denn nur das ist die rechte Art, Leidende zu trösten.

Als in Darmstadt der geniale, biedere Le Plat du Temple, der eine Napoleonide geschrieben hatte, aufgehoben und nach Mainz geführt wurde, um dort in wenigen Tagen seine Feuerseele auszuhauchen, hatten wir, seine Freunde, keine Ahnung von seinem Untergange.

Es war kein Dalberg da, der ihn hätte retten können; er war ein schuldloses Opfer. Das aber ist der Fluch der Größe, daß der Eifer ihrer Freunde zu thätig ist, sodaß sie wie Don Quixote Riesen bekämpfen wollen und gegen Windmühlen zu Felde ziehen. Le Plat du Temple war nicht blos schuldlos, sondern er glühte für des Kaisers große Eigenschaften. Er starb und wurde bald vergessen. Wen vergaß man damals nicht?

Im Spätherbst ließ mich Fürst Leiningen nach Amorbach laden, weil mein Schauspiel „Emma und Eginhard" mit der reizenden Musik von Hettersdorf nun einstudirt sei. Wir reisten hin, bezogen eine kleine Wohnung im Hause des Hoheitschulzen. Dort wartete mein ein unaussprechlich schmerzlicher Eindruck. Zum ersten male in meinem Leben sah ich das Volkselend, zwar nicht in seiner entsetzlichsten, aber doch in seiner rührendsten Gestalt. Junge Mütter, an der Hand ein oder zwei abgezehrte kleine Kinder, eins an der ausgedorrten Brust, die frostbebenden Glieder spärlich mit Lumpen bedeckt, die eingefallenen Wangen von Thränen durchfurcht, die Lippen blau, standen in Scharen vor dem Hause und an der Thür des steuereinnehmenden Beamten und reichten angstvoll kleine Summen dar, die nicht ausreichten, um ihre Steuer zu zahlen, indeß die Kinder vor Frost und Hunger winselten. Diese Steuern gehörten nach Darmstadt, unter dessen Hoheit das zweimal so große Fürstenthum Leiningen steht, dessen Herrschaft gleichfalls Steuer von seinem Lande bezieht.

Der erschütternde Anblick der unglücklichen Odenwälder, denen der Hoheitschulz zwar nichts erlassen konnte, aber dennoch aus Erbarmen Fristen gab, indem er in

Darmstadt für sie einstand, ergriff mich bis ins Mark. Ich war damals selbst so arm, daß ich beim Fürsten nur in der einfachsten Kleidung erscheinen konnte, es war mir also unmöglich zu helfen. Ich sprach mit mehreren meiner dortigen Freunde über diesen Gegenstand. Sie antworteten: „Das Elend in diesem Lande kommt noch von den Zeiten der Mönche her. Die Bewohner sind verwöhnt und träge. Aus dem Kloster empfingen sie Suppen und nährten sich davon, wollten nichts arbeiten. Nun ist mit dem Kloster diese Aufhülfe verschwunden. Dazu kommt die doppelte Steuer, und den Leuten ist nicht zu helfen.“ Ich begnügte mich schwer mit dieser Erklärung, doch sie mußte ausreichen. Mit Beschämung will ich gestehen, daß es mir dennoch an der fürstlichen Tafel schmeckte, daß die herrlichen Musikabende im Schloß mich entzückten, die Maskenbälle mir Vergnügen machten und der Eifer für die Aufführung meines Schauspiels mein Gemüth mehr beschäftigte, als der Zustand der darbenden Volkshaufen. Solch ein erbärmliches Geschöpf ist der Mensch, wenn er auch mit einem guten Herzen begabt ist. Zu meinem Trost darf ich hinzusetzen, daß ich treulich wieder gut gemacht habe, was ich damals leichtsinnig versäumte. Es ist mir süß, auszusprechen, daß die Fürstin nach dem Tode ihres Gemahls, als sie Vormünderin und Regentin wurde, mit rastlosem Fleiß und unsaglicher Mühe dem Elende Abhülfe that. Gott segne sie, denn ihre Aufgabe war eine der mühevollsten, die je eine noch so junge Fürstin bestanden hat.

Der Abend des 13. November kam herbei. Fürst Leiningen wollte die Vorstellung von „Emma und Eginhard“ zu einem Familienfest erheben. Alle Verwandten des fürstlichen Hauses, Bewohner des Odenwalds

und des Mainufers fanden sich in Amorbach ein. Sie nahmen mich in ihre Mitte, bezeigten sich so herzlich, so ehrenvoll gegen die Dichterin, als wenn ich selbst ihnen angehörte, wiewol ich im bescheidenen Kleide von wiener Tricot, ohne alle Verzierungen, im gescheitelten Haar, ohne allen Schmuck war. Manche mögen mir das für Hochmuth ausgelegt haben. Der Fürst füllte die Rolle Karl's des Großen aus, Frau Hofmarschallin von Frays die der Emma, ein Fräulein Eschborn, die vortrefflich sang, die der Gisela, auch andere Rollen waren gut besetzt und wurden so ganz im Geist der Dichtung gegeben, daß sie den Zuschauern Thränen entlockten. Ich weiß nicht mehr, was ich dem Fürsten antwortete, als er in die Loge trat und mich liebreich fragte: „Sind Sie zufrieden?" Die Abendtafel, in Gestalt eines Hufeisens, war so eingerichtet, daß man von allen Seiten her mit mir sprechen konnte. Graf Franz von Erbach saß zu meiner Rechten, Graf Albrecht von Erbach-Fürstenau zu meiner Linken. Jeder Laut, jeder Blick, der mir zugewendet wurde, strahlte von Herzlichkeit. Ich vergaß mein weißes Tricotkleid und dachte nur an den Kranz um meine Stirn. „Wäre die Karschin da!" dachte ich feuchten Blickes, „und o du, meine Mutter, und du Chézy, der einst der meinige war." Mühsam verbarg ich die Thränen, die mir im Auge zitterten. Ein Hohn des Schicksals erschien mir der unvergleichliche Abend, und wäre nicht die zärtliche und zarte Huld gewesen, die mich umgab, ich hätte mich in Thränen aufgelöst. Doch meine Wehmuth machte der Empfindung Platz, daß bei meiner Verlassenheit, Armuth und meiner bescheidenen Erscheinung nur mein Herz und mein Lied in Anschlag gebracht worden und daß dieser geistvolle, edle Kreis sich mehr durch mein

Gedicht geehrt fühlte, als er glaubte, mich ehren und feiern zu können. Die süßen Augen, die in Thränen gestanden hatten, waren mit voller Liebe auf mich gerichtet. O Gott, vierundzwanzig Jahre später, welcher Wechsel! Statt der holdseligen Töne huldiger, süßer Worte der Todeskampf meines Max, statt des freudigen Blicks in die Zukunft: Verlassenheit und Sehnsucht nach der letzten Ruhestätte. Nur eins ist mir geblieben: das Bewußtsein eines reinen festen Willens für das Gute und Schöne, des glühenden Herzschlags für die Menschheit und des guten Gewissens.

Die fernen Donnerschläge im Norden, deren Erschütterung auch unhörbar die Welt durchbebte, zermalmten die Gemüther. Auf das bairische Contingent waren die herbsten Schläge des Kriegs gefallen. Ganz Baiern war in Trauer, ganz Hessen beweinte die Opfer der Schlachten. Junge Söhne, liebende Gatten, Väter und Brüder, alle Briefe brachten Todesposten. Die Hauptmannsfrau Hecht, die mit ihren zwei Kindern während des Feldzugs in Amorbach bei einer zärtlichen Schwester lebte, wollte noch in derselben Nacht fort, als sie die Schreckensnachricht empfing, daß ihr junger Gemahl bei Smolensk gefallen. Auf das Schlachtfeld wollte sie, die theuern Ueberreste auffinden und zur Erde bestatten. Dies war eine schreckliche Nacht. Sie wurde entsetzlicher durch die Vorstellung, daß unzählige Witwen und Waisen durch dieselbe Post gleiches Weh erfahren. Die junge Trauernde dachte ihrer verwaisten Kinder und fand wieder Lebenskraft, sie mußte ihnen ja die Mutter erhalten.

Wenige Tage nach diesem Vorfall lud mich der Fürst zu sich ein. Er flüsterte mir bei Tafel zu: „Sie sind sehr schmerzlich bewegt, sehr bleich! Wie könnte es an-

ders sein? Aber ich habe Ihnen etwas mitzutheilen, was ich Ihrer Verschwiegenheit anempfehle. Kommen Sie nach Tisch mit mir in das andere Zimmer!" Des Fürsten Blick zeigte von heftiger innerer Bewegung. Er führte mich nach der Fensterbrüstung des Salons, wo wir unbelauscht bleiben konnten. „Hören Sie nun", sagte er leise, „alle europäischen Mächte, nur Sachsen nicht, haben sich gegen Napoleon heimlich verbündet und seinen Untergang beschlossen." Ich wollte aufjubeln. „Ruhig, Liebe", sagte der Fürst, und nie werde ich seinen Blick vergessen, in welchem unermeßliche Trauer lag, „Napoleon muß fallen, man kann ihn nicht emporhalten, nicht retten; aber diese Nothwendigkeit ist entsetzlich, Europa bedarf seiner mehr als je, und dennoch muß seine Gewalt vertilgt werden. Er wird unterliegen, aber wehe uns nicht minder, denn alles, was er Großes gewollt, wird mit ihm zu Grunde gehen und alles, was er Unheilbringendes gesäet, wird in den Händen, die nach ihm die Zügel halten werden, wuchernd emporschießen." Mit diesen Worten eilte der Fürst heftig bewegt fort und ließ mich betäubt, zermalmt zurück.

Schlag auf Schlag kamen nun die Schreckensnachrichten aus Rußland, die allgemeine Bestürzung, allgemeines Leid verbreiteten. Es war einem zu Muthe, als könnte man nie wieder froh werden. Aber was überwindet der Geschaffene nicht? Der Blindgeborene durch Stumpfheit und Leichtsinn und der Bessere durch Spannkraft, der Fromme durch Gottvertrauen!

Frankreich tanzte nach Salvandy's geistvollem Wort 1830 über einem Vulkan. Jetzt, wo ich dies schreibe, tanzt Europa und der Orient mit. Doch nicht Scherasmin hat in Oberon's Horn gestoßen; Novalis träumte von einer Zukunft, wo der Krieg in das Schachspiel

verbannt sein würde. Wie weit sind wir von dieser Zukunft! Es heißt nicht mehr: Schach dem Könige, sondern Schach der Welt!

Vielleicht würden mich die gräßlichen Begebenheiten des Winters 1812 zermalmender getroffen haben, wären nicht meine beiden Söhne schwer erkrankt und ich nach ihnen. Es wurde Zeit, nach Aschaffenburg zurückzukehren. Vorher mußte ich noch nach Schloß Erbach und Erbach-Fürstenau. Ich nahm wehmüthigen Abschied vom lieben Amorbach, wo ein so sinniger Kreis von angenehmen Familien mich umgab: der Geheimrath Mieg, ein Mann, der mit ausgezeichneter Bildung ein großes musikalisches Talent vereinigte, seine liebenswürdige Gattin und Töchter; die schöne und ausgezeichnete Fräulein Polyxena von Tubeuf, deren Mutter und Schwester; ein Freiherr von Boyneburg mit seiner Gemahlin aus Kassel; die Familie von Hohenhorst, deren Haus ein wahrer Musiktempel war; der Erzieher des jungen Prinzen von Leiningen, Wagner, ein vortrefflicher junger Mann, späterhin Oberconsistorialrath; der hochgebildete geheime Cabinetssecretär des Fürsten, Steinwarz; der edle Generalsuperintendent Klevesahl, einer der erleuchtetsten Geistlichen, die ich je gekannt. Mein Erkranken hinderte mich, mehr Bekanntschaften zu machen.

Das erste Ziel der neuen Pilgerfahrt war das Schloß Erbach, wo ich eingeladen war, einige Wochen zuzubringen. Wir gelangten um ein Uhr in dies Tusculum, oder wie man sonst den Platz nennen will, wo sich die zarteste Gemüthlichkeit, der erleuchtetste Geist, der vortrefflichste Kunstgeschmack und die heiterste Gastlichkeit vereinigten, um ihn unvergeßlich zu machen. Es wäre überflüssig, der hier vereinigten Kunstschätze aus der Römerzeit und dem fernsten Mittelalter ausführlich zu

erwähnen und nur im Vorbeigehen gedenke ich des Eindrucks, den das Ganze auf mich machte, der überschwenglich war. Durch die Urbanität des Besitzers fühlte man sich sogleich einheimisch, in einer Wunderwelt, die der kühnste Traum der Phantasie nicht überflog. Eine Reihe von hohen geräumigen Sälen prangte mit herrlichen Gebilden der Götter, Helden und Weisen des Alterthums und mit den Waffen und Geräthschaften der Römer, Griechen, Aegypter und anderer Völker der Vorzeit. In den mannshohen Marmorkaminen brannten ganze Bäume. Mit einem Ruck versetzte diese Anschauung den Eintretenden in eine neue Welt, aus welcher alles Gewöhnliche verbannt und über die nur der Schönheitssinn sein strahlendes Scepter hielt. Trat man in den Eßsaal, so leuchtete einem aus allem, was man sah, Gediegenheit und anmaßungslose Zierlichkeit entgegen. Das Tafelservice war der Triumph des Rococostils. Alle Zimmer im Schlosse vereinigten mit bescheidener Pracht ernste Zierlichkeit und Würde. Fast möchte ich sagen, daß die Dienerschaft zu den Prunkwerken des Hauses zu gehören schien, man merkte es manchem Einzelnen an, daß er im Schlosse geboren und erzogen war; auch die ergrauten Diener und Dienerinnen hatten einen Ausdruck der Zuversicht und Behaglichkeit, als wüßten sie, daß sie ihre Lagerstatt nur früher oder später mit dem Sarge vertauschen würden. Das ganze Haus war das Reich des Friedens und der Liebe. Meine freundlichen Zimmer gingen auf den Odenwald hinaus, mein Schreibtisch war einladend. „Ich komme erst um elf Uhr morgen zu Ihnen", sagte die liebe Gräfin, „um sieben erhalten Sie Ihr Frühstück und bleiben im Négligé, Sie müssen Muße behalten für Ihre Beschäftigungen und für Ihre Kinder." Sie erschien dann zur bestimmten Stunde. Der Morgen ent-

flog unter heitern Gesprächen. Eine Viertelstunde vor der Tafel verließ mich die Gräfin, um die letzte Hand an die Toilette zu legen. Bei der Tafel fanden wir uns wieder. Zwei Schweizerinnen, Fräulein Bellami, Gesellschaftsdame der Gräfin, und Fräulein Roux, ein werther Besuch derselben, erheiterten die Mittagsstunden. Nach dem Café fuhr der Wagen vor. Das rasche Viergespann durchflog die breiten Alleen des Odenwalds mit freudiger Hast. Verwandte und Freunde wurden aufgesucht. Am Abend kamen werthe Besuche zum Thee oder man verfügte sich zur Frau Baronin von Williers, unversiegbaren Andenkens. Sie war noch nicht lange ihres zweiten Kindes genesen und mußte das Bett hüten. Man plauderte und las. Baron Williers, aus dem alten berühmten Geschlechte dieses Namens in England, sah dem Besitze von drei Millionen Gulden entgegen, denen noch drei Millionen nach dem Tode zweier Tanten nachfolgen sollten. Für den Augenblick war seine Lage eine höchst anständige, aber bemessene, späterhin traf ihn und die Seinigen der Wechsel des Glücks, nicht ganz ohne seine Schuld. O wie sie so recht haben die Weisen, Fortuna's Gaben zu fürchten, statt sie zu ersehnen. Oft berauschen sie den Verstand und verderben das Herz. Zum Glück gehört mehr innerer als äußerer Reichthum.

Ganz verschieden von dem Geiste, der im Schloß Erbach waltete, fand ich den der Bewohner von Erbach-Fürstenau. Es war der Triumph der modernen Zierlichkeit und Pracht. Die holdselige Besitzerin, Gemahlin des Grafen Albrecht, Emilie geb. Prinzessin von Hohenlohe, waltete dort geliebt und glücklich, wir verlebten dort heitere Stunden. Alle Schrecknisse, Leiden und trübe Ahnungen der Zukunft waren verschwunden, alles

um uns her athmete Liebe, Geist und Frieden. Wir mußten scheiden. Die süße Beschwichtigung aller Leiden meines Lebens hörte plötzlich auf zu walten. Ich ging mit unsichern Schritten der drohenden Zukunft entgegen. Am schmerzlichsten riß ich mich aus den Armen der Gräfin. Ihr Antheil an meinem Schicksal war der Liebe so gleich, daß man ihn wol dafür nehmen konnte. Auch der Graf verstand mein Herz und mein Wesen, und der Odenwald wird immer eine der erquickendsten Oasen meiner Erinnerungen bleiben.

Aschaffenburg fand ich tief verdüstert. Auch Karl von Dalberg war fort; nach nicht langer Zeit kam er zurück. Er war nicht froh, wie hätte er es sein können? Wie ein Blitz aus heiterer Luft, unvorhergesehen, unabwendbar, war das Unheil über die Welt hereingebrochen. Es gab wenige geistige Anregung in Aschaffenburg, daher war mir Franz Bopp's Bekanntschaft sehr willkommen. Er war im Begriff, nach Paris zu gehen, um persisch und Sanskrit bei Chézy zu studiren. Einstweilen lehrte ich ihn das Persische lesen und viele Zeitwörter und Substantive. Chézy mit seinem glühenden Herzen empfing ihn wie ein Vater. Er erschloß ihm die Pforten der Wissenschaft und verschwendete an den gelehrigen Schüler alle Schätze seines Innern. Ich habe nicht nachgeforscht, ob er Dank erfahren. Professor Merkel fuhr noch fort, spanisch mit mir zu treiben; diese Studien erheiterten mich. Horstig lud mich noch einmal dringend nach Mildenburg ein. Ich lernte dort den Declamator Theodor von Sydow kennen und schätzen. Er war genialer wie seine Declamation, poetischer wie sein Leben, redlich als Freund, er dachte laut. Diese schöne Eigenschaft wird alle Tage seltener.

Der Stickhusten brach unter den Kindern auf der

Mildenburg aus. Ich eilte fort, aber es war fast zu spät. Mein Max, von einem ungeschickten Arzte zweckwidrig behandelt, erkrankte tödlich, sein Blut quoll in Strömen aus dem Halse heraus; er wollte nichts genießen, lag an mir, meinen Hals umklammernd, und schrie furchtbar, wenn ich ihn einen Augenblick niedersetzen wollte. Hofrath Chihak, ein überaus geschickter Arzt aus Böhmen, der mich noch nicht persönlich kannte, kam zu mir aus reinem Antheil an den Leiden meiner Kinder, von denen er gehört hatte; er wußte auch, wie unzuverlässig der Arzt war, den ich unglücklicherweise gewählt. Er versicherte mir, mein Max und mein ältester Sohn, der nicht so gefährlich krank war, würden beide genesen, wenn ich das Heilmittel des berühmten Hofraths Autenrieth in Tübingen brauchen wollte, er wolle es mir sogleich verschaffen. Als ich eine Zeit lang schwankte, ob ich ihm Folge leisten sollte, fiel er vor mir auf die Knie und rief: „Ich stehe Ihnen für den Erfolg mit Ehre und Seligkeit, die zwei lieben Kinder müssen gerettet werden." Ergriffen und tief gerührt gab ich nach. In drei Tagen war mein Max dem Tode entrissen und Wilhelm besserte sich. Als ich Chézy schrieb, setzte ich zwei Zeilen auf, die ich unter Angst und Jammer des Mutterherzens gedichtet hatte:

Wo thronen Lieb' und Schmerzen?
Ach, nur im Mutterherzen.

Welchen seelenvollen Brief empfing ich hierauf! Sollte ich meine Augen wiedererlangen, so will ich ihn hier abdrucken lassen. Gott hatte mir von neuem das Leben meines Sohns geschenkt; doch bleibt es wahr, daß die unverständige Behandlung seines Arztes ihn in das Grab stürzen konnte und daß seine Brust angegriffen blieb,

dies konnte ich aus verschiedenen Zeichen wahrnehmen. Ich habe genug gesagt, um die Aufmerksamkeit der Mütter auf Autenrieth's wirksames Heilmittel zu lenken, welches ich ihnen aus voller Seele anempfehle. Unzählige Kinder und leidende junge Personen sind durch dies einfache Verfahren gesund geworden. Alle Apotheker bereiten es auf ärztliche Verschreibung. Ein Theil fein pulverisirter Brechweinstein wird mit einer Dosis ausgelassenen Schweinefettes auf einer Platte verrieben, hiervon wird ein Theelöffel voll über die Herzgrube sanft gestrichen. Dies geschieht dreimal des Tags und man fährt damit fort, bis sich auf dem eingeriebenen Platze kleine Pusteln zeigen, welche schnell reifen. Sobald diese Eruption erfolgt ist, muß man die Einreibung etwas unter den Pusteln anbringen. Schon am dritten Tage ist die Gewalt des Uebels gebrochen, der Krampf ist gelindert und die Besserung beginnt, indem man fortfährt, bis nach der Gegend des Unterleibes zu die Einreibungen anzubringen, deren Pusteln eine einzige Kruste bilden. Nur wenige Aerzte habe ich bewegen können, dies Unterrichtsheilmittel zu empfehlen. Jeder wollte auf eigenem Wege das Uebel heben.

Wir siedelten nach Darmstadt über, fanden dort bald eine Wohnung, die zweckmäßig war und einen nicht zahlreichen, aber freundlichen Kreis. Die Staatsdame der Frau Großherzogin Luise, Baronesse von Bode, die Freiin Rothenhahn waren ausgezeichnet durch Geist und Herzensgüte, der Freiherr von Wallbrunn nebst seiner Schwester und Tochter, der er eine vortreffliche Erzieherin beigesellt hatte, bildeten einen gemüthlichen, geistbelebten Umgang. Meta von Liebeskind, eine ausgezeichnete Freundin des Dichters Bürger, schloß sich eng an mich. Die Familien des geistvollen Regierungssecretärs Doerr,

seines vortrefflichen Schwagers Stumpf und des Kunsthändlers Ludwig Portmann waren für mich und meine Söhne ein schätzbarer Umgang, der mir in kurzem hochwichtig werden sollte. Die Hofschauspielerin Willer, eine geborene Baronin Cronstain aus Hannover, welche späterhin den Namen ihres verstorbenen Gatten von Montenglaut, den sie auf dem Theater abgelegt hatte, wieder annahm, kam zuweilen zu mir. Ich lernte bei ihr den Bruder der Frau Varnhagen von Ense, Ludwig Robert, kennen. Seine schönen vaterländischen Gedichte waren mir längst schon werth. Er war liebenswürdig und gefühlvoll, werth Rahel's Bruder zu sein; er lebte damals bei dem geistreichen russischen Grafen Golowkin, einem der liebenswürdigsten russischen Cavaliere, die ich je gekannt. Henriette von Montenglaut bewohnte mit einer jungen Nichte einen geräumigen Pavillon in einer heitern ländlichen Gegend bei Darmstadt. Sie dichtete dort fleißig; englische und französische Stunden bei den vornehmsten Damen vom Hof füllten einen Theil ihrer Zeit aus. Ich habe sie nicht in Rollen gesehen, die ein Talent beurkunden konnten. Auf dem Theater war das Publikum gleichgültig gegen sie, als Sprachlehrerin war sie wahrhaft ausgezeichnet. Auch der Großherzog Ludwig schätzte ihre Kenntnisse und nahm Antheil an ihrem traurigen Schicksal. Ich traf sie viele Jahre später in Berlin, kurz vor ihrer Abreise nach Paris, wohin sie Henriette Sontag begleitete. Nie hätte diese so vorzügliche Sängerin und berühmte Schönheit, ohne die Einsichten und den Eifer der Frau von Montenglaut ihre Laufbahn so glänzend gemacht, wie es geschah. Gleichwol starb sie einige Jahre später in schmerzlicher Dürftigkeit in einem Winkel von Holland.

In der Reihe meiner geistreichen Bekannten muß ich

einen der ausgezeichneten, Hallwachs, nennen und mehrere übergehen, weil mir Raum zu ihrem Bilde gebricht. Abt Vogler, der Freund meiner Großmutter und Mutter, wurde mein Freund. Meine Söhne waren vermöge der Ehepacten, die bei meiner Heirath festgestellt wurden, bestimmt, katholisch zu werden, wie es die ganze Familie Chézy's war. Dies interessirte Vogler sehr, er war ein eifriger, aber milder Katholik. Er lud uns ein, morgens um acht Uhr der stillen Messe beizuwohnen, die er in einer Kapelle in seinem Hause las. Ich begleitete meine Kinder dorthin gern, weil mir jede christliche Stätte der Andacht eine heilige ist. Auch war diese Kapelle so heimlich und in ihrem einfachen Schmucke so einladend, daß ich gern dort verweilte. An hohen Festen war es Vogler untersagt, dort Messe zu lesen, und da damals die katholische Kirche in Darmstadt keine geweihte Stätte, sondern ein Saal im Gasthof zum Hotel von Darmstadt war, wo eine Feier der Weihe nicht würdig gehalten werden konnte, so pflegte Vogler an großen Feiertagen in eine andere Stadt zu reisen. Wenn er abwesend war, führte ich die Kleinen in den Darmstädter Hof, wo Geheimrath von Wrede Messe las und wo die damalige katholische Gemeinde die Räume füllte. Ich wollte meinen Kindern keinen Begriff von Trennung der christlichen Gemeinde geben, am allerwenigsten sollten sie erfahren, daß ich zu einer andern Kirche gehörte, damit der Frieden ihrer Kindheit ungetrübt bliebe. Sie erfuhren von der Religionsverschiedenheit nicht einmal in Berlin, wo ich sie dem vortrefflichen Pater Siegert zum Unterricht anvertraute, auch in Dresden nicht, wo der verdienstvolle Pater Mende ihr Lehrer wurde. Erst bei ihrer Confirmation erfuhren sie von dieser Trennung, die damals nicht so grausam war, wie sie es später ge-

worden. Friede war wenigstens äußerlich zwischen den zwei Kirchen und man sprach nicht von gemischten Ehen, ein Ausdruck, der an Thiergeschlechter erinnert und mich empörte, als ich ihn zum ersten male vernahm. Eine Verschiedenheit, die zwischen Christ und Christen gar nicht bestehen kann, ist nach meinem Gefühl Gotteslästerung und Entweihung des Namens dessen, der für die ganze Menschheit gelitten hat und will, daß keiner der Seinigen verloren gehe. Ich muß meiner Eigenliebe Gewalt anthun und eingestehen, daß ich nie eifrig Geschichte studirt, ich würde sonst meine Söhne erst in gereiftern Jahren bewogen haben, religiösen Unterricht zu nehmen und dann zu wählen. Doch es gab vieles, was mich innerlich mahnte, mein gegebenes Wort gewissenhaft zu halten, das Andenken meines seligen Schwiegervaters, eines getreuen Sohnes der katholischen Kirche von musterhafter Frömmigkeit und Milde, zu ehren: die Verehrung für mehrere meiner katholischen Freunde und Freundinnen in Frankreich und Deutschland, die Vorstellung, daß ich meine Söhne, die schon von väterlicher Seite verwaist waren, schroffer von ihrer Familie trennte, wenn sie nicht durch das Band der Religion mit ihr zusammenhingen; dazu kam, daß ich auch keinen Augenblick in Versuchung gewesen, mein Wort zu brechen, ich hielt es treu, und was auch dadurch Trauriges für mich entstanden, mußte ich tragen, weil ich nicht anders konnte.

Der Krieg entbrannte im Herzen Deutschlands, die Leidenschaftlichkeit aller Parteien entzündend. Die Befreiung vom französischen Joch, nach der alle Redlichen lechzten, gab den Vorwand zu Handlungen, deren eigenste Triebfeder nicht immer eine lobenswerthe war. Bitter getäuscht sahen sich die meisten, die in diesem

Kriege eine Gewährleistung für die Herstellung besserer Zustände sahen. Die ersten Transporte von Verwundeten rollten durch Darmstadts Straßen, viele davon waren in sehr traurigem Zustande, ich weiß nicht, wohin sie gebracht wurden. Die Wagen kamen am Darmstädter Hof und am Hotel des französischen Gesandten vorbei. Der biedere Besitzer des ebengenannten Gasthofs ließ alle diese Verwundeten und Kranken erquicken und stärken. Der Gesandte that nichts für sie, die großherzogliche Familie war geflüchtet, Prinz Christian ausgenommen. Der Gesandte war der großherzoglichen Familie bis nach Mainz gefolgt, er hatte sie beschworen, an dem Kaiser festzuhalten, nach Frankreich zu kommen. Er hatte geweint, er mußte von seiner Bestrebung ablassen und kehrte trauernd nach Frankreich zurück. Die Transporte von Verwundeten und Kranken, die sich noch im leidlichen Zustand zu befinden schienen, wiewol auch sie von Zeit zu Zeit einen noch warmen Leichnam schnell entkleideten und auf die Chaussee warfen, hörten auf und ihnen folgten, theils zu Fuß, theils zu Wagen, eine Reihe schwererkrankter Krieger, gleichsam die Nachlese des Schlachtfeldes, man zählte dreitausend. Sie wurden in das Exercierhaus neben dem Schlosse abgeladen. Die Schildwache schob den Riegel vor, der von draußen angebracht war. Unter dem Thore klaffte eine Lücke von Handbreite, das Gebäude war ungedielt, ohne Pfeiler, mochte dreißig Fuß Höhe haben und diente zum Exercierplatz bei nassem, stürmischem Wetter. Die Behörde verlangte von den Einwohnern Darmstadts dreitausend Portionen Essen für die gefangenen Franzosen. Dies Mittagsmahl wurde reichlich gespendet und aus eigener Bewegung fügten die meisten noch guten Wein hinzu. Nachmittags gingen fast alle Einwohner vor das Exer-

cierhaus und unterredeten sich mit den Gefangenen. Einer derselben, ein hoher kräftiger junger Mann, führte das Wort an dem Fenster, wo ich mit meiner Gesellschaft stand. Er sprach gräßliche Verwünschungen über den Feldherrn aus, erzählte dann von der mörderischen Schlacht, wo er äußerte, daß die Krieger unsinnig in das Feuer gestoßen worden, und sprach dann von den Beschwerden des Transports von Hanau bis Darmstadt: man habe auf Misthaufen bivouakiren müssen, kaum ein Stück Brot über tags, keinen Tropfen Wein oder Bier bekommen. Darmstadt sei der einzige Ort seit sechs Tagen und Nächten, wo man eine warme Mahlzeit genossen hätte. Er und die umstehenden Gefangenen brachen bei diesen Worten in Thränen aus und ergossen sich in Dank und Segenswünschen. An einem andern Fenster des Gefängnisses waren ähnliche Auftritte vorgefallen, wie ich von Bekannten erfuhr. Wir begaben uns am Abend zum Kunsthändler Ludwig Portmann, bei welchem eine Masse gefangener Offiziere versammelt waren, welche der gastfreie Holländer mit gutem Wein erquickte; da ihn mehrere plagten, daß sie von Geld und Wäsche ganz entblößt seien, machte Herr Ludwig Portmann den Unglücklichen bedeutende Vorschüsse. Ich habe späterhin von ihm erfahren, daß diese alle bald und gewissenhaft zurückerstattet wurden. Die gefangenen Offiziere führten dieselben Reden wie die Soldaten, nur in einem andern Stile. Wir hörten ihnen schaudernd zu. Man hatte sie bei angesehenen Bürgern einquartirt. Alle die dreitausend Gefangenen sollten andern Tags in der Frühe Darmstadt räumen.

In der Nacht fand ich einigen Schlaf, doch mit Mühe, denn die Vorfälle des vergangenen Tags hatten mich heftig erschüttert. Am Morgen nach dieser Nacht

zog uns eine Art Getümmel an das Fenster. Die Gefangenen zogen singend daran vorüber. So ist der Franzose. Ist es Leichtsinn oder Spannkraft? Ich kann es nicht beurtheilen, ich glaube wol, es ist beides beisammen.

Der freudige Zuruf dieser jungen Männer bewegte mich tief. Soll ich erwähnen, daß ich meinen Wintervorrath von Aepfeln durch meine Fenster auf dieselben herabschütten ließ? Er war nicht gering, und man sah, daß diese kleine Spende diese Soldaten wunderbar ergriff und freute. Sie fingen sie mit großer Geschicklichkeit in ihren Kappen auf, theilten sie redlich mit ihrer Escorte und setzten dann ihre Gesänge fort. Einzelne unter ihnen riefen: „Vive l'empereur!" so stolz und jubelnd, als ginge es in die Schlacht, doch bezeigte sich auch hier und da einer dieser unglücklichen Krieger kleinmüthig. Ein Vorübergehender redete einen an, der schweigsam bleich und bebend weiter ging: „Êtes-vous Français?" Er antwortete: „Oui, je suis de cette pauvre miserable nation!" An demselben Morgen ging ich wegen eines kleinen Geschäfts in die Leske'sche Buchhandlung, mein Max war bei mir. „Die Franzosen sind nun fort", sagte einer der Anwesenden, worauf Herr Mittler, ein Norddeutscher, der sich mehrere Jahre später in Berlin niederließ, gleichmüthig äußerte: „Es sind etwa sechshundert im Exercierhaus zurückgeblieben, weil man sie nicht weiter schaffen kann." Dies hören und hastig nach dem Exercierhaus eilen, war das Werk weniger Minuten. Die große Pforte war von außen wie gestern verriegelt und mit einer Schildwache versehen. Ich rief ihr zu, den Riegel zu öffnen, denn ein Jammergeschrei drang mir durch die Spalten des Thors entgegen. Der Soldat versagte, doch ich drang so heftig und bittend in

ihn, daß er mir endlich willfahrte. Kaum öffnete sich die Thür, als pestilenzialische Gerüche mir und Max entgegendrangen, und ein herzdurchbohrender Schrei von allen Lippen erscholl: miséricorde, nous périssons ici! Max verbarg sein bleiches Antlitz in mein Kleid. Wie erstarrt schaute ich auf die Krieger, die in Lumpen gehüllt frostdurchschauert vor mir lagen. Doch ich ermannte mich, rief ihnen zu: ich würde bald mit Hülfe erscheinen und eilte von dannen.

Im Vorübergehen nach Hause suchte ich eine Menge Bekannte auf und flehte sie um Hülfe an. „Es sind Napoleon's Krieger", rief ich aus, „sie sind besiegt! Wären sie siegreich zurückgekommen, würde man ihre Wege mit Rosen bestreut haben. Jetzt bettet man sie auf harter feuchter Erde. In der Mitte des Behältnisses verpestet ein hoher Berg von Mist die Luft um sie her, kein Tropfen Wasser netzt ihren dürren Gaum, entkleidete Leichen liegen zu ihren Füßen, Todesröcheln erschallt um und um, laßt uns zu Hülfe eilen!" Viele versprachen mir dies. Einige Metzger und Weinhändler verhießen mir Fleisch und Wein in mein Haus zu bringen. Einige Geschirrhändler folgten uns mit großen Kochtöpfen. Meine getreue Babet entsetzte sich über mein bleiches Aussehen und mein hastiges Wesen. Der große Herd empfing schnell die mitgebrachten Geschirre mit Suppenfleisch. Lindenblütenthee wurde bereitet, Aepfelmuß gesotten, ehe ich noch ein Wort gesprochen hatte, denn ich konnte vor Herzklopfen nicht reden, und obwol meine Hände flogen, besorgte ich alles selbst oder verständigte mich durch Zeichen. Babet wußte nicht, wozu alle diese Anstalten seien, sie mußte glauben, ich sei wahnsinnig! Endlich genoß ich selbst etwas, versorgte meine Kleinen, und eilte zu den benachbarten

Freunden Stumpf und Dörr. Einige Worte reichten hin Mitleid zu erwecken, Thatkraft anzuregen, in wenigen Stunden stand die Hülfe bereit. Rüstige Weiber eilten mit den Fässern voll Suppen, warmem Thee und Wein nach dem Exercierhause. Vor lauter Freude, helfen zu können, hatte niemand an Eßgeschirr gedacht. Ich weiß noch heute nicht, wie wir unsere Sache gemacht haben. Ich glaube jedoch, daß einige Familien, die dem Exercierhaus nahe wohnten, zu Hülfe gerufen wurden. Ein Jäger nahte sich uns, ein Soldat der kaiserlichen jungen Garde, er bat uns ihm in eine Ecke zu folgen, wo ein todtenbleicher junger Mann an der Wand lehnte. „Hier, meine mitleidigen jungen Damen", sagte er, „liegt mein Herr, ein italienischer Nobile, er hat wol nur noch einige Stunden zu leben, erquicken Sie ihn. Sie müssen italienisch mit ihm reden!" Wir nahten uns dem Leidenden, und reichten ihm Lindenblütenthee, den er begierig trank. Er bat um warme Tücher, Umschläge in der Gegend des Herzens. Von allen Seiten des Gebäudes her wurden wir um Hülfe angerufen. Abends spät hatten wir kaum die Hälfte unserer Arbeit gethan. Den jungen Offizier hatte ich rein vergessen. Eine benachbarte Hauptmannsfrau, Namens Jesse, hatte sich wie manche andere Bewohnerin Darmstadts unaufgefordert zu uns gesellt und half fleißig. Es mochte 2 Uhr morgens sein, als wir unsere unglücklichen Pfleglinge verließen. Als wir vor der Thür der Frau Hauptmann Jesse angelangt waren, sahen wir schon, wie sie uns durchs Fenster gewahr werdend auf uns zueilte und uns bat, einen Augenblick einzutreten. Wir folgten ihr. In einem Stübchen umfing uns eine warme duftende Sphäre; vor uns stand ein junger Arzt, Dr. Ton, der uns beim Eintreten die Hand bot, und zu einem Lager führte, wo mit geschlossenen

Augen der junge Offizier lag, den wir im Exercierhause getroffen. Er lebte. Dr. Ton hoffte er könne hergestellt werden. Er schlug die Augen auf, konnte aber nicht reden, doch sein Blick flammte und durchdrang uns das Herz mit Schmerz und Wonne. Wir verweilten noch lange bei ihm, um ihn mit Trostesworten aufzurichten, dann schieden wir zu kurzer Ruhe. Nachdem uns Baron Wallbrunn verheißen, meine Kleinen gut zu versorgen, eilten wir zu den Gefangenen, nicht ohne uns zuvor mit einigen Löffeln voll Pestbranntwein zu stärken. Wir fanden einen schönen jungen Brabanter, der uns nicht gefährlich krank erschienen war, im Sterben. Er klagte uns auf Deutsch, daß ihm einige neben ihm liegende Kameraden fünf Kronenthaler, die er bei sich trug, gewaltsam abgenommen, und ihn, den Wehrlosen, gemishandelt hätten. Er verschied vor unsern Augen. Wir konnten den Frevler nicht entdecken. Noch beschäftigte uns dies traurige Schauspiel, als wir gleichsam, um uns mit der Menschheit zu versöhnen, zwei junge Wesen eintreten sahen, die mit Hülfe beladen zu den Leidenden eilten, ihnen Frühstücksuppe reichten, und dann fortsprangen frischen Vorrath zu holen. Es waren die Kinder eines darmstädter Schlossermeisters, dessen Name mir entfallen ist, doch er steht gewiß im Buche des Lebens geschrieben und sicherlich treffen wir uns jenseits wieder. Beinahe den ganzen Tag widmeten sich diese holden Geschöpfe diesen mitleidsvollen Mühen. Viele Bewohner Darmstadts schlossen sich ihnen an, keiner der Leidenden durfte verschmachten.

Ueber Tags überraschte mich der Anblick der Frau von Montenglaut. Sie war mit einigen Chirurgen zu dieser Jammerstätte gekommen und half pflegen und verbinden. In der Schulter des einen Kriegers stak der

Schaft einer Kosackenlanze, der in der Wunde abgebrochen war, man konnte ihn nicht retten. Als wir uns auf einige Stunden entfernten, eilte ich zum Pflegling der Frau Hauptmann Jesse. Er empfing uns tief bewegt und konnte uns einige Worte sagen. Ich benutzte jene Augenblicke, wo sein Kopf frei war, um ihn nach seinem Namen zu fragen, er nannte sich Girolamo da Miraltemonte. Dr. Ton, der ihn fleißig besuchte, hegte noch immer Hoffnung für sein Leben. Wir gingen nach dem Exercierhaus zurück. Am Eingangsthor stand ein Piket hessischer Soldaten, vom Grafen von Lehrbach und einigen andern Offizieren befehligt. Der junge Graf eilte mir entgegen und wollte mich bei den Händen aufhalten. „Um Gottes willen, nicht da hinein, gnädige Frau, die Pest ist drinnen, der Tod! Denken Sie an Ihre Kinder!" Ich ließ mich nicht aufhalten. Ich will niederschreiben, was ich sah, um die Herzen der Kriegslustigen zu erschüttern.

In einer Lache, die weit vor dem Gefängnisse sich ausdehnte, belegt mit schwankenden Bretern, schwammen nackte Leichen. Mitten im Gebäude verbreitete der aufgethürmte Unrath der eingeriegelten Gefangenen seine gräßlichen Ausdünstungen. Auf dem naßkalten Boden krümmten sich röchelnd die Sterbenden, doch ich traf die hülfreichen Schlosserkinder und andere Menschenfreunde, die sich unverabredet dem Werke der Barmherzigkeit angeschlossen hatten. Als wir das Exercierhaus abends verlassen, ließ mich die Frau Hauptmann wieder zu sich bescheiden. Der sterbende Girolamo hatte noch nach mir verlangt, doch er konnte keine Silbe mehr aussprechen, reichte uns die Hände, heftete auf uns sein brechendes Auge, in welchem noch einmal sein Herz aufglühte, und sein Geist entfloh dahin, wo wir ihn wiederfinden.

Eine kleine braune Locke wurde bei ihm gefunden, gebunden in ein Kinderhäubchen. Ich schrieb auf Gerathewohl nach Venedig, doch mein Brief blieb unbeantwortet und hat wahrscheinlich kein Mitglied der Angehörigen Miraltemonte's mehr erreicht.

In der Nacht drängte es mich die Feder zu ergreifen und dem Prinzen Christian von Hessen den qualvollen Zustand der Gefangenen zu schildern. Diese kläglichen Ueberreste eines Theils der großen Armee bestanden aus Rheinländern, Belgiern, Holländern, Baiern, Odenwäldern, Franzosen, Italienern u. s. w. Viele schöne achtzehnjährige Jünglinge von Napoleon's junger Garde waren dabei. Mein Freund Ludwig Portmann hatte zwei davon in sein Haus aufgenommen, Derridôr und Franz Say, beide sehr leidend. Nachdem ich Prinz Christian geschrieben, setzte ich noch in der Nacht eine Vorstellung an den Präsidenten Freiherrn von Senden auf, und schickte sie in der ersten Morgenfrühe ab. Ich erhielt an diesem Tage keine Antwort und erwartete auch keine, doch andern Tags früh erschienen vor dem Exercierhause eine Menge Fuhren, welche 375 unserer Pfleglinge nach den Hospitälern von Funkstadt und Bückebach übersiedelten. Arbeiter in Menge säuberten das Haus, und Stroh im Ueberfluß wurde herbeigebracht, um die Leidenden zu betten. Nun klopfte mein Herz leichter, die Gefangenen athmeten reine Luft, und viel Helfende begaben sich furchtlos dahin, wo die gereinigte Stätte zwar noch immer ein Wohnsitz des Jammers war, aber doch nicht mehr durch Bilder des Entsetzens verscheuchte. In den Häusern konnten keine der erbarmungswürdigen Krieger aufgenommen werden. Zwei Italiener lagen zwischen ihnen, beide am Typhus. Man erhielt von den Erbauern eines Hauses, das abgelegen

stand, nicht ohne Mühe die Erlaubniß, die zwei Italiener dorthin zu schaffen. Sie erholten sich hier und waren auf dem Wege der Genesung. Das verbündete Heer rückte der Stadt näher. Sein Vortrab, das Menzdorf'sche Kosackencorps, gelangte an die Thore. Viele Einwohner begaben sich zur Behörde und baten inständig um Kosacken. „Nur ruhig, meine Freunde", rief Graf Menzdorf, „ich stehe euch dafür, ihr werdet an Einquartierung keinen Mangel leiden; wenn ich meine Kosacken absitzen lasse, so stehe ich für gar nichts mehr. Darum versichere ich euch, nicht ein einziger Mann darf sein Pferd verlassen und nicht durch die Stadt darf das Corps!" Es geschah wie er befohlen.

Wir begaben uns vor die Eingangsthür und sahen die Kosacken anrücken auf der Chaussee. Ihre Pferde sahen ermattet aus. Ich hatte ein großes Brot und einen Krug Wein. Ein Kosack hielt mich an, und rief aus: „Mutter!" indem er nach meinem Brot und Messer langte, ich dachte er wolle sich ein Stück abschneiden, allein er schnallte es sammt dem Messer an den Riemen des Sattelgurts, rief wieder: „Mutter", ergriff den Krug, befestigte ihn mit der größten Behendigkeit auf dieselbe Weise, spornte sein Pferd und ritt davon, als ob es Flügel hätte. In diesem Menzdorf'schen Corps waren alle möglichen Nationen, nur nicht Kosacken. Doch der Graf verstand keinen Spaß, wo es darauf ankam, er hielt scharfe Mannszucht.

In diesen Tagen erlangten wir ungebeten das Glück, von den ersehnten Kosacken besucht zu werden. Funfzig hochgewachsene wohlberittene junge Männer sprengten auf das Haus zu. Der Offizier in zierlicher Uniform schwang sich vom Pferde und verlangte in leidlichem Französisch und mit feinem Anstand, dem Hausherrn eine

Bitte vorzutragen. Eine sehr elegante Kutsche mit vier schön geschirrten Pferden folgte ihm auf dem Fuße nach. Zwei stattlich geputzte Damen saßen darin. Der Offizier bat Baron Wallbrunn unter Vergunst und mit größter Bescheidenheit, daß die zwei ermüdeten Damen hier rasten dürften, da die Gasthöfe überfüllt und zu geräuschvoll wären. Baron Wallbrunn zeigte sich bereitwillig und bot Erquickung an. Die Damen antworteten blos durch Verneigungen. Der Offizier entschuldigte sie, daß sie nicht Antwort gaben, denn sie könnten nichts als Russisch! Bei der ältern Dame verrieth kein Zug ihren nordischen Ursprung, doch die junge Dame mit etwas aufgestülpter Nase, vollen Lippen, tiefliegenden Augen, denen es nicht an Feuer fehlte, war eine Russin mit Leib und Seele. Nicht sie nur war stumm, ihre Physiognomie war es auch ganz und gar. Der Offizier nannte sich Adjutant des Hetman Platow. Bei diesem berühmten Namen bezeigten Wallbrunns und ich die Bewunderung, womit sie durchdrungen waren. Sie wetteiferten in Achtungsbezeugungen. Der Besuch dauerte keine Stunde.

Der Offizier allein trug die Kosten der Unterhaltung. Die Kosacken hatten ihre Pferde im Hofe frisch gestriegelt und neu geschirrt, sie ließen gewiß aus Dank für die Aufnahme mit Kreide und Kohlen Beweise ihres Künstlertalents zurück. Sie zeichneten ihre Pferde nach der Natur, ihre und unsere Gesichter gleichfalls, und verhielten sich auf eine höchst gesittete Weise. Bald darauf ging der Offizier in das Zimmer, wo die Damen ruhten, besorgte alles zur Abreise und führte die Gemahlin des Platow und deren Mutter vor, die zwar stumm aber herzlich dankten. Wie Pfeile flogen die Rosse mit ihnen davon. Ihre Escorte umringte den Wagen. Wir sahen ihnen

nach, soweit unsere Augen sie erreichten. Es dauerte keine Viertelstunde, so erfuhren wir, daß die Frau Hetman Platow eine Weinwirthstochter aus Frankfurt sei, eine freiwillige Gefährtin des berühmten Hetmans. Dies ergötzte uns ungemein. Ich kam am schlimmsten dabei weg; denn ich war die Diensteifrigste gewesen. Wir wußten uns alle nun die sonderbaren Blicke und das schalkhafte Lächeln des Offiziers zu erklären, von welchem wir nun mit einem mal fanden, daß er keine Devotion an den Tag gelegt hatte. Dies Zwischenspiel nach den gespannten Auftritten, die vorausgegangen waren, war uns willkommen, andere Eindrücke folgten ihm.

In der Nacht langten bairische Truppen an, die auf dem Felde vor unserm Haus bivouakirten, helle Feuer anzündeten und Speisen bereiteten. Die Bewohner Darmstadts sprangen mit Küchengeräth herbei, Körbe mit Weinflaschen wurden gebracht, man zechte fleißig und heiter. Sein Besteck hatte jeder Soldat bei sich. Ich habe selten so heitere Tafeln gesehen. Es fehlte nicht an fröhlichen Liedern. Die lustigen Feuer flammten die ganze Nacht. Man drängte sich von allen Seiten um die Truppen her, schleppte Wein und Kuchen herbei und konnte nicht müde werden, sie auszufragen, bis die meisten von ihnen in Schlummer neben den Wachtfeuern sanken. Frühmorgens sollten die Truppen über den Rhein weiter marschiren. Es war dieser Vorgang ein lustiger Prolog zu den ernsten Auftritten, zu den erschütternden Jammerscenen, die unserer harrten. Seuche und Tod waren im Gefolge dieses ersten Freudenrausches. Andern Morgens kamen lange Züge von Leiterwagen an.

Bald kam auch die großherzogliche Familie zurück.

Als die edle Frau Großherzogin die Gefangenen bemerkte, ließ sie ihnen Tonnen und Näpfe voll Speisen und Wein in Fülle auftragen. Vielleicht hat noch in seinem Leben nicht einer so prächtig geschmaust. Am andern Tage war heller Sonnenschein und laue Luft und alle Gefangenen wimmelten aus ihrer dumpfen Behausung heraus, und lagerten sich in den Sonnenschein. Mittags wurde ihnen ein neuer Schmaus aufgetragen. Doch die Aerzte hatten sich zu einer Berathung versammelt, sie überzeugten sich, daß die Stadt von einer Seuche bedroht war. Sie hatten recht, denn die Gefangenen kamen zwar aus der Stadt, aber der Typhus zog hinein. Alle Umstände vereinigten sich gegen die Unglücklichen, deren Anblick schon Entsetzen verbreitete, nicht zu gedenken ihrer Ausdünstungen und der verwitterten Lumpen, die ihre Glieder umfingen. Die Aerzte beschlossen, sie auf der Stelle aus der Stadt schaffen zu lassen; machten auch auf die Gefahr aufmerksam, daß die Alliirten, die schon nahe an der Stadt waren, sie zusammenschießen würden. Gewiß wäre dies nicht geschehen, doch diese Erklärungen erweckten eine panische Furcht in den Herzen der Einwohner. So wurden denn große Scheiterhaufen vor dem Rheinthor errichtet und angezündet, um die Gefangenen dort bivouakiren zu lassen. Der Himmel umwölkte sich, der Nordwind stob. Das Transportiren mehrerer hundert Menschen, die sich nicht regen konnten, ging langsam vor sich. Die, welche das Feuer zu besorgen hatten, bildeten sich ein, daß man in dem entsetzlichen Wetter die Kranken noch in ihren Gefängnissen lassen würde, und halfen fleißig dem Regen die Feuer auslöschen. So kamen denn die Gefangenen erstarrt und durchnäßt bei den glimmenden Aschenhaufen an, die man nur schwer wieder zum Brennen bringen konnte.

Portmanns kamen abends spät, da der Regen etwas nachließ, mit ihren Leuten, die schwer mit Lebensmitteln und Wein beladen waren, mich nach dem Walde abzuholen. Das erste, was ich dort erblickte, waren die zwei Italiener, die aus ihrem Zufluchtsorte, dem wohlgeheizten Zimmer in jenem neuen Gebäude, weggeholt worden, weil man glaubte, sie könnten dort zusammengeschossen werden. Sie erhoben sich von der nassen Erde und riefen mir zu: „Lebe wohl, Mutter! Wir sterben noch diese Nacht, und müssen mit gesunden Herzen sterben! Lebe wohl und Gott segne dich!" Vergebens suchten Portmanns und ich sie zu laben und zu trösten, sie verschmähten nun alles. Da wir sie endlich verließen, meinten wir das Herz müßte uns brechen. Mit jedem Schritt schallte uns neuer Jammer entgegen. Der Himmel war schwarz umzogen, der Sturm pfiff, das durchnäßte Holz konnte nicht brennen. Zu unsern Füßen winselten, röchelten die hülflosen Krieger. „Erbarmen, Erbarmen! Nehmt uns mit! Eine Scheuer, ein Breterdach! Wir müssen hier sterben!" Nur mit zerrissenem Herzen verließen wir den Wald, nachdem Portmann noch mit Umsicht Wein und Lebensmittel gespendet, und den Unglücklichen verheißen, daß gleich am Morgen für sie Sorge getragen werden sollte; denn für diese Nacht war es unmöglich. Die Alliirten waren angelangt, und die Einwohner alle mit der Sorge um sie beschäftigt. Ehe wir noch ganz aus dem Walde heraus auf dem Wege nach der Stadt waren, kam uns ein neuer Transport entgegen, von einigen bairischen Soldaten und einem Offizier begleitet. Ach, warum habe ich seinen Namen vergessen? Er kam auf uns zu und redete uns an: „Wie", rief er, „hier soll ich für diese Nacht meine 3000 Mann unterbringen? Meine Marschroute lautet auf Darm-

stadt, aber man läßt uns nicht hinein. Welch unerhörte Grausamkeit! O, und dieser Transport war so geduldig, so gutwillig, kein Mann ist gesättigt worden, keiner erquickt, und sie haben nicht gemurrt. Jetzt können sie vor Frost und Müdigkeit nicht mehr weiter, und wenn sie das könnten, wohin sollte ich mit ihnen, wo fände ich Obdach für sie?" Portmann suchte den braven Mann zu beschwichtigen und stellte ihm vor, welch Unheil daraus entstehen könnte, wenn die Alliirten die gefangenen Franzosen in Darmstadt angetroffen hätten, da die Erbitterung gegen sie so unbeschreiblich sei. „Was", rief er aus, „besiegte Feinde! Welcher Mann von Ehre könnte die anfallen wollen? Nicht einer! Und wenn man bedenkt", — er schwieg, denn er fühlte wohl, daß sein Eifer ihn zu weit fortriß.

Bei erneutem Regen erreichten wir unsere Wohnungen. Unfähig Ruhe zu suchen, stellte ich mich an das Fenster, von wo ich einige der Bivouakfeuer glimmen sah, und blieb dort weinend und händeringend die ganze Nacht. Wider Erwarten fand man am Morgen nur sieben Leichen. In der Frühe berathschlagten sich menschenfreundliche Einwohner mit dem edelmüthigen Wilhelm Stumpf über eine Idee, die er gefaßt hatte. In unglaublicher Eile kam eine bedeutende Summe durch Subscription zusammen. Baracken mit Abtheilungen wurden errichtet, Stroh in Fülle herbeigebracht, die Gefangenen hineingeschafft, und die mitleidsvollsten der Bewohner kamen täglich einigemal dorthin sie zu versorgen. Ich kann mich nicht rühmen, diese frommen Bemühungen getheilt zu haben, meine Kräfte schienen mir ganz erschöpft. Eine innere Stimme rief mir unaufhörlich zu: „Wir sind noch fern vom Ziel!" Neue Transporte von Verwundeten langten an, ich konnte es nicht lassen, ich mußte zu Hülfe kommen. Einmal

als ich einen großen Korb mit Schnitten schwarzen Brotes herbeitragen ließ, stürzten die Gefangenen, dieselben Franzosen, welche vor nicht langer Zeit den armen Bauern das schwarze Brot vor die Füße geworfen hatten, über den Korb her, wollten die Stücken herausreißen und verschlingen. Ein Piket Hessen, das danebenstand, verjagte die Frechsten unter ihnen. Als ich Wein vertheilte, trat ein Mann von der jungen Garde auf mich zu und bat mich mit großer Bescheidenheit um ein Glas Wein. Mit Thränen in den Augen sagte ich ihm, auf die Verschmachtenden deutend, die um uns herlagen: „Wer sich noch rühren kann, dem darf ich nichts geben!“ Er zog sich schweigend zurück.

Eines Morgens, als ich von meiner Streiferei um den Schloßplatz her, die ich täglich unternahm, um nach neuen Ankömmlingen zu sehen, zurückkehrte, kam mir meine alte Babet todtenblaß schon auf der Treppe entgegen. „Kehren Sie wieder um“, rief sie mir zu, „oben sitzt ein preußischer Offizier, der will nicht wanken, nicht weichen!“ Ich lachte. „Ach Gott!“ rief sie aus, „was sind Sie doch so unbesorgt und sind in so großer Gefahr! Was die Leute alles reden, sie heißen Sie eine Patriotin!“ Ich lachte noch mehr und trat in mein Zimmer ein. Der Offizier kam mir entgegen und fragte mich: „Sie kennen mich nicht?“ — „Nein! Wer sind Sie?“ — „Sagt Ihnen Ihr Herz nichts?“ — „Mein Herz sagt mir La Motte Fouqué!“ — „Das ist doch abscheulich!“ rief der Offizier, „du kennst deinen Bruder nicht mehr!“ Meine Söhne kamen dazu, die Freude war unbeschreiblich. Heinrich sah sich im Zimmer um.

Da rankte sich eine schöne exotische Blume mit ihren unzähligen blauen Glocken hoch empor. Zwei Turteltäubchen ruhten auf der Blumenvase. Heinrich lächelte

schelmisch. „Bei Tauben habe ich dich 1797 verlassen, und finde dich 1813 mit Tauben wieder! In so viel Jahren äußerlich wenig und innerlich gar nicht verändert.“ Ich mußte dem lieben Bruder recht viel erzählen. Schon am andern Morgen mußte er weiter. Ich hatte mich seit einigen Tagen mit einem stolzen Traum gewiegt. Ich wollte Mannskleider anziehen, Deutschland retten, indem ich damit anfing, Mainz zu entsetzen. Mein lieber Bruder lachte mich nicht aus, denn meine flammenden Augen und meine begeisterten Worte zeugten vom Ernst meines Entschlusses. Er begnügte sich mit mir von meinem Project zu sprechen, als wenn ihm ein Kind gesagt hätte, es würde den Mond aus dem Wassereimer ziehen. Ich kam zur Besinnung. Zu hart ward es mir, so schnell von dem kaum wiedergewonnenen Bruder zu scheiden. Ich entschloß mich, ihn mit den Kindern nach Frankfurt zu begleiten. Die Chausseen waren mit Menschen angefüllt; kaum konnten die Pferde sich Raum schaffen weiter zu kommen. Frankfurt war gar nicht wiederzuerkennen, es stak voll Kosacken. Mein Bruder rief ihnen zu: „Pruski Kapitan!“ wenn sie uns den Weg versperrten. Wir gelangten mit Mühe zum Römischen Kaiser. Mein Bruder verließ mich schon am andern Morgen. Der Abschied war so traurig, als das Wiedersehen heiter gewesen war. Wir suchten Pilat auf seiner Kanzlei auf, der uns mit großer Herzlichkeit bewillkommnete, und trafen dort mehrere Bekannte, die uns mit Neuigkeiten überschütteten. Ich wurde überzeugt, daß Napoleon unter keiner Bedingung seinen Thron, seine Gemahlin, sein geliebtes Kind wiedererlangen konnte. Kaiser Franz mußte sein weiches Herz bezwingen und grausam sein. Wer aber hatte das größte Recht, über Treubruch und willkürliches Zerreißen der heiligsten

Bande zu klagen? Wer hatte einsehen können, daß Napoleon's Riesenplanen Absichten zum Grunde lagen, die das Heil Europas bezweckten? Gegen wen war ein geheimer Bund errichtet worden, ehe noch ein Mann die deutsche Grenze überschritten hatte? Wer war verlassen worden, als sein Glück ihn verließ? und unbesiegt geblieben, bis sich die Wuth der Elemente gegen ihn gekehrt?

Durch die Massen, welche sich durch die Straßen und Plätze drängend kreuzten, rollten langsam und dumpf wie trübe Ahnungen zu jeder Stunde des Tags die Leichenwagen, welche die Opfer des herrschenden Nervenfiebers zur letzten Ruhestätte trugen und oft den Marsch der stattlich geschmückten Kriegsheere hemmten, die durch Frankfurt zogen und freudig dem Kampf entgegengingen. Den meisten Eindruck auf die Massen der Zuschauer machten die jungen Tscherkessen in ihren schneeweißen Uniformen, mit silbernen purpurnen Rockaufschlägen, mit stählernen Helmen, theils mit Gold, theils mit Silber beschlagen, weiß und roth wie Mädchen, mit funkelnden Augen und kräftiger Haltung, der sich Anmuth gesellte, dann die Baschkiren in eiserner Rüstung, den Dolch im Gürtel, in der nervigen Linken Bogen und gefüllten Köcher. Wir werden sie wiedersehen, doch nicht in so poetischer Gestalt und Haltung. Pfeil und Bogen erforderten geübtere Schützen, als die modernen Flinten, mit denen sie jetzt bewaffnet sind.

Wir wurden in die Messe des Kaisers von Rußland geführt. Ergreifend war der Anblick der hochgeschmückten besternten Krieger ersten Ranges, als sie auf die Knie sanken, erhebend die Gewalt der seelenerschütternden Gesangchöre. Beim Ausgang aus der Kapelle trat ein mir bekannter russischer Offizier der kaiserlichen Garde,

Hauptmann von Engelhard, zu mir heran und rief mit überwallendem Herzen: „Ist nicht unser Kaiser der schönste Mann auf der Welt?" Ein anderer rief lachend: „Das wäre gut, wären nur die Augen der Madame Bethmann nicht noch schöner als Kaiser Alexander!" Die Liebe zu diesem Monarchen war unbeschreiblich.

Unübersehbar war der Zudrang der Fremden in Frankfurt a. M. Im Römischen Kaiser liefen die Prinzen oft vergeblich nach Sitzen an der Tafel umher. Zu jeder Stunde war der Saal mit Gästen überfüllt. Mein Tischnachbar war zuweilen der Graf Golowkin und gewöhnlich der Hauptmann von Engelhard. Dieser pflegte mich aufzumuntern, nach Rußland zu gehen. „Kommen Sie nach Moskau", rief er aus, „Sie werden nie wieder wegverlangen. Die Gegend ist malerisch, ernst und großartig und nicht ohne Anmuth. Die Straßen sind prächtig und luftig, das Klima ist gemäßigt, das Volk herzig und treu. Der Russe ehrt das Talent, er ist gastlich und großmüthig!" Diese begeisterte Schilderung machte auf mich keinen tiefen Eindruck; ich liebte mein Vaterland zu sehr. Die Stadt gab dem anwesenden Monarchen, den Fürsten und Offizieren einen prachtvollen Ball. Ich zog die ruhige Augenweide von meinem Logensitz aus dem Gewühle im Saale vor. Der Ueberblick des Ganzen war bezaubernd. Die große Polonaise, mit welcher der Ball eröffnet wurde, war der Triumph der Schönheit und Pracht. Doch vor allen fesselte der Anblick des Kaisers Alexander die Blicke. Die Tracht der Damen war damals malerischer und reizender als jetzt und stilmäßiger, man sah keine Wespen sondern Gestalten. Der Luxus war weniger übertrieben; doch wurden viele Perlen getragen.

Das Theater war damals auf dem Höhepunkt seines

Glanzes, die Oper habe ich sagen wollen. Auch das Ballet war schön, doch es gab damals noch keine Taglioni, keine Elßler. Auch Fürst Leiningen kam auf einige Zeit nach Frankfurt. Er schien mir traurig, sprach nur wenig, man sah es ihm an, sein Herz war gebrochen. Er lebte nur noch kurze Zeit. Seine edle Witwe wurde Regentin und waltete, wie schon oben berührt, als Schutzengel über das Land. Nur Frauen können recht das Leid verstehen und die Wunden der Zeit heilen.

Unerfreut von allen Herrlichkeiten, die ich gesehen, tiefbewegt von trüben Ahnungen, die sich nur zu bald bewähren sollten, kam ich nach Darmstadt zurück, wo alles in den gewöhnlichen Kreisen sich schon wieder bewegte. Mein ehrwürdiger alter Freund Abt Vogler setzte seine wohlthätigen und herzlichen Gewohnheiten, Frömmigkeit des Wohlthuns und freundliche Geselligkeit fort. Das Wort „Pfaffe", welches ganz eigenthümlich und einfach, ursprünglich nur die Bedeutung eines Priesters hatte, späterhin aber schief angesehen und gemisdeutet wurde, würde seine ursprüngliche Bedeutung beibehalten haben, wenn es lauter solche Priester gegeben hätte wie Vogler! So liebend mild und so bieder selbststreng, so wohlthätig gegen Arme, so treu gegen Freunde, so klar und so weise! Als ich ihm einmal einen Zweifel äußerte: „Ob ich nicht die Verwundeten und Gefangenen von Anbeginn hätte unberücksichtigt lassen sollen, da ihr entsetzlicher Zustand das Leben und die Gesundheit der Meinigen, sowie meine eigene gefährden konnte?" gab er zur Antwort: „Gott hat dem Menschen die entschiedenste Freiheit gegeben, die durch keine Rücksicht bedingt werden darf! Die innere Stimme muß sein Leitstern sein, sie wird ihn am sichersten zum Ziele führen. In außerordentlichen Misgeschicken darf der

Mensch nicht auf dem einfachen Wege der Pflicht bleiben, er ist berufen den steilsten und dornenvollsten zu ergreifen, nachdem er das Maß seiner Kräfte erwogen." Ich erwiderte ihm, daß ich oft schon bereut habe, mich nicht streng an meine nächste Pflicht gebunden zu haben; denn ich hätte uns alle unglücklich machen können. „Gott hat die Ihrigen beschirmt!" rief er aus, „sie sind alle gesund!" — „Und wenn ich nun gestorben wäre?" fragte ich. — „Kleinmüthige!" rief mir Vogler zu, „dann würde Gott für Ihre Kinder gesorgt haben; denn Sie waren berufen. Der Zug des Herzens ist nicht wie Schiller sagt: des «Schicksals Stimme», nein, er ist «Gottes Stimme!»" Diese Worte beruhigten mich sehr und entschieden in der Zukunft über meine Handlungsweise. Wir sprachen noch von seinen zwei herrlichen Schülern, Karl Maria von Weber und Meyerbeer, die ihn vor einiger Zeit verlassen hatten, weil ihre Laufbahn sie nun auf andere Wege rief. Er sprach oft von ihnen, und nie ohne tiefe Bewegung. Er weissagte ihnen eine schöne Zukunft. Er wußte, welche Schätze er in ihre Brust niedergelegt hatte. Eigene Söhne hätten ihm nicht theuerer sein können. „O!" rief er aus, „wenn ich hätte von der Welt scheiden sollen, ehe ich diese beiden ausbilden konnte, welche Wehmuth würde ich empfunden haben. Es ruht etwas in mir, was ich nicht herausrufen konnte, diese beiden werden's thun! Ohne Rafael würden Fra Bartolomeo und Perugino unverständlich geblieben sein, erst Rafael hielt, was jene versprochen hatten." Vogler machte sich ein Fest daraus, drei poetische Frauen zu seiner Mittagstafel zu bitten. Ich that ihm seinen Willen und kam. Henriette von Montenglaut kannte ich schon. Ihr thätiger Antheil für die Gefangenen und Verwundeten hatte mir diese merkwürdige Frau interessant gemacht.

Was die andere betrifft, die allzu bekannte Elise Bürger, so würde ich ihre Bekanntschaft nicht gesucht haben, doch auch sie war geistbelebt. Bei Henriette von Montenglaut traf ich Herrn Fresenius mit seiner Gattin und zwei lieblichen Kleinen, deren Schicksal mir nahe ging; denn ihr Vater verließ Frau und Kinder, um mit hessischen Jägern freiwillig in den Krieg zu ziehen. Sein Bruder, August Fresenius, ein junger Dichter, hatte mit etlichen zwanzig Jahren eine Vision gehabt. Ihm erschien eine himmlische Gestalt und sagte ihm Tag und Stunde seines nahen Todes voraus. Er verkündete diese Offenbarung Verwandten und Freunden und seiner geliebten Braut und sah der Erfüllung freudig entgegen. Sie traf glücklich ein. Viele, die dies lesen, werden diese Vision als Einbildung behandeln, ich glaube fest daran. August Fresenius war eine erkorene Seele, kein Kopfhänger, seine Frömmigkeit war freudig und ruhig, wie die eines wahren Christen sein soll. Wie hätte er, den Gott und Natur mit schönen Gaben bedacht, sich ohne diese Offenbarung zum Tode bereiten können? Gern ging er aus dem Himmel der Jugend hinüber in den der Ewigkeit. Dieser Uebergang wird nur einem unentweihten Leben zu Theil. Doch die Natur behauptet ihre Rechte und jede zärtliche Mutter weint am Grabe ihres Kindes.

Oft besuchte ich das Theater in Darmstadt. Trauerspiel, Schauspiel und Lustspiel schienen mir nicht sehr anlockend, doch unübertrefflich war die Oper bestellt. Luise Frank, nachherige Gran, wird nie vergessen werden. Auch Kathinka Krebs war eine prachtvolle Sängerin, nicht seelen- und anmuthsvoll wie die Frank. Wer aber Kathinka gehört hatte, vermißte nichts, so wunderbar war ihre Stimme.

Abt Vogler sagte mir, daß der Großherzog dreißig Proben für eine einzige Vorstellung abhalten ließe. Dies war ein großes Opfer, doch es lohnte sich auch, denn nicht ein Hauch möchte ich sagen wurde laut, der nicht in das Ganze gehörte. Die edle Großherzogin Stephanie von Baden hatte Luise Frank von frühester Jugend an zur Sängerin ausbilden lassen. Sie wurde des Undanks angeklagt, weil sie in Darmstadt blieb, wo sie auf Gastrollen war, wahrscheinlich hat ihre Familie sie zu diesem Entschluß bestimmt, denn ihr Gehalt war fabelhaft hoch und selbst ihr Vater wurde engagirt. Ihr Abgang vom manheimer Theater schmerzte ihre großmüthige Wohlthäterin, und gewiß hat Luise Frank ein solches Opfer nicht mit leichtem Herzen gebracht, doch die Lockung war zu groß, besonders da auch die großherzogliche Familie der jungen Künstlerin sehr hold war. Zu einem ihrer Geburtstage schickte ihr die Frau Großherzogin einen prangenden Blumenstrauß, er stand lange im Wasser, doch als die Blumen zu verwelken anfingen, wollte ihn Luise wegwerfen. Da fiel ihr ein, irgendein Blümchen, welches sich leicht abtrocknen läßt, herauszusuchen. Als sie den Strauß aufband, blitzte ihr ein köstlicher Brillantring entgegen, durch welchen Stengel gezogen waren; Blätter waren darüber so künstlich gewunden gewesen, daß man den Ring darunter nicht entdeckte. Solcher zarten Aufmerksamkeiten genoß die liebenswürdige Sängerin viele.

Auch die Milder-Hauptmann kam öfters nach Darmstadt. Diese Nachtigall der Nachtigallen zauberte einen Frühling in die Seele. Madame Schönberger mit ihrem herrlichen Tenor gab den Tamino in der „Zauberflöte", Kathinka Krebs die Königin der Nacht, und Luise Frank die Pamina. Welch ein Verein, welch ein Genuß! In

Vogler's übergelehrtem Werk „Zamori" wurde die Schönberger bewundert, doch sie riß nicht hin; denn diese Oper ließ das Publikum kalt, wiewol sie entzückende Stellen hat. Elise Bürger gab eine Vorstellung lebender Bilder. Die Frau Großherzogin schickte ihr ein hochrothes Atlaskleid, um eine Madonna nach Albrecht Dürer vorzustellen. Elise Bürger erlangte eine überraschend schöne Wirkung, nicht allein durch die echt Dürer'schen Falten, welche sie dem Kleide und ihrem Mantel zu geben wußte, sondern auch durch den ergreifenden Ausdruck. Was doch die Kunst vermag! Alle Demuth, Innigkeit, Reinheit der Jungfrau Mutter, wie sie sich Albrecht Dürer gedacht, leuchtete aus den Zügen einer Elise Bürger! Graf Moritz von Brühl saß neben mir, und wir sprachen lange darüber, mir gefiel seine Ansicht dieser Sache. Er meinte: das Göttliche wohne in jeder Menschenbrust, wenn auch noch so tief unter Schlamm und Wust verborgen, und es käme zur Erscheinung, wenn es der Mensch aus allen Tiefen seiner Seele hervorrufe. Zur Griechin umgewandelt, stellte Madame Bürger eine Niobe vor, um sie her ihre Söhne und Töchter, erlegt von des Sonnengottes Pfeilen. Es war ein herrlicher aber schaudervoller Anblick. Der Zauber einer wunderbaren Beleuchtung, der Frühlingsreiz der blonden Kinder, ihrer goldenen Locken Pracht um das bleiche Antlitz her, die sinnreiche Gruppirung, alles vereinigte sich, um dies Bild unauslöschlich der Seele einzuprägen. Doch Himmel, wie ging mir ein Schwert durch die Seele, als ich meine Kinder bleich mit geschlossenen Augen regungslos vor mir sah. Ich unterdrückte einen dumpfen Schrei, und schlüpfte durch eine Seitenthür zum Saal hinaus. Wie beseligt drückte ich sie an die Brust, als seien sie mir wiedergeschenkt, daß

sie nun von der Scene wieder in das Anziehzimmer treten konnten und sich zärtlich an mich klammerten.

Darmstadt bot damals schon herrliche Genüsse dar, wie mag es seitdem noch gewonnen haben! Mich zogen die großen Säle der merkwürdigen Fossilien sehr an. Neben den Exemplaren von Thierarten, die nicht ausgestorben sind, betrachtete ich dieselben Stücke von jetzt lebenden Geschlechtern. Mit besonderer Aufmerksamkeit war das Fossil so kunstreich gebildet, so zierlich in seinen kleinsten Bestandtheilen, daß man über denselben Theil des jetzt lebenden gleichen Geschlechts wie über eine plumpe Nachahmung erstaunen mußte. Hat denn die Natur Erfindungskraft verloren? oder erzeugt der Genius nicht mehr, sondern die hinwelkende Erde? Gab es eine Zeit, wo nur unbeseelte Wesen den Erdball bevölkerten? und war die Erschaffung des Menschen des Schöpfers spätester Gedanke? Ich wage mich nicht tiefer in dies Labyrinth, und dennoch will ich nicht ausstreichen, was ich bisjetzt geschrieben.

Aus der Gemäldesammlung ist mir nichts im Gedächtniß geblieben, wiewol ich sie oft besuchte. Von der Bibliothek weiß ich nur noch, daß sie sehr reichhaltig war.

Die herrlichen Waldungen um Darmstadt her gewährten uns den reichsten Genuß. Gern will ich alles andere entbehren, wenn ich nur Waldesduft, den Schatten und den tausendstimmigen Gesang der befiederten Bewohner der Wipfel habe. Der Schloßgarten war der Schutzort unzähliger Nachtigallen, nie verschlossen, nicht durch lästige Besuche verkümmert und reich an einsamen Lauben. An seinem Eingang war das Theater befindlich; man erging sich in den Zwischenacten in den anmuthsvollen Gängen. Dort tummelte sich oft die kleine Son-

tag mit meinen Kindern umher, es war eine Lust sie zu betrachten. Wir trafen die holdselige Kleine fast jeden Sonnabend bei unserm Freund Ludwig Cavallo, sie mochte damals fünf Jahre alt sein. Ihre Mutter war noch schön, eine einfache gewinnende Erscheinung. Sie war sehr unglücklich verheirathet gewesen und hatte einen guten Ruf. Ich erinnere mich nicht, ob die Kleine damals schon als Genius oder Amorine auf den Bretern erschien. Ich verabscheue diesen Misbrauch, man sollte ihn durchaus von der Bühne verbannen. Ach, ist denn der Schaulust des Publikums gar nichts heilig? Gibt es für die unschuldige Kindheit keinen Zufluchtsort, wo sie unberührt von schädlichen Einflüssen bleibt? Henriette Sontag war, vermöge ihres echt kindlichen Sinnes, ungestraft über die Breter gegangen, ganz natürlich geblieben, unbefangen und unverdorben. Ich komme noch später auf sie zurück.

Im Frühling 1814 überraschte mich der Besuch eines jungen Offiziers von der kaiserlich russischen Garde, er nannte sich Otto Heinrich Graf von Loeben. Freudig reichte ich ihm die Hand, denn ich hatte schon sinnige Zeichen seines Wohlwollens durch Fouqué empfangen. Wir gingen mit meinen Kindern in den großherzoglichen Garten, über welchen der junge Lenz sein dichtestes Blütennetz ausgespannt hatte; dies waren entzückende Stunden. Graf von Loeben war, abgesehen von seinem Türkenglauben an die Lauterkeit adelichen Bluts, eine liebevolle, wahrhaft poetische Natur voll Weichheit und Güte, voll Wahrheit und Sitte. Er hätte gar nicht brauchen ein Graf zu sein, um als eine der edelsten Schöpfungen, reich bedacht von Himmel und Natur, zu gelten. Das damalige Geschick seines Vaterlandes Sachsen beugte ihn tief. Ich war zu ununterrichtet von den

Verhältnissen, um mit ihm hierin gleich zu empfinden. Ich suchte das Schöne und Rechte nicht in der äußern Gestaltung, sondern im Wesen der Dinge; aus allen Formen des Lebens suchte ich es herauszufühlen und huldigte ihm. Noch im Sterben werde ich dasselbe thun.

Graf Loeben, oder wie er sich damals am liebsten nennen hörte, Isidorus, war ritterlich, im schönsten Sinne dieses oft gemisbrauchten Wortes. Seine Dichtungen spielen in das Katholisirende, wie zuweilen auch die meinigen thun, doch nur vom poetischen Standpunkt. Tieck, die beiden Schlegel u. a. sind weiter gegangen. Dürre Protestanten haben die Poesie aus der Religion herausgestoßen; dies geschah in den Zeiten der Verfolgung und des Kampfes und dürfte leicht wieder geschehen, denn diese sind wieder da. Isidorus gehörte in die poetische Verbrüderung, zu welcher Ludwig Tieck, die Schlegel, Novalis u. a. die erste Anregung gegeben und die sich in sehr verschiedenen Richtungen verbreitet hatte. Achim von Arnim, Clemens Brentano halfen die neuere Romantik begründen. Auch sie ist abgewelkt und es ist etwas der Poesie ganz Fremdartiges an ihre Stelle getreten. Es gemahnt mich, als lebten wir im Hochsommer der Poesie, wo Felder und Wiesen abgemäht sind, wo die Nachtigallen schweigen, und der Purpur der Früchte die Lieblichkeit der Blüten ersetzt, wo die Erfüllung die Sehnsucht tödtet. Sollen wir darüber klagen oder uns freuen? Diese Frage wird wol noch lange unentschieden bleiben. Man hat nie so kunstreich pompös gereimt, als jetzt geschieht. Herz und Schmerz sind obsolet geworden. Schade darum! Man sollte sie wieder zu Ehren bringen, denn wir bekommen ja doch keinen Goethe wieder!

Im Jahre 1802 bei einer unserer Streifereien durch das Musée Napoléon, blieb Friedrich von Schlegel mit mir vor einem Bildniß von Rafael stehen. In einer gedankenvoll componirten Gebirgslandschaft mit klarem Himmel, auf welcher sich hier und da ein dürftiges Bäumchen zeigt, nur um der Luft mehr Thau zu geben, steht ein junger schwarz gekleideter Mann mit schwarzem, kurz abgeschnittenem Haar, wehmuthvollem Blick und sanft geschwollenen Lippen, auf der Stirn thront Geisteslicht. „Sehen Sie sich das Bild recht an, Helmina, das ist der junge Dichter, den sie so sehr lieben, das ist Ludwig Tieck von der Seite des Genius und des Schmerzes aufgefaßt; das schlanke dünnbelaubte Bäumchen in seiner Nähe bezeichnet sein irdisches Dasein voll Schmerz und Sorge, die knappe einfache Tracht zeigt den vom Glücke nicht Begünstigten; das Bild hat große Aehnlichkeit mit Tieck, ich kann nie ohne die tiefste Wehmuth daran vorübergehen, es zwingt mich zum Verweilen. Da haben wir jetzt des deutschen Dichters Los: für den Genuß seiner Schriften ist die Welt undankbar, um sein Schicksal kümmert sich kein Reicher, kein Mächtiger; verkümmert er, so ist alles gleichgültig dabei; zeigt er eine Schwäche, so packt der vornehme Pöbel sie an und sucht sie in den Staub zu reißen; die Verleger zahlen ihm langsam oder gar nicht einen dürftigen Ehrensold." — „O still!" unterbrach ich Friedrich Schlegel, „wie weh sollte es mir thun, wenn Tieck's Schicksal ein solches wäre." — „Ist es denn nicht das Los unser aller?" sagte schmerzlich lächelnd Friedrich Schlegel, „nur ein Mittelmäßiger, nur ein **** gedeiht. Die große Welt kann geistige Größe nicht ertragen!"

Es sind nun 53 Jahre vorüber, daß dies Gespräch stattfand. Es hat sich seitdem in den Schicksalen der

beiden verbrüderten Dichter, und auch innerlich viel geändert; früher noch in Friedrich Schlegel, als in Ludwig Tieck. Im Jahre 1805 ging Friedrich Schlegel nach Köln am Rhein und änderte dort die Religion, für welche dort seine Väter so rühmlich gekämpft und gewirkt. Dies war bei ihm kein bewußter Drang nach Verbesserung seiner Lage, er hatte sich in ein System hineingedacht und gefühlt, welches ihn nun ganz beherrschte. Die glühende Verehrung der Brüder Sulpice und Melchior Boisserée, ihre unverkennbare Freundschaft, und Johannes Bertram's Beredsamkeit, welcher die katholisch-kirchlichen Zustände vor der Revolution am Rheinufer als Sittlichkeit befördernd und als Wohlfahrt spendend und die alte ostindische Religiosität mit ihren Mysterien und Dogmen als Saatenkorn des christlichen Glaubens feurig pries, hatten großen Einfluß auf Schlegel geübt. Er ging, wie bemerkt, mit seiner Gattin und den Brüdern Boisserée nach Köln, wo ihnen die liebenswürdigste Gastlichkeit, die zarteste und gediegenste Fürsorge entgegenkam. Dort schworen beide unter großer Feierlichkeit die reformirte Religion ab und übten die neu angenommene mit Eifer und aller Glut der Begeisterung. Man muß denken, daß sie Blut und Flammen der Inquisition, der Bartholomäusnacht, des Cevennenkriegs und die Mishandlungen und Grausamkeiten, welche die Kirche und die Monarchen gegen die Stifter der Reformation verübt, vergessen hatten und die katholische Religion noch von der poetischen und glänzenden Seite auffaßten. Sie wurden so aufrichtig katholisch, wie es Kinder werden könnten, die keinen Begriff von der Geschichte haben. Als ich beide später in Wien antraf, fand ich sie in diesem Zustande. Beider Los hatte sich äußerlich verbessert. Ich traf bei ihnen

eine Reihe Convertiten, welche hauptsächlich ihren Kreis ausmachten. Friedrich Schlegel klagte nicht mehr über das Los der Dichter und über den Undank der großen Welt.

Ludwig Tieck war unterdessen, wie man wenigstens aussprengte, seinerseits gleichfalls in Rom katholisch geworden, aber sein Leben und seine Werke trugen nicht die Farbe dieser Umwandlung; in das katholische Element übergespielt hatte seine „Genoveva", sein „Octavian", so auch mehrere seiner größern Erzählungen, doch im allgemeinen war er phantastisch, ironisch und weltlich geworden. Es schien, als habe er die katholische Religion einzig und allein ihrer poetischen und mittelalterlichen Seite wegen als ein Element seiner Dichtungen benutzt, und als sei es ihm gleichgültig, was sie sonst für Gewalt und Einfluß übe. Seine „Vittoria Accorombona", die in meinen Augen mehr eine Verhöhnung der Sitte und des Glaubens ist als irgendein Werk aus der neuen Schule, läßt die Religion beiseite liegen. Ich sagte vorhin und will es nicht ausstreichen, daß Ludwig Tieck in Rom katholisch geworden sei, doch es fällt mir eben ein, daß es Friedrich Schlegel und seine Gattin mir gesagt, Ludwig Tieck hingegen mir es fest abgeleugnet; jedoch ging er in keine andere Kirche Dresdens, als in die katholische, und alle Zeichen, welche das Zugehören an den katholischen Glauben beurkunden, hatte er in seinem Hause und Zimmer. Seine Gemahlin und Töchter waren zur katholischen Religion übergetreten. Einige Jahre darauf hatte die Familie die liebenswürdige geistreiche Dorothea Tieck zu beweinen; ihr früher Tod war ein herber Schlag für alle und noch besonders für das Vaterherz. Dorothea Tieck war innerlich und äußerlich das Jugendbild ihres Vaters. Ludwig Tieck hatte zu dieser Zeit keine Aehnlichkeit mehr mit dem Ra-

fael'schen Bildniß. Tieck verleugnete nur wenige seiner frühern Freunde und Freundinnen und zwar aus Gründen, die man nicht misbilligen konnte.

Ich werde noch später mehr schildern und bezeichnen die überschwenglichen Tage, die wir mit den dresdener Freunden und Freundinnen verlebt. Welche Reihe von Namen, alle leuchtend und unvergeßlich! Mein edler Freund Isidorus Orientalis (Graf Otto Heinrich von Loeben) mit der Seele eines Kindes, mit dem Herzen voll Liebe und Güte, mit der überreichen Phantasie, mit aller Treue eines echten deutschen Gemüths, war der echte Schüler Ludwig Tieck's. Sein Aristokratismus entsprang nicht aus Hochmuth, sondern war das Erzeugniß seiner Verehrung des Mittelalters. Er glaubte an edles Blut durch Abstammung von edeln Geschlechtern. Das alles klingt so hübsch und ist für Hohe und Niedere so angenehm sich vorzustellen, daß dieser Wahn, den zwar die Geschichte zerstört hat, gleichwol nicht aufhören wird Gewalt zu üben. Manche Dichtungen des Grafen Heinrich von Loeben ringen sich aus den Nebeln verjährter Vorurtheile, und zeichnen ihn ganz in seiner eigensten Eigenschaft als einen der lieblichsten Dichter, die Deutschland aufzuzählen hat. Auch er dichtete in den Formen und in dem Geiste, welchen die neue Schule angenommen hatte und von welchem ich auch nicht freigeblieben bin. Zugleich gehörte er der Herrnhuter Kirche an. Seine vortreffliche Gemahlin verschönte durch klaren Verstand und aufrichtige Güte unsern dresdener Kreis, der sehr zahlreich und dennoch auserlesen zu nennen war. Meine Freundin Therese aus dem Winckell, Baron Ernst von der Malsburg, Baron Bock aus Lievland, Karl Konstantin Kraukling aus Kurland, Graf Friedrich von Kalckreuth, Koes aus Dänemark, der Dichter Atterbom aus

Schweden, der dort die romantische Schule gestiftet, und manche anziehende Erscheinung aus der Frauenwelt belebten einen Kreis, wie vielleicht selten einer sich schloß. Tieck fand sich einmal mit den meisten dieser hier genannten Personen zusammen bei mir. Er fragte jeden einzeln, „ob er rauche!“ Alle antworteten: „Nein!“ Er warf sich zurück in seinen Sessel und rief aus, und das mit dem größten Ernst und der volltönendsten Stimme: „Was das für gebildete Leute sind!“ Als auf die unter sich ziemlich ungleichmäßigen Honorare, welche wir empfingen, die Rede kam, rief Ludwig Tieck mit Entrüstung: „Welche Anarchie!“

Wer könnte die Flut von Schalkheiten und geistvollen Ausfällen, die Tieck in unserm Kreise entströmten, hier auf das Papier zaubern? Er pflegte uns alle und unsern Freund Baron Bielefeld zu seinen Vorlesungen einzuladen. Nach einem schmackhaften Souper wurden seine Lebensgeister rege und das Feuerwerk seines Witzes spielte rauschend und kräftig empor. Es war harmloser Scherz, allein ich sage dennoch, ich hätte gerade in solcher Laune Tieck's nicht mögen fern sein. Verschonte er doch nicht einmal die Anwesenden! Indeß wir wehrten uns nicht, denn was ihm Vergnügen machte, war uns theuer.

Es ist wol bekannt, mit welcher überschwenglichen Kraft und Anmuth Ludwig Tieck vorlas. Man meinte, der Dichter, den er durch seinen Vortrag ins Leben zurückrief, stehe lebendig vor uns und erschließe uns das kaum noch geahnte Geheimniß seiner Poesie. Man fühlte beim Zuhören, wie dies Lesen der Meisterwerke Shakspeare's und Calderon's (in Malsburg's Uebersetzung) Tieck's höchster Lebensgenuß sei. Von seinen eigenen Sachen habe ich ihn nie vorlesen hören. Als ich von Dresden schon entfernt war, sagte man mir, daß Tieck

die vortrefflichen Schauspiele der Prinzessin Amalie von Sachsen vorgelesen habe. Bekanntlich war der Ertrag dieser ausgezeichneten Arbeiten zur Errichtung eines Waisenhauses bestimmt. Die hohe Wohlthäterin erreichte ihren Zweck, weil der Zudrang zu den Aufführungen ihrer zahlreichen dramatischen Werke bedeutend war. Die Huldigung galt nicht allein der edeln Absicht und dem schönen Zweck der Dichterin, sondern auch dem Werth ihrer reizenden Schöpfungen, dieser echten Lebensbilder, meisterhaft entworfen, hinreißend, erschütternd und erfreuend durch den höchsten Zauber der Dichtung: durch Wahrheit.

Schon manche haben in Goethe und Ludwig Tieck wegen ihrer Vielseitigkeit Vergleichungspunkte mit Voltaire gefunden. Mir scheint diese Ansicht unrichtig Voltaire war sehr gottlos, wiewol auch er Gutes und Großes gethan und neben entsetzlichem Schaden Wohlthaten für die ganze Menschheit gestiftet. In meinen Augen ist Tieck minder Lichtgeist als Glanzgeist, Voltaire war beides. Die Wahrheiten, die er unter dem Chaos von Irrthümern ausspricht, fließen nicht aus der reinen Quelle feurigen Eifers für das Gute, wenigstens nicht immer. Voltaire's wahrhaft edle und siegreiche Bestrebungen, des gerichtlich ermordeten Calas Ehre wiederherzustellen, sind vielleicht die glänzendste Großthat seines Lebens. Goethe's und Ludwig Tieck's Leben haben keine solche That aufzuweisen. Allein im allgemeinen haben beide wohlthätig für Mitwelt und Nachwelt gewirkt und waren größere Dichter, zumal Goethe, dessen göttliche Werke in Blut und Mark des Volks übergingen, wie die von Schiller in einem noch höhern Sinne gethan, und wie die des großen gesinnungstüchtigen Ludwig Uhland, des unsterblichen Jean Paul, des weltweisen Herder u. a. Tieck war mehr künstlerisch als

gesinnungstüchtig, seiner eigensten Natur nach rein lyrisch. Der bedingende Drang des Lebens, welcher Taschenbuchsartikel ihm zur Nothwendigkeit machte, drängte ihn weg vom heiligen Quell der lyrischen Ergüsse. Er schlug seine innere Welt in Trümmer wie einen Solitaire, der dann stückchenweiß verkauft wird, doch der innere Kern, der unerschöpfliche Schatz des Wissens, der feinsten und gediegensten Beurtheilungskraft blieb unberührt und verherrlichte noch seine späten Jahre. Zeitgenoß eines Novalis, eines Schleiermacher, eines Friedrich von Schlegel, zu welchen unter Bedingungen die übrigen Mitstifter der Schule zu zählen sind, z. B. Wilhelm von Schlegel u. a., denen Verdienst nicht abzusprechen ist, die jedoch nicht aus eigenem, stets sich neu erzeugendem Quell schöpften, war Tieck unter diesen die reichhaltigste schöpferische Natur und stand ganz eigenthümlich zwischen ihnen. Sich ihm nachzubilden strebten Geister, nicht an Aufschwung und Umfang gleich. Der Ludwig Tieck, der den „Sternbald" geschrieben, war nicht derselbe mehr, der die „Vittoria Accorombona" verfaßt, deren Erfolg viel einträglicher war, als der des herrlichen „Sternbald", dessen Werth das Häuflein der Gleichgesinnten zu schätzen wußte. Nicht ein Nachahmer, sondern ein Nachfolger Tieck's ist Heinrich Heine, wie denn überhaupt das Lied Ludwig Tieck mehr zu danken hat als Goethe und Uhland selbst. Der Genius ist aus dem Paradiese der Lyrik durch die Weltbegebenheiten vom Cherub mit flammendem Schwerte verjagt worden. Die Poesie hat wie die ersten Aeltern ihre Unschuld verloren. Wäre nicht die Musik da, welche das wahre Lied noch über Wasser hält, es würde gar keine Empfänglichkeit mehr dafür leben.

Ich kann mich nicht enthalten, noch eine Eigenheit

Tieck's, welche sich alle großen Vorleser aneignen sollten, zu erwähnen. Er litt nicht, daß die Damen eine weibliche Arbeit mitbrachten, und die Thür blieb dem eingeladenen Gaste verschlossen, welcher nicht zur anberaumten Stunde kam. Ich finde das höchst natürlich und recht. Bei jedem Schönheitsgenuß muß die feinste Sitte obwalten. Wer mit allen Kräften seines Wesens eine herrliche Dichtung gleichsam wieder gebiert, muß jeder Regung der Zuhörer, die nicht Hingebung und ich möchte sagen Andacht ist, feind sein. Uebrigens entdeckte man in seinem Wesen noch oft Spuren der Anhänglichkeit an die Gefühle seiner Jugendjahre. Sein schönes Angesicht, bestrahlt von den zwei schwarzen Augen, glich einer Welt, die von ihnen beleuchtet wurde. Seine Gedanken verkörperten sich in seinen feurigen Blicken, seine beweglichen regelmäßigen Gesichtszüge beurkundeten Kraft und Feinheit, Scharfsinn und rasches gediegenes Urtheil. Sein Körperbau hatte entsetzlich von der Gicht gelitten, dennoch war ihm nichts von seiner Würde benommen. Es lag so viel Heiterkeit und Größe in seinem Ausdruck, daß man meinte, die edle Gestalt müsse sich in dem Augenblick gebietend emporheben. Tieck äußerte zuweilen nicht ohne Wehmuth, daß etwa zwölf Bäder in Nizza ihn hergestellt haben würden. Hätten seine spätern hohen und edeln Gönner doch das zu rechter Zeit gewußt! Es war nun zu spät.

Ganz im Gegensatz zu Friedrich Schlegel, der am liebsten das Gespräch auf politische und religiöse Zustände lenkte, blieb aus Ludwig Tieck's Unterredungen Religion und Politik weg. Sie enthielten nur Ansichten über Poesie und Literatur, und zwar nicht von der ernsten Seite, sondern von der erheiternden und spöttischen, die deshalb nicht minder belehrend waren. Ein großer

Freund und Verehrer der Frauenpoesie war er nicht. Von dem Ehepaar de la Motte Fouqué sagte er, Fouqué sei die Verwesung, jedoch nur die Verwesung des Apfels, aber seine Gemahlin die des Fleisches. Ludwig Tieck hatte das mit Friedrich Schlegel gemein, daß er erbarmungslos schlachtete, ohne seinen Opfern im geringsten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Frau de la Motte Fouqué war genial und hochbefähigt und verdiente nicht im geringsten den lieblosen Ausspruch des großen Dichters. Auch gegen seine Schwester Sophie Bernhardi war Tieck ungerecht. Sophie Mereau, eines der lieblichsten Gestirne am Himmel deutscher Poesie, und die Günderode wurden gleichfalls von ihm nicht anerkannt. Ich muß ihm nachsagen, daß ich in seinen Briefen an mich und im Gespräch noch am besten weggekommen bin. Zwar gab er wenig auf meine Novelle: „Die Zeit ist hin, wo Bertha spann"; aber mich verletzte das um so weniger, als er von einem meiner Werke: „Emma, eine Geschichte", liebevoll sprach und alle meine Lieder liebte. Von Goethe, Schiller, Herder und Jean Paul sprach er nie warm und überfließend, wenn er sie gleich wie billig gelten ließ. Shakspeare allein hatte seine volle Glut der Bewunderung und Liebe. Er hatte sich ganz in ihn hineingelebt, er war der Frühling seines Gemüths, die menschgewordene Poesie. Man mußte seiner Ansicht sein, wenn man ihn reden hörte; der Strom seiner Beredsamkeit riß alles hin.

Tieck war folgende Stelle aus meinen „Erinnerungen" aufgefallen, ich mußte ihm noch viel über den Gegenstand derselben sagen; es war folgende:

„Ich lernte beim Grafen Escherney Fanny Beauharnais kennen, eine Frau, deren Geist und Herz im seltenen Einklange standen. Ich besuchte sie von Zeit zu

Zeit und fand ihren Umgang sehr liebenswürdig. Sie war Tante der Kaiserin Josephine, hielt aber damals 1802 noch kein glänzendes Haus, und vereinigte um sich her nur einen kleinen Kreis von Schöngeistern, die nicht in dem Rang eines Delille, Legouvé u. a. unter den beliebtesten standen, deren Gespräch doch anziehend und belehrend war. Der genialste unter diesen Männern war Rétif de la Bretonne; seine Erscheinung hatte etwas Gewinnendes und Anziehendes. Er war von ziemlich großer Gestalt, ziemlich beleibt, er trug sein Haar wie Bernhardi de St.-Pierre in natürlichen Locken bis auf den Hals herabfallend, sein Gesicht war oval, die Nase sanft gebogen, der Mund angenehm, die großen Augen ausdrucksvoll, die Blicke liebend und leuchtend, seine sanfte Stimme traf das Herz. Er zeigte sich gegen mich so gütig, wie ein Mann an der Neige des kräftigen Mannesalters ein junges Wesen zu behandeln pflegt. Ich hätte ihn gern oft gesehen, allein das Anathema, welches die Welt über ihn ausgesprochen, schreckte mich zurück. O die Welt, wie gern und voreilig urtheilt sie ab! Welche Blüten zertritt sie mit eisernem Fuß! Lange nachdem ich Rétif de la Bretonne bei Frau Beauharnais begegnet, fand ich von ungefähr seine «Contemporaines» vor, ich las darin mit heftigem Schmerz. „Die Bekenntnisse des unsterblichen Rousseau weisen nichts Aehnliches auf. Nackter Sinnentaumel, Umstoßung aller hergebrachten Sittenlehre, Verletzen aller zarten tiefen Empfindungen, welche das Band der Gesellschaft rein und unverletzt in der Masse der Menschheit erhalten und Schwestern, Töchter zu unantastbaren Gegenständen erheben, denen ihre Angehörigen Schutz, keusche Ehrerbietung und die reinste Anhänglichkeit schuldig sind, fand ich in diesem Werke. Doch glaube ich mich zu erinnern,

daß Rétif de la Bretonne seine bedauernswürdigen Verirrungen nicht beschönigen will, sondern nur sie unverhehlt darstellt. Zur Zeit der Regentschaft war Aehnliches, ich möchte sagen Schlimmeres im Schwange. Die Erzählung «St.-Jean La Fontaine» und die Schriften Voltaire's enthalten Strecken bodenlosern Schlammes als Rétif's verrufenste Werke. Wäre Rétif kein Franzose und nicht so unglücklich gewesen, er hätte einer der ersten Schriftsteller seiner Zeit werden können. Er bedurfte nur sittlicher Würde, so würden die reine Gutmüthigkeit, der Feuergeist und das Talent dieses Mannes ihm allgemeine Verehrung gesichert haben. Sein «Paysan perverti» im Gegensatze zu Merreaux' «Paysan parvenu» ist ein Werk, in welchem man keine Ahnung von der Unsittlichkeit, die in vielen Werken Rétif's herrscht, findet. Es enthält vornehmlich für Frankreich treffliche Sittenlehren, und schreckt vom Laster zurück. Rétif war arm, er gerieth in solche Kreise, deren Mitgliedern es vornehmlich um Umwälzung aller Tugend und Sittengrundsätze zu thun war. Es gab deren in allen Ständen."

Vom Throne herab lächelte das Glück dem greisen Tieck zu. Friedrich Wilhelm IV. schuf ihm ein beneidenswerthes Los. Er lebte in des Königs Nähe, von der ganzen hohen Familie mit Verehrung, man durfte sagen, mit Zärtlichkeit umgeben. Prinz Friedrich Wilhelm zeigte ihm Huld, die in so zarter Jugend, verschönt durch alle Grazien des Geistes und der Anmuth, ihren Gegenstand noch süßer beglückt.

II.

Rheinreise. — Köln. — Mein Conflict mit der Invalidenprüfungscommission in Köln.

Graf Loeben hatte mich bei Reiseanstalten angetroffen. Ich wollte am andern Morgen nach Manheim, wo die Hermannschlacht mit großem Pomp aufgeführt werden sollte. Noch heute verschmähe und verkenne ich nicht das Schöne, was im deutschen Aufschwung gegen die Bedrückung des fremden Jochs waltete; aber es war ein Fieber, die Genesung davon war schlimmer als das Uebel.

Nie war die männliche Jugend so ernst, so würdig, so großartig, als zu jener Zeit. Es vergingen keine zwei Jahrzehnde, so erschien sie mir abgespannt und vernüchtert. Gewaltigen Zeiträumen folgt gewöhnlich Erschlaffung. Auch edle Naturen nehmen verkehrte Richtungen, um dem Bedürfniß nach Kämpfen Genüge zu leisten, Ruhe ermüdet sie. Bloße Tugend ohne Gewürz genügt den Verwöhnten nicht; um sich zu betäuben, zugleich sich aufzuregen, greifen sie nach den Bechern der Sinnlichkeit und schwelgen in süßen Giften. Statt die Jugend anzuwenden, suchen sie dieselbe davonzujagen,

und eilen auf der Eisenbahn zu Siechthum und Grab. Es liegt ja nichts mehr jenseit des Grabes, mit dem Tode ist ja alles aus. „Bethörte! mit dem Tode fängt ja das Leben erst an."

O wie fern lagen mir damals diese und ähnliche Vorstellungen, besonders nach einem so herrlichen Frühlingsabend, ganz der Poesie geweiht! Graf Loeben sollte am andern Morgen früh nach dem Rhein. Ich verhieß ihm, von Manheim aus nach Heidelberg zu gehen, wo wir uns wieder treffen wollten. Schon grünte und blühte der Frühling überall mit allen seinen Bezauberungen. Selbst die Sandfläche zwischen Darmstadt und Manheim war in einen Blumenwald umgezaubert. Die „Hermannschlacht" entsprach meinen Erwartungen übrigens nicht, denn diese waren zu überspannt. Es entriß die Zuschauer nicht aus der gleichmüthigen Stimmung, die ich überhaupt schon bemerkt hatte, und die mich unangenehm überraschte. Alles sollte so fühlen wie ich, und es gab dort so viel Menschen, welche die Dinge nicht durch ein Prisma betrachteten. Waren sie glücklicher als ich? Ich glaube es nicht.

Graf Graimberg hatte eine wahre Freude uns in Heidelberg wiederzusehen. Ich fand ihn wieder, wo ich ihn verlassen hatte, an seiner Staffelei. Die Schloßruine, und die Gegend von Heidelberg waren ihm, was einem frommen Rittersmann die Dame seiner Gedanken, seine Welt, sein Leben, sein Einziges und Alles. Es hatte ihm wol nicht geahnt, daß er, als er als junger Emigrant in Gesellschaft mehrerer Freunde von England zurückgekommen, eine Nacht in Heidelberg zubringen wollte, vom mächtigen Reiz des Anblicks der Ruine ergriffen, sich nicht mehr von hier losreißen würde, daß hier seine braunen Locken silberweiß werden sollten, daß er hier

vergessen würde, wie unglücklich Frankreich und wie erschüttert die Welt. Wer für etwas Großes lebt, der vernichtet die Wirklichkeit und waltet in seiner eigenen Schöpfung.

Isidorus traf nach einigen Wochen in Heidelberg ein. Hier hafteten die reizendsten Erinnerungen seines Lebens, hier war sein Herz heimisch geworden. Heidelberg hatte noch nichts von seinen frühern Reizen eingebüßt. Man merkte noch fast nirgends, daß dort etwas anderes waltete, als der Zauber großer Erinnerungen und der Reiz der schönen Natur. Es schien durchaus nichts dem Bedürfniß zu gehören, sondern alles dem freien unverkümmerten Genuß. Auch der Garten der Clara von Detten prangte noch in seiner wilden Schönheit, mit seinem quellbeperlten Schmuck, den rieselnde Bächlein ihm spendeten. Mit Freuden an der Gefahr kletterten wir über bemooste Steinstücke und schwankende Wurzeln bis zur Schloßhöhe, wo Freund Graimberg zeichnete und meinen Kindern Papier und Bleistift gab, damit sie ruhig wären, indeß wir plauderten. Wir durchstrichen nach allen Richtungen die Ruine, die jetzt in ihren schönsten Theilen hermetisch verschlossen ist. Da wo die Großen und Mächtigen der Erde Rath gepflogen oder lärmende Feste begangen hatten, rauschten und säuselten hohe Bäume, dufteten Waldblumen, grünten Rasenstücke, leuchteten aus der Tiefe wasserreiche Cisternen. Am liebsten weilten wir in Otto Heinrich's Bau, dem Graf Graimberg liebevollen Fleiß gewidmet. Das Blatt, das ihn vorstellt, ist ein Daguerreotyp von Menschenhand. Jetzt kommen so viele ehemals verborgene Kräfte der Kunst zu Hülfe, die Sonne braucht nur wenige Minuten, um auf der Platte das Bild hervorzubringen, zu welchem der geübteste Künstler unerhörten Fleiß und lange Jahre be-

durfte, und dabei noch nicht so treu wie sie. Doch ist dieser ungeheuere Fortschritt mehr zum Nachtheil der Menschen, er vernichtet das Verdienst der Kunst, die Seligkeit des Strebens, des Schaffens, des Gelingens, auf Erden die höchste und süßeste. Nur das Errungene hat Preis und Werth, nicht das Geschenkte; das ausgenommen, was Himmel und Natur schenken. Edler Graimberg, welch ein Heil für dich, daß es zu deiner Zeit noch keine Daguerreotypien, keine Photographien gab. Ich glaube mein Auge täuscht mich nicht, wenn ich auch in den gelungensten dieser Bilder die Seele vermisse, die vom Menschen aus seine Schöpfungen durchströmt. Die Daguerreotypen verhalten sich nach meinem Gefühl zu den Werken genialer Künstler, wie das Spiel einer Wanduhr zur Musik. Die entzückendsten Tage, die wir im Kreis herrlicher Menschen zubrachten, entschwanden unaufhaltsam, noch heute beseelt mich ihre Erinnerung.

Graf Loeben schied mit dem Versprechen baldiger Wiederkehr. Ihm wurde eine Wohnung gemiethet. Meine ahnende Seele sagte mir, daß er sie nie beziehen würde, und so geschah es. Mich rief mein Herz nach Belgien, um einige Zeit lang in der Nähe meines Bruders zu sein, der dorthin beordert worden. Die Reise den Rhein hinunter über Köln und Aachen war einladend und gar nicht kostspielig. Der Dom von Köln war, wie alles Werdende, von eigenthümlichem Reiz des Entstehens. Als Kind liebt der Mensch zu zerbrechen, um zu sehen wie ein Spielwerk gemacht ist; als Erwachsener hat er einen Schritt voraus, wenn er verfertigen sieht. Wir besuchten den Dom in des würdigen Wallraf Begleitung. Das Gemälde von Wilhelm Kalv erfreute mich sehr, es gewährte mir einen Blick in eine neue Welt der Schönheit hinein. Ich habe es noch

manches Jahr nachher oft und lange betrachtet und immer neue Lieblichkeiten darin entdeckt. Wilhelm Kalv hat keinen Vorgänger gehabt und keinen Nachfolger gefunden. In seinem Meisterwerke im Dom von Köln waltet noch das byzantinische Princip der symmetrisch-pyramidalischen Gruppirung vor; nicht aber wie bei den ältern Byzantinern in der ängstlich symmetrischen Unordnung, sondern im Gesetz ist Freiheit, und ich möchte hinzusetzen, Bewegung in der Unbeweglichkeit. Rafael hat gleichfalls dies Princip der Gruppirung anerkannt und beibehalten. Die Madonna di Foligno, die heilige Cäcilie, die Transfiguration, die Madonna in Dresden, selbst die kleine Madonna del silentio, die del pesce, und andere herrliche Darstellungen zeugen von Rafael's Anhänglichkeit an diesen uralten Stil voll Feierlichkeit, Pracht und Würde, für welchen Rafael die Vorliebe aus Perugino's Werken schöpfte. Gleichzeitige Meister, wie z. B. Correggio, wichen beinahe unmerklich von dieser Darstellung ab und suchten ihre Gestalten nach dem Leben zu gruppiren. Für heilige Darstellungen war dieser neue Weg eine Abirrung, durch welche die Kunst einen Rückschritt that. Der Menge gefiel sie, weil ihr alles Neue gefällt.

Wilhelm Kalv's heilige Ursula steht unter den aus der Vorzeit geretteten Bildern durchaus einzig da, weil es zeigt, wie unerschöpflich die Natur in der Gestaltung der Schönheit sei. Wie Rafael in seinen Bildern die Grundzüge der antiken Schönheit beibehielt, so waltet die der echt deutschen in Wilhelm Kalv's Gemälde vor: runde Gesichter, hohe Stirnen, Nasen die durchaus der deutschen Gesichtsbildung eigen, geschwellte Lippen von zartestem Rosenpurpur, die noch keinen ersten Kuß empfunden, deren Brennen noch der Sehnsucht gehört,

runde Augen, deren feuchter Blick noch von himmlischer Rührung zeigt! Ich möchte das deutsche Princip der Schönheit einen frischen Urgedanken der Natur nennen, beim griechischen hat sie sich besonnen. Das deutsche Antlitz der Frauen ist wärmer, ohne deshalb sinnlicher zu sein. Eine Deutsche ist liebefähiger, inniger. Ich kann nicht beurtheilen, ob nicht bei dem Gemälde von Wilhelm Kalv eine leichte Uebermalung stattgefunden hat. Die Gesichtsfarben sind blühend, jedoch nicht transparent. Ich unternehme nicht, das Gemälde hier zu beschreiben, Friedrich Schlegel's „Europa" enthält das Schönste und Wahrste, was darüber gesagt werden kann; ich füge nur hinzu, daß ich in König Ludwig's Pinakothek, der die Boisserée'sche Sammlung daselbst vereinigt hat, kein Bild gefunden, das ich diesem von Wilhelm Kalv zur Seite stellen könnte, wiewol sich dort viele dieser Richtung und Schule angehörende Gemälde befinden. Bewunderungswürdig ist die große Mannichfaltigkeit des Ausdrucks und die Wahrheit der Charakteristik bei der Menge der Gesichtsbildungen, die alle den Stempel der deutschen Volksthümlichkeit tragen, den ich vorhin bezeichnet, und der sich immer mehr vom deutschen Boden verliert.

Wallraf war eine höchst eigenthümliche Erscheinung. Um sein bleiches Antlitz ringelten sich schneeweiße Locken von der hohen Stirn herab, seine azurnen Augen überglänzten ruhig und hell wie Sterne seine edle Gesichtsbildung, seine Gestalt war hoch, schlank, harmonisch in allen ihren Bewegungen, ein schöner Ernst leuchtete aus seinem ganzen Wesen hervor. Wallraf war Priester; stille Kämpfe und freudige Siege hatten in dem Friedenslächeln des Mundes ihre Spur zurückgelassen. Er war einer der seltenen Menschen, die Altar und Tempel eines

großen Gedankens sind und der Welt nicht bedürfen, um des Lebens zu genießen. Er wurde von allen Edeln und Guten verstanden und anerkannt, sein Andenken wird nie erlöschen und auch außerhalb seines Vaterlandes blühen. Es gibt in Köln viele Kunstliebhaber, die man näher oder entfernter ihm zur Seite stellen kann. Vergleichungen sind etwas sehr Undankbares und können nur selten richtig sein, weil Gott und Natur jedem Ausgezeichneten sein Gebiet angewiesen und dessen Grenze gesteckt hat.

Rector Fochner war ein sehr schätzbarer Kunstfreund. Die Bettendorff'sche Sammlung enthielt vieles mit Recht Gepriesene. Ich könnte manche rühmlich bekannte Namen hinzufügen, mir fehlt es an Raum, auch wol an Gedächtniß zur richtigen Bezeichnung. Sulpice und Melchior Boisserée, mit ihnen ihr verbrüderter geistvoller Freund Johannes Bertram, hatten den Impuls zum Sammeln der alten Kunstwerke gegeben, die seit den Zeiten mannichfaltiger Zerstörung unbeachtet in allen Winkeln umherlagen, und von denen man viele, nämlich diejenigen, die verwüstlich waren, bereits zertrümmert hatte, um sie (nützlich) zu verwenden. Fensterladen, Tischplatten und andere Gegenstände dieser Art bestanden aus werthvollen Gemälden, die theils durchbohrt, theils durchklopft waren, manche konnten noch gerettet werden. Mir wurde in Köln von einem Manne erzählt, den sie nur den Kappesbauer nannten, dieser sei, sagte man, ein durchtriebener Kauz. Er habe viel schöne rare Gemälde aus Klöstern, Kirchen und alten Schlössern heimlich erstanden und aufbewahrt, doch er zeige sie niemand. Ich bereue, daß ich mich abschrecken ließ, Namen und Wohnung des Kappesbauern zu erforschen. Ein anderes Original stieß uns auf unsern Wanderungen auf, es war ein Freiherr

von Meering. Sein Wappen war viel poetischer als er und seine Kunstsammlung. Eine Taube mit einem Ring im Schnabel zieht über das Meer. Der brave Mann von altadelicher Abkunft, reich, abgemagert und genau, war sehr stolz auf seine Ahnen und führte sie immer im Munde. Nun gab es einige lose Gesellen, von denen einer das Bildniß eines Ehepaars aus alter Zeit besaß, auf dem die Frau mit weißen Fingerspitzen eine Citrone emporhielt, am Halse ein Brillantkreuz und Porzellanblumen in dem gepuderten Haarbau trug, der Gemahl aber einen grauen Papagei wohlgefällig beäugelte. Auf diese Bilder in den alten vergoldeten Rahmen ließen die lustigen Gesellen das Meering'sche Wappen malen, und beredeten einen Trödler, die frisch gefirnißten Bilder unter seinem übrigen Kram aufzustellen. Baron Meering, der täglich auf der Bilderjagd umherstreifte, bemerkte die weiße Taube, und frug hastig danach, wo die Bilder her wären? Der Trödler nannte „Amsterdam", und wußte dem Alten sie für einen hohen Preis aufzuhängen. Er nahm theil an der Beute, welche die lustigen Gesellen unter tausend Spötteleien verzechten. Baron Meering erfuhr später den Zusammenhang; doch er begnügte sich damit, die beiden Gemälde auf seinen Speicher hin zu relegiren, und hütete sich von dem Schwank zu sprechen, weil er sich schämte.

Beim Durchstreifen der Kirchen traf auch die Reihe die zierliche Kirche von St. Gereon, die man für eine versteinerte Blume halten könnte, und die der heiligen Ursula mit ihrem Berge von Schädeln aus den Reihen ihrer 11000 Begleiterinnen, die hier den Martertod fanden. Als sie nach Köln zogen, läuteten (so spricht die Legende) von allen Kirchen die Glocken ihnen entgegen. Köln war aber auch heidnisch. Wenn es christlich war,

und Kirchen hatte, wie durften die Jungfrauen darin gemartert werden? Als ich die Schädel sah, empfand ich den widerwärtigen Contrast zwischen ihnen und den entzückenden Gebilden von Wilhelm Kalv, die ich tags zuvor erst gesehen hatte; fast kam es mir vor, als hätten sich diese verwandelt. Welch schaudervolles memento mori! Das kirchenbestreute Köln war nicht bigot. Der rüstige Niederrheinländer schien mir heiterer, als der Bewohner des Ober- und Mittelrhein. Er hatte sich in seine kirchlichen Pflichten aus alter Gewöhnung ruhig hineingefunden, sie waren ihm theuer, er hing daran ohne Fanatismus, ohne Haß gegen die Reformirten. So war es damals. Ich schied von Köln, begleitet von schönen Erinnerungen, und hoffte es bald wiederzusehen. Ungern hatte ich Eberhard und Joseph von Groote dort vermißt. Auch Friedrich und Dorothea Schlegel waren schon fort nach Wien. Köln hat einen Lichtpunkt, die Aussicht vom Rhein nach dem Siebengebirge, welches die Sehnsucht mächtig anlockt, und den alten Steinhaufen gleichsam zuruft: „Blickt auf uns, wir sind ein Gottesbau der Andacht, wir sind treu. Euch hat Menschenhand aufgethürmt; unsere Thäler hegen Blumen, Waldungen, Wiesen und Gebüsch! Euer Inneres füllt hinwelkender Tand; uns bringt der schöne Frühling unabläßig unsern Duft und den leuchtenden Schmuck zurück!" Ich habe im Anblick des Siebengebirgs schwelgen können, wie im Schos des herrlichsten Thals. Sind es doch Sehnsucht und Phantasie, welche der Erde den schönsten Schmuck verleihen.

Wir gelangten auf raschem Fuhrwerk nach Aachen. Damals saß das Geripp Karl's des Großen noch verborgen in einer Nische des Doms, wo es, ich weiß nicht wie, warum, noch wann, eingemauert worden.

Scheint es doch, als sei er wie eine Mahnung der alten Zeit wieder erschienen, wo der Begriff von Größe ganz ein anderer ist als der damalige; wo das Christenthum, für welches er kämpfte in der Gestalt unkenntlich geworden und nur noch in des Herzens stillen Räumen lebt. Wir durften Aachen nur flüchtig besehen und gelangten nach Lüttich, wo wir die Begriffe der Einwohner so finster fanden, wie seinen Boden von Kohlenstaub. Man fragte uns im Ernst, weil man erfuhr, wir seien Protestanten: ob wir an Gott glaubten, ob wir verpflichtet seien zu beten? Was ließ sich darauf antworten? Schweigen war das Beste. Nicht ohne Befremden sahen wir die Damen im größten Staat, weiß beschuht durch den Kohlenstaub der Gassen gehen, sie beschmuzten sich nicht. Mir fiel dabei Mignon's Eiertanz ein. Als wir eine Kirche besuchten, lasen wir an der Kirchthür einen Zettel folgenden Inhalts: „Die heilige Kirche hat ihrer liebsten Tochter, der frommen Stadt Lüttich, die unschätzbare Wohlthat des vierzigtägigen Gebets, welche ihr lange entrissen war, auf wiederholtes Flehen wiedergeschenkt. Nun aber gibt es Gläubige, welche theils wegen Erkrankung, theils wegen überhäufter Geschäfte abgehalten sind, diese Andacht zu begehen, und somit aller ihrer Wohlthaten verlustig bleiben. Diesen Mangel zu ersetzen, erbieten sich fromme Christinnen, gegen eine angemessene Gabe die vierzigtägige Andacht an der Stelle derjenigen abzuhalten, welche daran verhindert sind, diese in Person zu begehen. Indem wir dies anzeigen, ersuchen wir sie, nach der Sakristei zu kommen und daselbst ihre Gaben zu entrichten."

Wir verließen Roms geliebteste und frömmste Tochter, um unsere Reise fortzusetzen, und bestiegen ein bequemes Fahrzeug, um unser Ziel zu erreichen.

Wir gelangten nach Verviers, wo wir meinen Bruder antreffen sollten. Eine Wohnung auf dem Platz der Märtyrer nahm uns auf. Die Aussicht von unsern Fenstern beherrschte eine Reihe von nackten Hügeln, unlieblich, ja widerwärtig. Das Laub der Bäume auf dem Platze hatte keine Transparenz, kein freundliches Grün. Das Volk lief in Lumpen umher, die Bettler zogen scharenweise durch die Gassen und Plätze. Die Kirchen, die wir uns ansahen, stacken voll Bettler und strotzten vom überladenen Schmuck und von Heiligenbildern, die nichts Heiliges an sich hatten. Sonntags fanden wir dieselben Bewohner, die hier zerrissen umherliefen, in stattlicher Kleidung und mit gewaschenen Gesichtern. In allen Küchen standen hohe Tonnen, angefüllt mit einer Flüssigkeit, die man bei uns wegzuschaffen bemüht ist, hier aber von den Fabrikanten sehr gut bezahlt wird; sie färbt das Tuch müllerblau. Die Atmosphäre in den Küchen gewann dadurch keineswegs an Wohlgeruch, doch die Bewohner niederer Klasse kümmerten sich nicht darum, denn sie kochen nur auf ihren gegossenen Oefen im Zimmer und nähren sich meist mit Kaffee. Auch die Aermsten besitzen den schönen blanken messingenen Kaffeekessel, der früh und abends auf ihrem Eßtisch prangt. Wenn das Wasser auf dem kohlenerfüllten Untersatz kocht, wird für eine ziemlich zahlreiche Familie ein Eßlöffel voll Kaffee genommen, dann mit Salz lange durchsiedet, dann abgeklärt und mit dünner Milch genossen. Man ißt dazu Brotschnitte mit Birnenmus bestrichen. Sonntags und Feiertags wird etwas Fleisch genossen; doch die Kinder und jungen Leute sind kräftig, rothbäckig und fidel. Mein Bruder war ungern hier, wiewol sein Quartiergeber viel Aufmerksamkeit für ihn hatte. Er sehnte sich sehr nach seiner Familie. Es

lagen viele Preußen in Garnison in Verviers, wir sahen sie auf Spazierfahrten. Die Volksunterhaltung bestand hauptsächlich in einem geschickten Werfen nach einem bestimmten Zielpunkt, gegen welche hölzerne Schinken geschleudert wurden. Die Leute tranken dort schlechtes Bier und genossen dazu geschrotenes Brot, Käse und Würste, steinhart mit ranzigem Fett und Fleisch gefüllt. Unsere Offiziere saßen am Spieltisch. Wehe aber dem, den es in der freien frischen Luft zu hungern anfing! Ein Adjutant bestellte sich in der Kneipe frische weichgesottene Eier, man brachte ihm vier, die er nach kurzer Untersuchung auf die Erde warf. Vier andere hatten dasselbe Los. So ging es fort und in kurzer Zeit stand ein See von Eiern um seine Füße her, eine Flut von Verwünschungen kam dazu, wonach ihn der Hunger nach seinem Quartier rief, und er ihn stillte. Wir machten fast jeden Abend eine Spazierfahrt. Zuweilen war „Spa" unser Ziel, von welchem ich vor mehreren Jahren in den Zeitungen gelesen hatte, daß es nun in schönster Blüte stände. Damals wuchs Gras in den Straßen vor den prachtvollsten Hotels. Fast alle Fensterladen waren geschlossen, die Gasthöfe waren leer, die Quellen unbesucht, nur die Waldseite war von mehreren englischen Familien bewohnt.

Mein Bruder wurde endlich von Verviers abberufen. Meinen armen Max befiel ein Wechselfieber, denn die Luft war ungesund in Verviers. Bei Mangel an Regen trockneten die Flüßchen und Bächlein ein, welche die Maschinen trieben, dann belud sich die Luft mit Miasmen. Das schöngebaute Verviers mit breiten Straßen und freien Plätzen wurde dadurch ein ungesunder Ort. Höchst wahrscheinlich sind durch die Fortschritte der Industrie jetzt alle Uebelstände verschwunden. Wir konnten endlich

nach Heidelberg zurückkehren, brachten einige genußreiche Tage in Köln zu, dann in Koblenz, wo wir bei Görres eingeladen waren. Wie herzig war der Empfang, wie reizend Görres' Besitzung, wie schön und liebreich seine junge Frau, wie geistvoll seine Kinder! Es waren entzückende Tage, die wir dort verlebten. Wir waren meist im Garten oder oben auf der Karthause, die damals einer verwitterten Ruine glich, nun aber gewaltig, fast wie eine Drohung die reizende Gegend überthront. Ich möchte die Inschrift darauf sehen, welche, ich weiß nicht wer, auf das schöne Schwert zu setzen vorschlug, welches die gute Stadt Paris dem kleinen Grafen von Paris verehren wollte: „Möge er es niemals brauchen!" Die sinnreichsten Worte, welche man auf ein Schwert setzen kann. Vielleicht bleibt der fromme Wunsch nun erfüllt.

Damals sah man noch eine Menge Ruinen am Rheinufer. Die alten Raubschlösser, die der Rheingegend einen so melancholischen Schmuck verliehen, sind nun fast alle in heitere Lustsitze umgewandelt. Vielleicht sind schon jetzt ganz neue Gebäude gleicher Art auf den weit ausschauenden Felsenhöhen um und um entstanden. Trauern wir nicht darüber, daß mit der Schale der alten Zeit ihr Kern nicht wieder gewachsen ist, denn er war bitter. Wie beinahe alles Schöne auf Erden war auch das Ritterthum entartet, nachdem es seinen höchsten Blütepunkt erreicht hatte. Die Burgschlösser wurden Raubschlösser. Nach ihrer Zerstörung zog der Wanderer im Thale friedlich seine Straße. Jeder Misbrauch wird vertilgt, sobald der Wehrlose zum Bewußtsein seiner eigenen Kraft gelangt und sie anwenden lernt. Ich will nicht unerwähnt lassen, daß gegen Ende des Jahres 1814 die Odenwälder eines Morgens bei der Behörde zu

Protokoll gaben, daß der Rodensteiner wieder eine wilde Jagd begonnen habe und zwar mit ungewöhnlichem entsetzlichen Getümmel. Ich hatte damals noch wenig Erfahrungen dieser Art gemacht, doch ich glaubte an diese Vorbedeutung, und die Folgezeit bewies, daß ich recht gehabt.

Es war ein sehr milder Winter gewesen, am Fuße des heiligen Berges waren Centifolien aufgeblüht. Wir bewohnten ein kleines Haus über der Brücke, umrauscht von den Wogen des Neckars. Lüfte wehten milde und die Waldungen hauchten Duft. Nur kurze Zeit hatte der Winter seine Strenge geübt. Der Frühling war entzückend, sorglos blickte ihm alles entgegen. Da kam die Kunde von Napoleon's Landung von Elba, die anfangs blos überraschte; der Stadtdirector von Heidelberg, nachheriger Minister Winter, äußerte bei einem Besuche: „Es ist eine bloße Waghalsigkeit, es muß bald damit ein Ende nehmen. Aber ich wollte die Katastrophe verzögerte sich noch eine Zeit lang, damit man doch einigen Spaß davon hätte!“ Ach, nur zu sehr ging sein Wunsch in Erfüllung!

Nun wurden vor allen die Schneider und Nähterinnen in Anspruch genommen, die Gesinnung war da, aber das Kleid fehlte. Männer, Jünglinge, Frauen, Mädchen und kleine Kinder trugen altdeutsche Tracht. Charpie wurde gezupft, ehe noch eine Wunde klaffte. Kühlende Getränke wurden bereitet, als sich noch kaum die Früchte geröthet hatten. Millionen saftige Citronen wurden bitter gemacht, weil man sie tonnenweis zu Limonade zerdrückte. Schinken und Zungen wurden eingesalzen und verdarben zu allem Glück. Ich selbst bereitete vielerlei, davon mir jedoch nur mein Himbeeressig verdarb. Meine Charpie, zu deren Bereitung ich eine

Menge junger Mädchen verwendete, meine Socken und Hemden, wollene Leibbinden, gebackene Kirschen und getrocknete Lindenblüten bewährten sich als zweckmäßig. Die Subscription für meine auserlesenen Schriften ging ein, wenn auch nicht wie die von Johanna Schave für die Negersklaven eröffnete, dennoch erfreulich, edle menschenfreundliche Gesinnung beurkundend. So ausgerüstet und mit einer Cabinetsordre meines Königs beglückt, trat ich meine Reise nach den Lazarethen von Belgien und vom Niederrhein an. Es war am 14. Juni 1815. Wir suchten den Commandanten von Mainz, Herrn von Harthausen auf, der uns eine Marschroute stellte und uns mit wahrer Herzlichkeit empfing.

Ich war nicht die einzige Frau, die in gleicher Absicht nach den Niederlanden ging und von Sr. Majestät dem König selbst ermächtigt war, sich dort der Verwundeten anzunehmen. Freund Niclas Müller, der frühere Dichter dieses Namens, empfing uns wie bei einem vormaligen Besuche mit frischherziger Güte. Er war noch jung, an der Seite einer lieblichen Gattin, von hoffnungsvollen heitern Kindern umgeben. Er zeigte uns einige seiner Arbeiten und führte uns in das Museum, wo er uns mit dem Vorsteher, Professor Lehne, bekanntmachte, in dem wir eine schöne, offenherzige, süddeutsche Natur, voll Leben kennen lernten. Abends wollte ich noch Heinrich Frauenlob's Denkmal wiedersehen. Wären doch lieber die Frauentadler Stein und hätte der edle Frauenlob warmes Blut! Wie zierlich und sorglich tragen ihn die mainzer Frauen zu Grabe, die Gruppe ist seelenvoll! Vom mainzer Dom ist mir noch ein dunkles Bild der Erinnerung geblieben. Mainz ist die heiterste befestigtste Stadt, die ich je erblickt. Der breite klare Spiegel des entzückenden Rheines gibt ihr gleichsam zwei Himmel; das Gebirge

liegt umher wie ernste Gedanken des Weisen, es stört nicht durch Nähe, sondern rundet das freundliche Gemälde ab. So oft ich daran denke, liegt Mainz freudig vor mir und ruft: „Komm wieder!" Als ich Mainz zum ersten mal sah, war der Handelsstand dort sehr verdrießlich über Napoleon. Er hatte andere Dinge im Kopfe als die mainzer Angelegenheiten, und beachtete ihre Wünsche nicht. Die Einwohner waren daher auch geneigt, als er zur Reise nach Rußland über die Schiffbrücke fuhr und wie eingezaubert in eine Herde von Schweinen dort beinahe zwei Stunden ausharren mußte, diesen Vorfall für eine böse Vorbedeutung zu nehmen. In der That gibt das, was man Zufall heißt, zuweilen einen Fingerzeig des Geschicks. Die Heerde der garstigen Thiere war schon auf der Brücke, als der kaiserliche Kutscher, in Begleitung der Wagen des Gefolges noch schnell hinüber nach dem andern Ufer zu gelangen glaubte. Die Treiber hatten sich bemüht die Heerde zurückzudrängen, doch diese wüthend über die kräftigen Peitschenhiebe, die auf sie hagelten, waren nur desto unaufhaltsamer vorangeeilt, und drängten sich um die Wagen her, welche sie hemmten; fast hätten sie die Pferde angefallen. Sie grunzten und schnobten schaudervoll zu Tausenden; man war gezwungen halten zu bleiben, und abzuwarten bis sie besänftigt waren. Beide Ufer waren gedrängt von Zuschauern, welche dies unwillkommene Drama theils kichernd belachten, theils als unheilbringend beurtheilten. Man hörte sagen: „Der kommt nicht glücklich wieder zurück!" Es war auch so. Als ich später nach Mainz kam, fand ich die Bewohner noch lebhaft mit diesem Vorfall beschäftigt, es wurde noch überall davon erzählt. Die Empfindung des Volks über die Vorbedeutung war halb Schmerz, halb Freude. Man ersehnte eine Veränderung, sah aber

voraus, daß diese nur durch Blut und Flammen ihren Weg nehmen könnte.

Bei der furchtbarsten Hitze schifften wir uns damals auf der Wasserdiligence nach Köln ein. Das Fahrzeug blieb in Koblenz kurze Zeit liegen. Ich eilte mit meinen Kindern zu Görres, um ihn auf eine Viertelstunde zu begrüßen, und konnte nicht verhindern, daß uns eine Chocolade gemacht wurde. Wir glaubten noch zu rechter Zeit das Schiff zu erreichen und mußten fünf Gulden zahlen, weil es eine Strecke voran war. Meine rechtschaffene Babet war beim Gepäck zurückgeblieben. Nachmittags gelangten wir nach Köln, nachdem wir in Bonn bei einem wackern Gastwirth, Namens Coirty, gespeist hatten. Bonn war damals von den herrlichsten alten Baumalleen umgeben; bei einer spätern Reise nach dem Rhein waren sie alle fort und gewaltige Gebäude säumten beinah das ganze Ufer ein. Köln fanden wir, wie wir es vor einem Jahre verlassen hatten. Wir eilten am Morgen nach unserer Ankunft nach dem Dominicanerkloster, wo ein großes Militärhospital errichtet war. Die Chirurgen des alten braven Görcke versahen daselbst noch den Dienst. Ich ging mit meiner Schreibtafel an die Betten und glaubte, ich würde dem medicinischen Personal sehr willkommen sein. Doch so gut wie es Literaten gibt, die keiner Schriftstellerin noch Dichterin hold sind, gibt es auch Chirurgen, die weiblichen Beistand bei Kranken und Verwundeten nur ungern sehen. Ich schrieb eben die Bitten derjenigen Kranken auf, welche deren an mich gerichtet hatten, als zwei Chirurgen sich mit hastigen Schritten dem Bette näherten, wo ich stand. „Was thun Sie hier, Madame?" rief mir der eine mit großer Lebhaftigkeit zu. Ich erwiderte ihm gleichmüthig: „Ich bin gekommen, Beistand zu leisten und die Kranken zu

erquicken." „Erlauben Sie mir Ihre Schreibtafel, Madame!" fuhr der Chirurg fort. Ich reichte ihm diese, und während er die Seite las, welche ich voll geschrieben hatte, nahm ich die königliche Cabinetsordre aus meiner Tasche. „Sieh einmal her", rief mit finsterer Miene der Feldarzt seinem Gefährten zu, „da sieh einmal, Hemden, Binden, gedämpftes Obst, kühlende Getränke, ei, da soll doch der Teufel drein schlagen, was fällt den unverschämten Kerlen ein, das alles zu verlangen? Madame, wir sind Ihnen für Ihren guten Willen sehr verbunden, müssen Sie aber höflich bitten, unser Lazareth nicht ferner mit Ihren Besuchen zu beehren. Jeder Soldat empfängt hier seine nöthige Wäsche und keinem geht etwas ab, was es sei. Wenn Sie den Kranken milde Gaben bestimmen, so behändigen Sie uns dieselben, wir werden sie verwalten." Ich fand, daß der Mann in gewisser Hinsicht recht habe und begnügte mich, ihm statt meiner Antwort die königliche Cabinetsordre zu überreichen. Nachdem er diese gelesen, mochte er glauben, auch ich habe meinerseits recht. Er zeigte sie seinem Collegen und richtete die Frage an mich, ob er mich durch das ganze Lazareth führen sollte. Ich nahm seinen dargebotenen Arm an und besah mir alles in den Sälen recht aufmerksam. Er führte mich zu den am gefährlichsten Kranken, und bat mich, ihnen Erquickungen zuzuwenden. Ich fand die Säle reinlich und wohl gelüftet, die Suppen wohlschmeckend, die Kranken sanft und geduldig, den Arzt gütig gegen sie.

Zu Hause erwartete mich ein Frauenzimmer, welche mir eine Einladung für den Abend vom edeln Frauenverein brachte; ich nahm sie dankbar an und ließ mich zu einer der Vorsteherinnen hinführen. Hier kam mir Joseph von Groote entgegen und geleitete

mich in den glänzenden Kreis eleganter Damen, welche Charpie zupfend um eine längliche Tafel her versammelt waren. Ich wurde sehr herzlich bewillkommt. Das Gespräch unterbrach die Arbeit nicht, die am Abend vor einer Schlacht nicht eifriger hätte betrieben werden können. Die eine dieser Damen äußerte sich ungefähr folgendermaßen: „Es ist sehr lobenswerth von Ihnen, daß Sie gekommen sind, uns Hülfe zu bringen, wir bedürfen derselben sehr, denn wir haben viel zu versorgen und unsere Zuflüsse fangen an einzutrocknen.“ Hier machten viele dieser Damen Chorus und ich konnte aus ihren Reden entnehmen, daß man mein Opfer nicht verschmähen würde, wenn ich die mitgebrachten Gelder und Vorräthe dem edeln Verein übergeben wolle; das war nun sehr gütig, und wenn ich einige Ueberlegung besessen hätte, würde ich das gethan haben, was mir so nahe gelegt wurde. Es war bequem und zweckmäßig, ich konnte bald nach Heidelberg zurück. Statt verleumdet und verkannt zu werden, durfte ich glänzender Belobung entgegensehen. Der Luisenorden, vielleicht gar eine Pension, waren so gut wie in meiner Hand. Ich weiß nicht, was ich gethan hätte, wenn ich dies erwogen, wenn ich nur von weitem her geahnt hätte, welche Unbilden meiner warteten, welche großen Verluste aller Art ich erleiden würde und wie wenig ich meinem Unternehmen gewachsen sei. Die Begebenheiten in Darmstadt bei Ankunft der Gefangenen von Hanau hatten sich meiner Phantasie und meines Gemüths bemächtigt. Ich hatte in meinen damaligen Drangsalen und Mühen himmlische Süßigkeit empfunden. Wer jemals gelitten und erkannt hat, daß der höchste Trost in nagenden Leiden zu finden ist, wenn man Unglücklichen helfen kann; wer in seinem Herzen das Wort des Erlösers trägt:

„Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen", der wird verstehen, daß ich mich sehnte, Werke des Erbarmens zu üben. Ich glaube, daß einige Damen des Frauenvereins verstanden, warum ich vermied, den Sinn ihrer Anerbietungen zu durchdringen, denn sie bezeigten mir Liebe und zärtliche Hochachtung. Ich nenne von diesen sympathisirenden Frauen nur die seelenvolle Frau Hirn und die vortreffliche Frau Windek; ich könnte diesen Namen noch manchen andern beigesellen.

Ich wurde in alle Hospitäler geführt und angemahnt, den berühmten Generalstabschirurgen Geheimrath Gräfe zu besuchen, der bestimmt war, an Görke's Statt die oberste Leitung des Lazarethwesens zu übernehmen. Ich fuhr mit meinen Kindern dahin. Für die Tage meines Aufenthalts war mir von der Behörde das Haus einer geistvollen edeln Frau, Namens Karstanien, angewiesen, wo ich die seelenvollste Aufnahme fand. Da ich erst Tags nach meiner Ankunft den Geheimrath aufsuchen wollte, benutzte ich einige Stunden, um Justus Gruner, den Polizeioberdirector Schnabel und andere ausgezeichnete Männer kennen zu lernen. Den Abend brachte ich in einer großen Gesellschaft bei Frau Karstanien zu. Bis jetzt ging mein Weg noch über lauter Rosen. Geheimrath Gräfe, ein schöner Mann von etlichen dreißig Jahren, auf dessen noch so jugendlicher Brust viele Orden prangten, empfing mich wohlwollend und wies mir das Dominicanerhospital als das höchst bedürftigste an, ohne jedoch meine Wirksamkeit hierauf beschränken zu wollen. Er klagte mit feurigem Ton und Blick darüber, daß die Lazarethbedürfnisse vergantet seien, belobte meine Aufopferung und ermahnte mich, Muth zu fassen und Beharrlichkeit zu üben. Ich bat ihn, mit meiner gewohnten Aufrichtigkeit, mir einen andern Wir-

kungskreis als Köln oder Deutz mir darbot, anzuweisen. „Ich will an den schlimmsten Ort", erwiderte ich zu ihm, „Köln und Deutz sind versorgt, sie haben dort den edeln Frauenverein." „Das ist richtig", sagte Gräfe, „Löwen und Namur sind verwaist; wenn Sie wollen, so gehen Sie an einen dieser beiden Orte, wir wollen die Sache noch überlegen." Beim Abschied besann ich mich darauf, daß der Dirigent eines der Hospitäler mich ersucht hatte, dem Geheimrath wissen zu lassen, daß es an Charpie zu fehlen anfinge. Er ließ mir ein mächtiges Packet in den Wagen werfen. Ich besuchte noch die Frau Generalin von Clausewitz und ihre Freundin, die Gräfin von Dohna, Scharnhorst's Tochter, beide feurige Wohlthäterinnen der Verwundeten und Kranken. Auch Hofrath Dr. Bischoff lernte ich kennen. Nie werde ich das geliebte Düsseldorf vergessen.

Der Geburtstag des Königs wurde mit einem großen Ball, dessen Ertrag den Verwundeten bestimmt war, gefeiert. Ich nahm auch ein Billet, ging aber nicht hin, weil ich mir keinen Ballanzug anschaffen wollte. Ich zog es vor, in einige Hospitäler zu gehen, wo alle Kranken und Verwundeten vom edeln Frauenverein köstlich bewirthet werden sollten, um sich am Lebenstage des Monarchen zu freuen. Dies war ein schöner Gedanke. Selbst meinen liebsten Pflegling, den geduldigen Lucas, der eine Kugel in der Lunge trug, fand ich heiter. Er bezeigte großen Appetit nach Salat, ich fürchtete, diese Speise möchte ihm übel bekommen und ließ den wackern Oberarzt Hellwig herbeirufen, damit er es ihm verböte, dieser erlaubte den Salat; der Leidende sah mich triumphirend an. Hellwig flüsterte mir zu: „Man braucht ihm nichts mehr zu verbieten, er kann nicht mehr lange leben!" Nichtsdestoweniger genas Lucas.

Geheimrath Gräfe erfüllte meinen Wunsch, nach Namur zu gehen. Man kommt von Lüttich die Maas entlang, der Weg ist reizend. Als ich andern Tags früh mich nach dem Hospital begab, entsetzte ich mich heftig, die Verwundeten waren vom Schlachtfelde dorthin gebracht worden. Jeder schmachtete auf einem Marterlager, jeder litt an den entsetzlichsten Verwundungen, mit deren Aufzählung ich den Leser verschone. Sie waren bleich und eingefallen wie Leichname, die sich noch ein wenig regen können; sie sprachen nur mit Mühe einige Worte und konnten beinahe nichts genießen, auch waren ihre Nahrungsmittel nicht einladend. Alles, was für sie bezogen wurde, war von schlechter Qualität. Ich beklagte mich darüber beim Dirigenten, einem Geheimrath Brennicke, den Gott in seinem Zorn zu diesen Unglücklichen hinbeschieden hatte. Er gab mir folgenden Bescheid: „Wir müssen schweigen und dulden, um die belgischen Behörden nicht zu erzürnen.“ „Aber ich habe Geld mitgebracht und Sie, Herr Geheimrath, haben in der Lazarethkasse 12,000 preußische Thaler liegen, die unser edler König zur Erquickung dieser Kranken, der bejammerungswürdigsten des ganzen Feldzugs, bestimmt hat.“ Herr Brennicke nahm eine wichtige Miene an und sagte halbleise: „Diese 12,000 Thaler will ich, sobald das Lazareth aufgehoben wird, dem Geheimrath Gräfe zu Füßen legen.“ „Ei“, rief ich zürnend, „Gräfe kümmert sich viel um ihre 12,000 Thaler, für ihn hat sie der König nicht hergeschickt.“ Doch es war nicht möglich, bei diesem Unmenschen etwas auszurichten. Mir blieb nichts übrig, als ihn anzuzeigen. Dies fruchtete, es kam Untersuchung, er wurde wegberufen und ein Ehrenmann, Dr. Seegert, kam als Dirigent an seine Stelle.

Ehe diese Veränderung vor sich ging, hatte ein Vor-

fall der empörendsten Art das ganze Lazareth in Aufruhr gebracht. Eines Morgens früh trat der zweite Inspector des Lazareths, ein gutmüthiger Mann, todtenblaß in mein Zimmer und bat mich, zu Hülfe zu kommen. „Die Kranken", sagte er, „geberden sich wie wahnsinnig, da sehen Sie her!" Er zog ein halbes Brot aus der Tasche. „Solch Brot ist ihnen geschickt worden." Als ich einen Finger daraufdrückte, drang Wasser heraus; es war schwärzlich grobes, geschrotenes Brot. Ich ließ mich sogleich zum Commandanten, Freiherrn von Arnim, führen, das Brot in der Hand; kaum konnte ich reden. „Unsern Todkranken und Verwundeten solche Kost", rief ich aus, „ist das die Meinung unsers Königs?" „Nein", sagte lächelnd Arnim. „Begeben Sie sich in das Lazareth, wackere Frau, ich werde sogleich dort erscheinen." Mein Händedruck, meine stillen Thränen dankten dem Ehrenmanne. Wie geflügelt eilte ich in das Lazareth, wo nur eben ein neuer Transport der schaudervollen Nahrungsmittel angelangt war. Ich gebot dem Bäckergesellen mit seinem Karren sogleich umzuwenden und vorschriftmäßiges Brot herbei zu bringen. Er zuckte die Achseln und meinte, die Direction allein habe ihm Befehl zu geben. Ich weiß nicht, was aus meiner Verordnung geworden wäre, wenn der Bäckergesell nicht den Commandanten erblickt hätte, der ihm mit funkelnden Augen auf der Stelle befahl zu thun, wie ich ihm gesagt hätte, und mir den Arm bot, um mich zu den Kranken zu führen. Er befahl sogleich, gutes weißes Brot herbeizubringen und zwar 1½ Pfund für den Mann, weil der zweite Inspector ihm geklagt hatte, daß auch die Reconvalescenten nur 1 Pfund Brot bekämen. Er verlangte nun nach Brennicke; dieser hatte sich im Lazareth verkrochen. An seiner Stelle erschien

der erste Inspector mit seiner frechen Stirn. Er warf sich in die Brust, fragend, was denn den Herrn Commandanten so früh am Tage hierherführe. Mit einem Blick donnerte ihn der Major nieder und drohte ihm mit der Festung, er würde in seinem Bericht nach Berlin dahin antragen. Der Unmensch suchte noch Frechheit zu üben und erklärte auf des Commandanten Befehl, den Reconvalescenten 1½ Pfund Brot zu geben, er würde es nicht thun; doch eine zweite ernste Drohung bewirkte, daß der Herr Inspector andere Saiten aufzog. Das Brot wurde in Gegenwart des Commandanten ausgetheilt, und mit Thränen in den Augen dankten die Empfänger. Er wendete sich zu ihnen: „Meine Kinder", sagte er mild, „heut soll euch die Strafe geschenkt sein, die euch eigentlich zukäme, weil ihr Rebellion gemacht habt. Ziemt es euch, dem guten, zweiten Inspector das Brot an den Kopf zu werfen? Es ist unsers Königs Wille nicht, daß man euch hungern läßt; wenn ihr zu klagen habt, so schickt zu mir; ich werde euch bald wieder besuchen." Er entfernte sich von Segenswünschen begleitet. Als er fort war, heftete der erste Inspector einen wüthenden Blick auf mich und murmelte eine Drohung, die ich nicht verstand.

Wenige Tage hierauf erschien der neue Dirigent. Ich brauchte ihn nicht auf die Uebelstände, die im Spital herrschten, aufmerksam zu machen, denn man hätte blind sein oder keine Nase haben müssen, um sie nicht stracks zu erkennen. Bei den Schwerkranken floß an den Betten ein handbreiter gelber Bach von Eiter ihrer Wunden durch den ganzen Saal; schlechte grobe, starre Verbandstücke ließen diese verderbte Masse ungestört durchsickern. Vergebens hielten die Wäscherinnen, sowie die Chirurgen, um ordentliche Binden an. Sie sowol als die Kranken wurden durch Drohungen zum Schwei-

gen gebracht. Ich ließ mit Hülfe meiner Babet vier mal des Tags eine Räucherung mit Braunstein und Vitriolsäure vornehmen, auch zu gehöriger Zeit lüften; dies half aber nicht hinreichend. Ich führte den Dirigenten zu den Wäscherinnen hinunter. Wir fanden diese Armen in einer furchtbaren Atmosphäre, Arme und Hände voll dicker Beulen; sie wuschen die schmalen groben Verbandstücke, die nicht rein wurden und starr blieben. Man führte uns in die Vorrathskammern für die chirurgischen Instrumente und die Wäsche, die mir schon einmal gezeigt worden waren. Da lagen die herrlichsten Binden handbreit, glänzten von Reinlichkeit und von der feinsten Leinwand. „Warum werden diese Sachen nicht für die Kranken benutzt?" fragte der Dirigent mit strengem Blick. Ihm wurde sehr ernsthaft, mit wichtiger Miene geantwortet: „Diese schönen Vorräthe müssen aufgespart werden; was hätten wir denn aufzuweisen, wenn Untersuchung kommt?" Es ging nämlich mit den Untersuchungen folgendermaßen zu: sie sollten überraschend vorgenommen werden, allein die Verwaltungen hatten viele zärtliche Freunde, die nicht ermangelten, geheime Untersuchungen auf Tag und Stunde voraus anzuzeigen, sodaß alles auf ihre Ankunft vorbereitet wurde. Die Suppen wurden kräftiger gekocht, das Fleisch war von besserer Qualität, die Verwundeten bekamen weiche und feine Verbandstücke, minder grobe Hemden und Betttücher, die Säle wurden gehörig gereinigt und gelüftet u. s. w., und den Kranken wurde bei scharfer Ahndung befohlen, freundliche Gesichtern zu zeigen und den Untersuchungscommissarien zu betheuern, daß ihnen nichts abgehe. Der Dirigent Hofrath Seegert kannte diese Umtriebe und ließ sich von dem schönen Anschein nicht blenden. Ihm war nicht unbekannt geblie-

ben, daß es hier und da an Charpie fehlte, und daß sich Kranke wegen Mangel an guten Instrumenten beschädigt hatten. Ein Verwundeter war zum Beispiel durch Ermangelung eines Tourniquets in einer Nacht verblutet und gestorben. Die hohen Kisten, in großer Anzahl mit den feinsten Instrumenten aus England angefüllt, standen in den Vorrathskammern so fest zugenagelt und verschlossen, wie sie über das Meer gekommen waren. Hofrath Seegert bezeigte sein Erstaunen, daß man diese Instrumente unbenutzt stehen ließe. Ihm flüsterte jemand zu: „Wenn das Hospital erst aufgehoben sein wird, so werden alle diese Sachen vergantet; sie werden zwar spottwohlfeil losgeschlagen, aber es kommt doch eine schöne runde Summe heraus. Die Charpie wird an die Papiermühlen verkauft; ich weiß Orte, wo der Dirigent 20 Centner und mehr auf diese Weise zu Geld gemacht hat." Hofrath Seegert verhehlte sein Entsetzen, seinen Unwillen nicht. Es ist mir versichert worden, daß er allen diesen empörenden Uebelständen abgeholfen hat und mehreren, die ich übergangen habe, ein Gleiches that, und daß unsere verwundeten Krieger der 12,000 Thaler, welche der edle König zu ihrer Erquickung bestimmt hatte, theilhaftig geworden sind. Vielleicht kann ich, wenn meine Augen geheilt sein werden, in meinen Papieren die Hefte finden, die über diese wichtigen Gegenstände das Nähere enthalten. Ich schreibe jetzt aus dem Gedächtniß, werde dann aber nicht ermangeln, einen Band darüber herauszugeben. Wenn meine Leser erstaunen, daß ich 40 Jahre lang geschwiegen habe, so mögen sie bedenken, welche Abhaltungen mich an dieser Herausgabe verhindert haben. Es eilte nicht damit, es war ja Frieden. Jetzt aber muß ich eilen, denn ich stehe am Grabesrande. Da ich durch die Betheiligten viel Unge-

mach erlitten hatte, so wäre es leicht gewesen, zu glauben, daß ich Rache nehmen wollte. Jetzt sind die einen todt, die andern alt, aus allen frühern Verhältnissen hieraus. Kein Einsichtsvoller kann bei diesen Enthüllungen eine andere Absicht voraussetzen, als die einzige, die Wahrheit zu verbreiten, die noch in Zukunft nützlich angewendet werden kann. Ich verfahre dabei mit höchster Schonung; dies werden die Betheiligten, die etwa noch leben, erkennen. Dem innern Richter ihres Bewußtseins entgehen sie nicht; dem dort oben ebenso wenig. Auch die öffentliche Meinung hat schwere Richtersprüche über sie ergehen lassen. Man lese nur die vielen Artikel über meine Rechtsangelegenheit in den angesehensten deutschen Zeitschriften von 1816 und 1817.

Gegen Ende des Sommers erkrankte ich bedenklich. Unter den Achseln verhärteten sich Drüsen, die bei einem heftigen Fieber eiterten; der Arzt wollte schneiden, ich zog es aber vor, mich einer langsamen Cur zu unterziehen, die Hofrath Seegert mir vorschrieb und ihm auch gelang. Ich hatte den Trost, daß meine Pfleglinge wohl versorgt waren. Einer derselben, der acht Tage nach der Schlacht von Belleallance ohne Erquickung, mit Maden in den Wunden gelegen hatte, genas. Ich traf ihn noch in Köln wieder, wo ihm der Invaliden-Versorgungsdirector, der würdige Graf von Schlieffen, viel Gutes that. Der Commandant von Namur, Freiherr von Arnim, stellte mir unaufgefordert ein ehrenvolles Zeugniß über meine Wirksamkeit im Lazareth aus; ebenso handelte das ärztliche Personal. Nach Köln zurückgelangt, hielt ich mich noch lange dort auf, um eine Untersuchung wegen der Lazarethverwaltung zu ermitteln. Ich verlangte nichts als einige Protokolle vom Major von Ende, auf welche wahrscheinlich ein Stein gelegt wurde;

denn ich hörte nichts weiter davon. Ich benutzte die Zeit meines Aufenthalts in Köln, um dort und in den umliegenden Lazarethen mich nach den Kranken umzusehen und bestmöglichst für sie zu sorgen. Auch kamen viele der Genesenen, mir von ihrem Befinden Nachricht zu bringen. Ich konnte nicht mehr viel für sie thun, denn längst schon mußte ich meine eigenen Mittel zu Hülfe nehmen, um Gutes zu thun; davon erfuhr niemand etwas, ich selbst dachte nicht einmal daran. Ich und meine Kinder waren gewöhnt, einfach zu leben, wir ließen beim Gastwirth Dekotte unser frugales Mittagsbrot holen, tranken morgens und abends Thee, und beschränkten uns in allen unsern Bedürfnissen auf das Nothwendigste. Es war in Köln wohlfeil leben.

Ich fand für nöthig, auch einmal nach meinen Pfleglingen in Aachen zu sehen. Die Nähe des Schlachtfeldes und eine große Umwandelung und Versetzung der Leidenden verursachte, daß viele schwer Verwundete nach Aachen gebracht wurden. Mehrere hatten sich durchgelegen, lebten daher im jammervollsten Zustande. Ungefähr einen Monat lang blieb ich bei ihnen, dann mußte ich wegen der sogenannten Untersuchung meiner eigenen Verfahrungsweise nach Köln zurück. Ich hatte auf das kraftvollste diese Untersuchung erheischt, und sie war mir endlich nach langem Aufschub zugestanden worden. Ich hatte gehofft, die Spitze gegen meine Widersacher zu kehren; binde aber einmal jemand gegen die Behörden an! Der Parteigeist wird sie zusammenbringen wie einen Bund Pfeile. Ich erlangte, wie oben gesagt, nichts als einige nichtssagende Protokolle, die mir nicht einmal zur Unterschrift vorgelegt wurden und nie wieder zum Vorschein kamen. Ich würde aus mehreren Gründen bis zum Frühling in Köln geblieben sein, wenn nicht eine

unerwartete Wendung meiner Sache mich bewogen hätte, nach Berlin zu gehen, um die Wahrheit vor den Thron zu bringen, und mein gutes Recht geltend zu machen. Folgender Brief an Se. Excellenz, unsern großen Feldherrn, Grafen von Gneisenau, wird diese Angelegenheit in das hellste Licht stellen.

„Köln, den 10. Januar 1816.

Von herber Sorge um die tapfern Krieger, die bei Ligny und Wavre sanken, ganz niedergebeugt, ruft mir ein Genius Ihren Namen zu, vaterländischer Held und Retter, und ich hoffe wieder. Von den zu Gott emporschreienden Ungerechtigkeiten, welche hier gegen diese wackern Soldaten, jetzt, da sie invalide abgehen, begangen werden, ist in Köln keine Hülfe zu hoffen; ich rufe zu Ihnen, der sie in Tod und Sieg geführt, Sie werden mich hören.

a) Eine mir selbst dem Namen nach unbekannte Commission untersucht die zerschossenen, wenigstens brustkranken Reconvalescenten, welche derselben von den Dirigenten der Lazarethe als halbe oder ganze Invaliden angezeigt werden. Alsdann befragt man sie, ob sie sich ernähren können. Bei der verneinenden Antwort wird ihnen gedroht, man wolle sie nach Jülich schicken.

b) Diesem Ungemach ziehen die meisten den Bettelstab vor und entsagen den zwölf Thalern Gnadengehalt. So gehen sie trostlos mit sechs oder drei Thalern Reisegeld aus der Lazarethkasse dem gewissen Elende entgegen, das ihrer wartet. Ihr Körper ist siech und entkräftet, irgendeines ihrer Glieder hat durch den Schuß seine Thätigkeit verloren; sie sind ausgeplündert und nur nothdürftig bekleidet; man gibt ihnen abgetragene knappe Mäntel und Leinwandhosen, sie gehen hin mit dem herben Gefühl, daß sie alles für das Vaterland hingegeben und nicht einmal Dank dafür erhalten, und dies ist schmerz-

licher als das Elend selbst, das ihrer wartet. Zehn Thaler bekommt ein Verstümmelter, sechs Thaler und drei Thaler ein Krüppel; Verstümmelten ist der Gnadenthaler noch nicht versagt worden, wol aber vielen Verkrüppelten.

Von einem Transport von 150 Mann habe ich die Ehre, Ew. Excellenz diejenigen Namen beizulegen, die ich in Erfahrung gebracht, die alle theils verkrüppelt, theils brustverletzt sind und alle ganz invalid und denen der monatliche Gnadenthaler versagt worden ist, weil sie nicht nach Jülich wollten. Da hat die Commission denn aufgeschrieben, sie könnten sich selbst ernähren und verlangten ihn nicht; aber diese Unglücklichen sind trostlos heimgegangen am 7. Januar. Noch über funfzig Invaliden waren bei diesem Transport in demselben Fall, allein die Zeit drängte und ich konnte ihre Namen nicht mehr aufnehmen. Alle diese Menschen sind siech, entkräftet und arm; viele haben Frau und Kinder. Die Transporte geschehen im nassen Wetter auf Karren, die nicht einmal mit Leinwand bedeckt sind, viele sind leicht bekleidet, viele müssen unterwegs in Spitälern liegen bleiben; viele Wunden müssen wieder aufbrechen. Von solchen Transporten Reconvalescirter aus Namur, die mit Sorglosigkeit bestellt gewesen, liegen jetzt viele recidif in den Spitälern zu Köln und einige sind gestorben.

c) Vor vierzehn Tagen wurden aus dem Lazareth zu Deuz 35 Reconvalescenten, welche vom edeln Frauenverein zu Mühlheim eigenhändig mit etlichen 60 Thalern beschenkt worden, entsendet. Der Dirigent zu Deuz machte von diesem Geschenk Erwähnung, welche zugleich mit dem Transport nach Köln an die Commission gelangte. Zwei Pommern vom Regiment Kolberg, Martin Wilke und Joachim Tiede, ersterer amputirt am rechten Arm, wollten mit der Sprache des Geschenkes

nicht heraus, als die Commission sie befragte. Sogleich ließ der Oberstlieutenant die beiden in Arrest werfen. Den übrigen 33 wurde bei Heller und Pfennig von den ihnen zukommenden sechs oder drei Thalern das abgezogen, was der Frauenverein schon gegeben hatte. Der Musketier Tiede kam aus dem vierundzwanzigstündigen Arrest nach Deuz und erzählte den dortigen Einwohnern, welche sich an ihm gütig bezeigt, die an ihm und dem Wilke verübten Elendigkeiten. Er setzte hinzu, daß sein Kamerad, über die unwürdige Handlung empört und als Amputirter immer noch reizbar, eine Entzündung am abgenommenen Arm bekommen habe und nun im Hospital Cäcilienkloster an den Folgen des Arrests liege. Dem Joachim Tiede war gleichfalls von seinem Reisegeld, das der Frauenverein gegeben hatte, abgezogen worden. Scharnhorst's edle Tochter, Frau Gräfin von Dohna, hatte mir den Wilke ganz besonders empfohlen und die vereinte Sorgfalt des Stabsarztes Lehmann (vom Hauptfeldlager Nr. 1) und des Wohlthätigkeitsvereins hatten ihn, der in Gefahr war, gerettet. Wie sehr es empört, wenn die Frucht langer Sorge, Pflege und Aufopferung durch solche Mishandlungen zerstört wird, werden Ew. Excellenz leicht ermessen. Der Herr Pfarrer Mühlinghausen in Mühlheim und ich haben uns überzeugt, daß der gute Mensch wieder auf das Krankenlager zurückgeworfen ist. Sie werden auch wissen, ob es dem Kriegsrecht gemäß ist, einen braven verstümmelten Krieger von unbescholtenem Ruf um eine Kleinigkeit in Arrest thun zu dürfen. Mir ist das Kriegsrecht unbekannt, aber die Rechte der Menschheit erkenne ich klar, und dies gibt mir den Muth, sie zu vertreten, da, wo Hülfe zu hoffen ist.

d) In trostlosem Jammer gehen in ihre Hütten die Schmerzensopfer nach siebenmonatlichen Leiden im Hos-

pital mit ihren kaum vernarbten Wunden, hinausgestoßen in das sorgenvolle Leben wie ungerathene Kinder, nachdem sie alles aufgeopfert haben. Das will unser König nicht, das wollen die edeln Führer der Heere nicht; doch ist nicht jedes Wort überflüssig, nachdem ich diese Angelegenheit in Ew. Excellenz Hand gelegt?"

Diesem Briefe an Se. Excellenz, Grafen von Gneisenau, füge ich hier noch nachstehende Anmerkungen bei:

a) Es ist mir entfallen, warum die armen Invaliden es für ein Unglück hielten, nach Jülich zu müssen; wahrscheinlich wartete ihrer dort schwere anstrengende Arbeit, wie man sie Missethätern auflegt, und sie, welche das Vaterland retten halfen, würden in eine Reihe mit dem Abschaum der Menschheit gestellt worden sein. Ihr Widerstreben war natürlich und gerecht. Was würde aus einem Kriege, in welchem der Soldat nicht von Ehrgefühl beseelt wäre? Er ist kein Schachbauer aus Holz geschnitzt, er tritt als beseelter Mensch in die Reihen der Krieger. Er strebt nicht nach Beförderung, nicht nach Beute noch Gold. Keine Gedenktafel an seiner Ruhestätte bezeichnet seine Thaten. Er ist Sache geworden und hat beim Eintritt in das Feld auf alles verzichtet, was ihn als Mensch beglücken könnte. Der, welchen der Tod verschont, hat nichts von der Zukunft zu erwarten, als Verkrüppelung, Verstümmelung, die mehr als einmal überflüssig wäre, und ein Stück hartes schwarzes Brot für den Rest seiner Tage.

b) Es war harter Winter, wo diese Maßregeln barbarisch zu heißen waren.

c) Alle diese schaudererregenden Thatsachen könnten noch heute beglaubigt werden. Bei den Acten meines Processes liegen Namen der Individuen und ihrer Aufenthaltsorte, die ich als Zeugen meiner Aussagen ange-

geben hatte. Das Kammergericht, der Informations-commissär Theodor Amadäus Hoffmann, welcher kein anderer war, als der berühmte Schriftsteller dieses Namens, selbst Sr. Majestät Friedrich Wilhelm III. und der Fürst Staatskanzler kannten alle diese Thatsachen. Es galt keine Kleinigkeit: nicht allein der gute Name einer unbescholtenen Frau, die keine Opfer gescheut hatte, um für die gute Sache zu wirken und welcher von einer Rotte Unmenschen Gefängniß und Geldbuße zugedacht war, hing von der Erläuterung dieser Angelegenheit ab; auch die Invaliden hätten Schadloshaltung erlangen sollen. Doch meine Widersacher hatten eifrige Freunde, und man wird sehen, daß es auch hier unvermeidlich war, dahin zu wirken, daß der Pelz gewaschen wurde, ohne daß man ihn naß machte. Geheimrath Gräfe, dessen Herz feurig gegen Unbilden aufgebracht war, hielt dennoch den esprit de corps gegen mich aufrecht. Sein Personal hatte viel Geist, es war geschickt und schrieb Protokolle, gegen deren Kalligraphie nichts auszustellen war. Die Aerzte des alten Görcke, Dirigenten und Inspectoren hatten mehr Gemüth, kümmerten sich wenig um äußere Form, mehrere davon waren beibehalten worden.

d) Das bittere Gefühl war es, welches alle Herzen unserer wackern Krieger bluten machte; es konnte mir nicht geahnt haben, welches schwere Geschäft ich übernahm, als ich mich ihrer Pflege widmete. Die Sorge für die Gefangenen und Verwundeten von der Schlacht bei Hanau war eine Bemühung voller Anstrengung, allein der Augenblick belohnte sie, und sie blieb stachellos; wogegen in den Lazarethen alle Bestrebungen für die Linderung der Leiden verkümmert wurden. Es war ein Kampf mit lauter Feinden. Man konnte Gott danken,

wenn man Edelmüthige unter ihnen traf. Dieser Feindseligkeit lag kein persönlicher Haß zum Grunde, sondern meist bei allen das System und im allgemeinen die Gewinnsucht. Den Soldaten sollte von den Summen, die unser großmüthiger König für sie erlegt hatte, das Meiste abgezogen werden, um es nach dem Ausdruck Brenncke's dem Geheimrath Gräfe zu Füßen zu legen, oder auch unter dem nicht minder nichtigen Vorwand, Ersparnisse für den Staat zu erzielen. Dies hieß ebenso wenig im Sinne des Königs handeln, als in dem des würdigen Geheimrath Gräfe. Bei genauer Untersuchung würde es sich herausgestellt haben, daß die saubern Herren dabei nur an sich gedacht, wäre es auch nur in der Absicht gewesen, für vortreffliche Staatsausgaben-Ersparer zu gelten und auf Belobung und Beförderung Anspruch machen zu können. Die Bessergesinnten mußten zu den verübten Greueln schweigen. Selbst der Geheimrath wurde durch die Umtriebe getäuscht, die gegen mich im Werke waren; er lieh sein Ohr erfundenen Märchen, die zu empörend sind, um ihnen hier eine Stelle zu geben und die ich nicht gerügt, sondern blos verachtet habe. Er sagte mir auch unter anderm: „Wir handeln nach Principien, die wir nicht umstoßen können noch wollen; wir gehen verfassungsmäßig zu Werke und üben Menschlichkeit nach allgemein anerkannten Grundsätzen. Wir können nicht die Individuen nach ihren einzelnen Bedürfnissen und Wünschen befriedigen, wir haben es mit den Massen zu thun. Da erscheint mit einmal ein weiblicher Geist, tadelt uns und will alles umgestalten, was wir für nothwendig anerkannt haben, und Sie, gnädige Frau, verwundern sich, daß wir dies nicht hingehen lassen wollen!"

Ich hörte solche Reden stillschweigend an, es war in

Köln kein Ort und keine Zeit, um mich darüber zu erklären; mir ahnte, daß ich nach Berlin kommen müßte; es geschah. Dort ging die Sache schon besser, und Gräfe hat mir dort vollkommene Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Im Brockhaus'schen Conversationslexikon, wo unter andern unrichtigen Umständen auch angeführt wird, daß ich nach dem Tode meines Mannes wieder Paris bewohnte, steht wie eine Rüge, daß ich bei meiner Behandlung der Lazarethangelegenheiten nicht weiblich zu Werke gegangen wäre. Schlimm genug, daß kein Mann aufgetreten ist, die Rechte der Menschheit zu verfechten, Dr. Frowein allein ausgenommen, der mit Kraft und Muth Unbilden aufdeckte, und die Wahrheit vor das Forum des Publikums brachte. Er hat unter andern Zeugen auch mich aufgeführt, und ich habe seiner gerechten Erwartung gewissenhaft entsprochen. Herr Professor Daniel Voß in Halle, damals Herausgeber der Zeitschrift „Die Zeiten", hat verschiedene Aufsätze in meiner Angelegenheit daselbst abdrucken lassen und später das Erkenntniß des königl. Kammergerichts dort aufgenommen. Es steht im Octoberheft des Jahres 1817. Nach vielen Lobeserhebungen meiner Handlungsweise äußert der Professor, „daß ich vollkommen im Rechte war, die Mängel in der Verwaltung der Lazarethe zu tadeln, daß man aber einsehen muß, daß diese Mängel verfassungsmäßig waren". Er würde in große Verlegenheit gekommen sein, wenn man ihn aufgefordert hätte, eine solche Behauptung zu rechtfertigen. Er saß zwischen zwei Stühlen; alle gewichtigen öffentlichen Stimmen vereinigten sich, die Unbilden der Behörden gegen unsere wehrlosen Vaterlandsvertheidiger zu tadeln. Auch er konnte nicht anders als der Wahrheit die Ehre geben, und überbot so-

gar die andern Publicisten in der Anerkennung meines redlichen Wollens und Handelns; er ließ sogar meinen Brief an den Grafen von Gneisenau drucken, allein er wagte zu behaupten, daß die Mängel, über die ich klagte, verfassungsmäßig wären, und diese Behauptung widersprach der gesunden Vernunft und der Wahrheit. Professor Daniel Voß beging noch ein Unrecht gegen mich im Laufe des Sommers 1817. Ich hatte ihm eiligst einiges mitzutheilen, dictirte den Aufsatz an eine Freundin, Fräulein v. H., die schon mehrere hübsche Sachen in Zeitschriften gegeben, und schickte ihn Herrn Voß für sein Journal, da mir nicht im Traume einfiel, daß orthographische Fehler darin stehen könnten. Nicht lange darauf erschien mein Aufsatz mit der Bemerkung, er sei mit diplomatischer Genauigkeit abgedruckt. Der Herausgeber konnte genau wissen, daß dieser von Fehlern wimmelnde Aufsatz nicht von meiner Hand war, er konnte sich erinnern, daß ich ihm nur ein untadelhaftes Manuscript geschickt, und brauchte mich nicht vor der ganzen Lesewelt lächerlich zu machen. Ich blieb ihm nichtsdestoweniger dankbar für den bisher bewiesenen Eifer und guten Willen, und begnügte mich mit einer Rüge seines Benehmens.

Ich erwartete schweigend die Wirkung meines Briefes an Graf von Gneisenau. Ich bemerkte öfters hämische Blicke, triumphirende Mienen; doch ich kümmerte mich nicht darum. Ein Offizier, der einen Transport heimkehrender Invaliden befehligte, sah mich mit bekümmerter Miene am Rheinufer stehen und rief mir höhnisch zu: „Ach, da ist ja die barmherzige Pflegerin unserer Soldaten; sie wird wohlthun, sich nach Hause zu begeben, denn sie hat hier nichts zu suchen; sie will wahrscheinlich bei nächster Gelegenheit auf Pelzmäntel für die

Invaliden antragen und Tuchhosen für sie verlangen; über die Wagen soll gewiß eine Plane gezogen werden." Ein Blick von mir hieß ihn verstummen. Ich nahm noch Abschied von unsern guten Kriegern, die im Begriff waren, die Fuhrwerke ohne Stroh und Decke zu besteigen, und ging mit schwertrauerndem Herzen zu Hause. Einige Tage darauf erschien derselbe Offizier in meinem Zimmer, doch mit ganz veränderter Miene. Er bezeigte mir Kummer wegen der zugefügten Kränkung und bat mich um Erlaubniß, mir etwas eröffnen zu dürfen. Es sei nämlich gegen mich etwas im Werke, er dürfe nicht sagen was; doch er wolle das einzige Mittel ergreifen, das ihm übrig bliebe, sein neuliches Betragen wieder einigermaßen gut zu machen und mir rathen, den Abfahrplatz der Invaliden beim nächsten Transport nicht zu besuchen, denn er selbst sei nicht im Stande, mich zu beschützen. Er sei durch Verleumdungen gegen mich verhetzt worden, habe aber nun sein Unrecht eingesehen und bäte mich von ganzem Herzen um Verzeihung. Ich sicherte ihm diese gern zu und überlegte in meinem Herzen, was nun zu thun sei. Mein reines Bewußtsein hob mich über alle Umtriebe meiner Verfolger hinaus, doch ich stand schutzlos in Köln am Rhein, man konnte mich gewaltsam aufheben, in ein Gefängniß bringen und mich auf eine lange Zeit von meinen Kindern trennen. Diese Vorstellung überwog jeden Hang der Gefahr zu trotzen und ich beschloß, mich mit Klugheit zu waffnen, da ich Gott und mein gutes Recht zu Beschützern hatte. Wenige Tage nach diesem Vorfall kam ein Gerichtsdiener, der mir einen Zettel überbrachte, Feder und Tinte verlangte, ein Wort auf den Zettel schrieb, ihn dann auf den Tisch legte und sich schleunigst entfernte, ohne nur ein Wort hervorzubringen. Ich las, es war ein Man-

dat, am dritten Tage nach Empfang desselben vor dem Zuchtpolizeigericht zu erscheinen.

Andern Morgens früh begab ich mich mit meinem Zettel zum Präsidenten von Lambert, den ich früherhin als einen Ehrenmann hatte rühmen hören. Er empfing mich mit sichtlicher Bewegung und ersuchte mich, ihm mitzutheilen, was mich zu ihm führe. Ich trug ihm meine Angelegenheit der strengsten Wahrheit gemäß kurz und ausführlich vor. Er sagte mir sanft und herzlich: „Sie haben in ein Wespennest gestochen. Hören Sie jetzt den Rath, den ich Ihnen geben darf. Bemühen Sie sich nach der Kanzlei und verlangen Ihre Anklageacte zur Einsicht, wie auch nicht minder alle übrigen Papiere, die auf Ihre Sache Bezug haben. Will man sie Ihnen verweigern, so bestehen Sie darauf und berufen sich auf mich, dann wird man sie Ihnen unweigerlich aushändigen. Lesen Sie die Acten aufmerksam und machen Sie sich Auszüge daraus; mit diesen begeben Sie sich zu Ihrem Advocaten. Sie haben doch einen?" Ich nannte ihn; ich weiß nicht, welcher Mann von Ehre und Gefühl ihn mir zugewiesen hatte. Der Präsident rief aus: „Da sind Sie an den rechten Mann gekommen, der wird Ihnen einen Rath geben, den ich Ihnen vermöge meiner Stellung nicht geben darf, diesen befolgen Sie, Gott wird Sie schützen!" Mit tiefgerührtem Herzen nahm ich von dem würdigen Greise Abschied und eilte zum Advocaten Wilhelmi, den ich schon bei meiner Ankunft in Köln wegen der Untersuchung, die ich betreiben wollte, zu Rath gezogen hatte. Sein erstes Wort war: „Da ist leicht zu helfen, gehen Sie nach Berlin, da fürchten sich die Canaillen." Ich dankte von ganzem Herzen, ich hatte mir diesen Rath schon selbst gegeben; allein ich hatte kein Geld. Nach einiger Ueberlegung begab

ich mich zu Herrn Bernhard Boisserée, dem ältern Bruder meiner Freunde Sulpiz und Melchior, welcher schon einigemal Geld aus Paris für mich bezogen hatte. Ich trug diesem würdigen Manne mein Anliegen vor, schrieb drei Wechsel, deren Betrag er vom 1. März bis zum 1. Mai beziehen konnte, und schickte mich zur Abreise an.

Die Vorladung an mich war auf den 24. Februar festgestellt. Ich schrieb dem Präsidenten des Zuchtpolizeitribunals, Herrn Begasse, daß er kein Befugniß habe, mich vor sein Gericht zu ziehen, daß ich nach Berlin eile, um meine heilige Sache vor den Thron zu bringen.

Während der Tage, die zwischen meiner Vorladung lagen, wurden andere Sachen abgehandelt, und da ich noch unschlüssig gewesen war, ob ich nicht vor meiner Abreise selbst erscheinen wollte, so wollte ich einer solchen Verhandlung beiwohnen, um so mehr, da die angezeigte sehr interessant sein mußte. Ein würdiger Greis, Advocat Eschenmeier, sollte erscheinen, um sich wegen der Anklage, den Generalgouverneur Sack beleidigt zu haben, zu vertheidigen. Dieser Rechtsfall hatte Aehnlichkeit mit dem meinigen. Eschenmeier war vorgeladen, weil er im Namen und Auftrag mehrerer Bauern eine an Se. Majestät den König selbst gerichtete Vorstellung aufgesetzt hatte, in der sich die Bauern über Bedrückungen beklagten und um Abhülfe baten. Diese Bittschrift wurde als Anklagestück vorgelesen. Ich erinnere mich, daß der Ausdruck incriminirt war: der Generalgouverneur Sack schiene ganz besonders in der Absicht, seinen Sack zu füllen, in dies Land gekommen zu sein. Dieser allerdings unzeitige Ausfall wurde als Hauptgrund der Verurtheilung aufgestellt. Uebrigens war die Vorstellung ernst

und würdig. Eschenmeier vertheidigte sich in einem meisterhaften Vortrage gegen die Anklage des Generalprocurators von Sandt; er hob zugleich noch besonders hervor, daß es nicht gesetzmäßig wäre, einen Brief an Se. Majestät den König zu einem Beweisstück für eine Injurienklage zu benutzen. Er sprach kräftig über das schwere Unrecht, welches den Baurn nachweislich durch Erpressungen geschähe, und wie wenig eine solche Behandlungsweise geeignet sei, Vertrauen und Liebe für die neue Regierung zu gewinnen. Die Rede des alten Rechtsgelehrten ging den wenigen Zuhörern im Saale durch Mark und Bein. Es wurde nun zur Erwägung der Gründe, der Anklage und der Vertheidigung, sowie zur Abfassung des Urtheils geschritten. Jedermann war auf das Urtheil gefaßt. Eschenmeier wurden fünf Jahr Festungsstrafe und 5000 Francs Geldbuße zuerkannt, weil er Se. Excellenz den Generalgouverneur in Ausübung seiner Functionen beleidigt habe. Ich hielt es für angemessen, dem Greise mein Gefühl zu bezeigen und ihm von meiner Angelegenheit, welche soviel Aehnlichkeit mit der seinigen hatte, zu sprechen. Er lächelte wehmüthig. „Mir war schon alles bekannt, was Sie angeht, Ihre Sache ist auf allen Lippen, man ist empört und beklagt Sie allgemein. Personen wie Sie und ich müssen condemnirt werden, um die Behaglichkeit ihrer Ankläger nicht zu stören. Auch Ihnen ist Gefängniß und Geldbuße zugedacht." „O, das sollen sie nur thun", rief ich flammend aus, „sie werden es schwer büßen." Eschenmeier lächelte wieder bitter und wehmüthig. „Es wird denen kein Haar gekrümmt werden. Sie sind verloren, edle Frau, wenn Sie dem Schlage nicht ausweichen. Bedenken Sie Ihre armen Kinder, Ihre Gesundheit, die Kerkerluft, die grobe Kost, welcher im Nothfall

leicht noch ein Beisatz gegeben werden könnte." Ich sah ihn mit Erstaunen an. „Verstehe ich Sie recht?" fragte ich. Er rief: „Ja, man wird suchen, Sie auf alle Weise aus dem Wege zu räumen; doch Sie haben das Recht, sich der Gewalt zu entziehen. Sie haben noch keine sechs Monate Domicil in Köln, gehen Sie nach Berlin, Ihrer Vaterstadt, Sie haben sich für die gute Sache verwendet, niemand kann Ihnen etwas anhaben. Ueberlegen Sie die Sache, sie hat Eile."

Ich blieb gedankenvoll zurück, nachdem mich der edle Greis verlassen hatte; ein brennendes Verlangen, den Kampf durchzukämpfen, am 24. Februar selbst zu erscheinen und mich und die Sache der Menschheit zu vertheidigen, kreuzte sich in mir mit der Besorgniß, vor Gericht kraftlos zu verstummen, zermalmt vom Gewicht meines Schmerzes, erdrückt vom Andrang meiner Empfindungen. Aus diesem bittern Kampfe mit mir selbst ging zuletzt der Entschluß hervor, dem Rathe erleuchteter Männer zu folgen und nach Berlin zu eilen. Ich schrieb dem Präsidenten Begasse, wie schon gemeldet, und zahlte meine Rückstände, die nicht gering waren, weil ich meine eigenen Einnahmen meinen Wohlthaten widmete und meine Bedürfnisse auf Credit nahm. Im Frühling, wo ich meine besondere Einnahme zu erwarten hatte, wollte ich alles wieder ausgleichen; doch es kam nicht dahin, weil ich fortmußte. Ich nahm schmerzlichen Abschied von meinen Pfleglingen, die nach ihren verschiedenen Ländern abgetheilt waren. In welche Station ich auch kam, glaubte ich, diese sei die beste, so lobenswerth war eine jede. Freilich ists möglich, daß die langen Leiden dieser Verwundeten so heilsam auf ihr Gemüth gewirkt hatten, das ursprünglich wacker war. Zu den bedauerungswürdigsten gehörten die Augenkranken. Die Aerzte äußerten, das Uebel sei endemisch, epi-

demisch und contagiös. Besserung gehörte zu den seltensten Fällen; man sah im Gegentheil einer bedeutenden Menge unheilbarer Erblindungen und an Schwäche der Sehkraft Leidenden entgegen. Ich habe nicht erfahren, welches ihr Schicksal war, wiewol ich mich viel mit ihnen beschäftigt hatte. Auch das ärztliche Personal widmete ihnen besondere Sorgfalt. Ich erwähne noch im Vorübergehen, daß ich beim Verwalten der Gelder manchen Misbrauch wahrnahm; doch ist hier der Ort nicht, ausführlicher auf diesen Punkt einzugehen. Halb scherzhaft, halb wehmüthig war mir dabei zu Muthe, als mir ein Entrepreneur der Spitalkost, von welcher mir Geheimrath Gräfe mit Entrüstung klagte, daß sie vergantet worden sei, mit ernster Miene versicherte, er liebe die Soldaten wie seine Kinder, und wenn welche stürben, so litte er nicht, daß sie in schlechte Tannenholzsärge kämen, sondern er ließe jedem einen Sarg von Eichenholz machen. Ich verschwieg ihm meine Ansicht nicht, daß es mir lieber wäre, sie bekämen kräftigere Suppen und weicheres, saftigeres Fleisch. Schon früher hatte ich erfahren, daß man sie allerdings in eichenen Särgen zu Grabe führe, aber im tannenen Schnepper in die Erde senkte. Von den Damen, die sich speciell mit den Kranken befaßten, kann ich wenig sagen, weil ich verhindert war, sie aufzusuchen, sie waren weit weg umher verstreut, ich weiß nicht mehr wohin. Ich erinnere mich noch, daß eine mir aus Berlin bekannte Witwe, Frau Hauptmann von Tuchsen, in Löwen war, von wo aus sie mir öfters schrieb. Die Briefe enthielten interessante Data; ich erinnere mich noch einiger Worte aus dem einen: „Mich lassen die Herren gewähren und machen mir keine Chicane. Ich kenne meine Soldaten, wasche ihnen die Hände und das Gesicht, bringe ihnen gute Bissen, wo

ich kann, schaffe ihnen ihren Kaffee wenigstens an Sonntagen und besorge ihnen, wo es mir möglich ist, feine Hemden, weil die Commißhemden den schwer Verwundeten wehe thun. Uebrigens lasse ich fünf gerade sein, probatum est!" Die Pfleglinge der Frau von Tuchsen, deren ich viele sah, als ich in Berlin war, lobten sie sehr. Sie ist dieselbe, die einen großen Brillantring von hohem Werth, den ihr der Kaiser Alexander verehrt hatte, ausspielte, um die 1000 Thaler, welche die Lose eintragen sollten, Sr. Majestät dem König zu Füßen zu legen. Auch ich nahm ein Los, werde es aber wol schwerlich gewonnen haben, denn ich habe von der ganzen Sache nichts mehr gehört.

III.

Reise nach Berlin. — Freisprechung. — Schriftstellerische Arbeiten.

Beim Buchhändler Rommerskirchen, der meine Vertheidigungsschrift für Ernst Moritz Arndt hatte drucken lassen, hielt ich mich am 24. Februar auf, um meinen Reisewagen zu erwarten. Ich hatte meine Freunde und Bekannte dorthin beschieden, um Abschied von ihnen zu nehmen; ich weinte heiß, unaufhaltsam; meine treue Babet, die ich zurücklassen mußte, war nicht minder als ich erschüttert und angegriffen, sie begleitete mich bis Düsseldorf, von wo sie mein Wagen am andern Morgen nach Köln zurückbrachte. Wir hatten statt des Nachtessens sowie am andern Morgen Thee getrunken, und dafür und für drei Betten in einem kleinen Hinterzimmer mußte ich zwölf Francs zahlen; dies erschien mir etwas viel für ein bischen warmes Wasser und ein knappes Stückchen Butterbrot. Die Nacht durch war kein Schlaf in meine Augen gekommen, denn mein Herz war zu bewegt, zu voll, um Ruhe zu finden; dabei fühlte ich mich zu matt, um vor dem Zubettlegen noch einige werthe Familien in Düsseldorf aufzusuchen; auch war mein Reisegeld sehr knapp, die

Witterung feindselig und die Etappenstraße, die ich wegen meiner Marschroute nehmen mußte, durch die häufigen Durchmärsche bodenlos. In Elberfeld suchte ich den damaligen Prediger Strauß auf, der dort mit seiner liebenswürdigen Schwester zusammenwohnte. Er war mir durch die Mittheilungen seines Freundes, des Grafen von Loeben, und durch seine „Glockentöne" unendlich werth. Die Geschichte meiner Verfolgung ergriff ihn tief. Ich verlebte einen entzückenden Abend dort, einen Vorläufer der vielen Vergeltungen, die mir nach so vielen unbeschreiblichen Leiden zu theil werden sollten. Nicht aller Ruhepunkte meiner Reise kann ich hier erwähnen. Einer der erquickendsten und beseligendsten war bei der Witwe Majorin von Blomberg und deren Söhnen. Die theure Frau schrieb mir noch einigemal nach Berlin. In Lippstadt erkrankte ich nach einer entsetzlichen Nacht voll Drangsale und Gefahr. Alle Fuhrwerke waren so sehr in Anspruch genommen worden, daß ich Extrapost nehmen mußte. Der Weg ging durch Wasser, welches den Pferden bald bis an den Bauch ging; sie waren heut über Gebühr in Anspruch genommen, legten sich ungefähr drei Stunden vor Lippstadt nieder und konnten trotz aller Bemühungen des Postillons nicht zum Aufstehen gebracht werden. Er erklärte, daß er Vorspann suchen müßte und versprach, bald wiederzukommen. Sowie er die Pferde abspannte und diese sich von der Last des Wagens frei fühlten, machten sie sich vom Eise los. Das Handpferd nahm den Postillon auf den Rücken und enteilte mit ihm wohlgemuth nach Lippstadt. Ich blieb in unbeschreiblichen Aengsten zurück. Wir hatten keine Erquickung, keine Stärkung, keine Decke, uns vor dem Frost zu schützen, der bei heftigem Sturm immer schärfer wurde; uns selbst überlassen, waren wir in einem Korbwagen jedem Unfall ausgesetzt. Ich blies die Hände

meiner Kinder warm und umschlang sie fest, befahl mich Gott und seinem Schutze, des festen Glaubens, hier in tiefer Nacht umzukommen. Mit einem mal war es, als durchdränge mich eine sanfte Glut, als flüstere mir eine Stimme zu: die Gefahr ist vorüber, und nach einer Viertelstunde vernahm ich Pferdetrappen im Eise, ich betete und dankte Gott. Zwei riesenhafte Reiter in Fuhrmannskitteln kamen auf den Wagen zu, hieben nicht ohne Anstrengung die Räder aus dem Eise, spannten ihre Renner ein und jagten durch das Gewässer nach Lippstadt. Die Bäume auf dem Wege standen beinahe bis an die Wipfel im Wasser, doch wir kamen glücklich an und hielten vor dem Rathhause, wo wir nach einigem Besinnen einen Einquartierungszettel zu einer Familie Richard bekamen. Ich belohnte meine guten hülfreichen Bauern nach meinen Kräften. Mein Reisegeld war beinah eingeschmolzen, doch ich war nicht mehr weit von Detmold, wo die Nichte der großen Katharina lebte und ich der Hülfe gewiß sein konnte. Die Familie Richard empfing mich, wie sie nur eine nahe geliebte Verwandte hätte empfangen können. Mich schüttelte ein heftiges Fieber; die ganze Nacht hindurch wurde ich gepflegt, mir war zu Muthe, als wäre ich mit Engeln umgeben. Andern Tags, wo ich noch sehr matt war, jedoch meine Reise hätte fortsetzen können, mußte ich den stürmischen Bitten der Familie nachgeben und mich noch einige Tage erholen. Meine Söhne fühlten sich dort sehr glücklich, denn man beschäftigte sich unablässig mit ihnen. Der Herr Postmeister hatte mir am dritten Tage nach meiner Ankunft geschrieben, er müsse auf Gehorsam für das Gesetz bestehen, welches vorschriftsmäßig bestimme, daß kein Reisender mit Extrapost länger als zwei Tage in dem Ort bleiben dürfe, von welchem aus

er weiter wolle. Ich erklärte ihm unsere überstandene Gefahr. Er sah nun ein, daß ich für den Augenblick nicht weiter könne, und die Sache war beigelegt. Der Abschied von Richard wurde mir und ihnen schwer. Ich habe unzählige mal liebend und sehnend an sie gedacht und doch nicht ein einzig mal an sie geschrieben, gewiß haben sie mich für undankbar gehalten. Wir langten andern Tags in Detmold an. Vor mir glänzte die angenehme Hoffnung, eine Fürstin kennen zu lernen, die mit starkem männlichen Geiste ein gefühlvolles Herz verband. Ich suchte den Geheimen Oberconsistorialrath Werth auf und wurde noch denselben Abend, begleitet von meinen Kindern, bei der Fürstin zum Thee eingeführt. Der Abend verging auf Flügeln; die hohe Frau hatte ausgebreitete Kenntniß der Literatur, ein reiches und reines Gefühl für Poesie und dichtete selbst sehr lieblich, doch lenkte sie bald das Gespräch auf die Begebenheiten meines Lebens, auf meine Familienschicksale, auf meine Erfahrungen in den Lazarethen und zuletzt auf den Krieg gegen Napoleon. „Die Zukunft wird beweisen", rief sie feurig aus, „daß der große Mann recht hatte, daß ihm die Menschen unrecht gethan. Die Deutschheit ist ein Unding. Der letzte Krieg war eine Gewaltthätigkeit, die durch nichts zu rechtfertigen ist." Die Fürstin sagte noch mehreres in diesem Sinne, doch ich werde vielleicht nicht die Zeit erleben, wo man unbedenklich ihre Worte wiederholen dürfte.

Andern Morgens besuchte ich noch den würdigen Generalsuperintendenten Werth. Er verhieß mir seinen Abschiedsbesuch und kam in etwa einer Stunde, mir im Namen seiner Gebieterin einen ansehnlichen Beitrag zu meiner Reise nach Berlin zu überreichen. Dies geschah

unter der Bezeichnung einer Pränumeration auf meine angekündigten auserlesenen Schriften.

Da unser Weg durch Hamm ging, entsann ich mich dort, daß die Familie des Freiherrn Klencke daselbst nahe wohnte, und ich hoffte, gütig aufgenommen zu werden. Den Abend brachten wir sehr angenehm bei der Familie von Reden zu. Philippine, Freifrau von Reden, Tochter des bekannten Schriftstellers Freiherrn Knigge und Schwester des Oberschenks dieses Namens, selbst eine bekannte Schriftstellerin, bezeigte mir warmes Wohlwollen und herzlichen Antheil, und munterte mich auf, die liebenswürdige Familie Klencke zu besuchen, mit welcher sie durch Elise geb. Knigge nahe verwandt war. Ich fuhr am andern Morgen hin.

Schloß Hämelsche Burg prangt ernst und großartig auf einer bewaldeten Anhöhe, umschwebt von großen Erinnerungen. Hier wurde die Macht der Römer vernichtet, hier fielen Augustus' Legionen, besiegt von den Deutschen, weil die rohe Gewalt der wahren Tapferkeit oft weichen muß.

Ich und meine Söhne wurden herzlich empfangen. Bei dem abenteuerlichen Leben der Frau von Klencke waren über die nunmehrige Rechtschreibung des Namens, daß ihr Gemahl ein Klencke sei und das uralte Familienwappen führe, nähere Nachrichten nicht vorhanden. In den Briefen an uns hatte sich seine Mutter von Klenk geschrieben und meiner Mutter ein Phantasiewappen geschickt. Meinem Vater war der Betrug zu verzeihen, er war noch sehr jung, liebte unbeschreiblich, zappelte in den Netzen einer ränkevollen Mutter und einer schlauen heuchlerischen Schwester. Sein braver älterer Bruder, der noch in seiner Jugend der väterlichen Leitung eines würdigen Mannes, des Majors von Klencke,

Commandanten von Bremen, genossen, starb an der Auszehrung. Karl Friedrich's Erziehung war unreif geblieben. Er ließ sich blindlings von der Mutter leiten und von der Schwester beherrschen.

Die Familie von Hämelsche Burg mehrte den Glauben, daß wir aus demselben Stamme entsprossen seien; allein vom Zweige der Klencke Oynhausen herrührten. Ich wurde liebevoll als Verwandtin begrüßt und herzlich ersucht, meinen Namen so zu schreiben, wie die übrige Familie, weil man sich wahrhaft freue, mich unter ihre Mitglieder zu zählen, die nicht blos ihr Wappen adelte, sondern ihr edler Sinn und ihr ruhmvolles Leben.

Ich war sehr kränkelnd auf Hämelsche Burg angekommen, doch ich erholte mich dort vollkommen bei der zärtlichen Pflege und in der liebenswürdigsten Umgebung. Oberst Georg von Klencke war ein geistvoller Mann, der sich sehr verdient gemacht hatte und gern sein Bewußtsein als die einzige Belohnung, die ihm zu theil wurde, aus Kämpfen und Gefahren davontrug. Seine Augen hatten im Felde sehr gelitten, sein kräftiger Körperbau schützte ihn nicht gegen die Nachwehen seiner rücksichtslosen Anstrengungen. Er erzählte mir umständlich, aber mit Gelassenheit, von erlittenem Unrecht; doch ich weiß die rechten Data nicht mehr und kann nur sagen, daß ich aus seinen Berichten die zärtlichste Verehrung für ihn schöpfte.

Ich habe noch von einem Klencke gehört, der diesem Namen, wie ich vernehme, durch wissenschaftliche Bildung, Kenntnisse und Schriften Ehre macht. Er führt mit einigen Abänderungen dasselbe Wappen, jedoch kein „von" und kein Prädicat als Freiherr. Ein solcher Mann kann einen adelichen Titel leicht entbehren, nur historische Romane soll er nicht schreiben, welche nur ein

leihbibliothekarisches Dasein kümmerlich fristen, in die Klasse der Eintagsfliegen gehören, und nicht einmal in die der reinlichsten Gattung. Ich würde die Sache ganz auf sich beruhen lassen, denn die öffentliche Stimme hat sich durch mehrere ihrer geschätzten Organe scharf und vollgenügend über diese Machwerke ausgesprochen. Allein ich halte es für Pflicht, als Enkelin meiner Großmutter und Wohlthäterin, der Karschin, hier öffentlich auszusprechen, daß Herr Dr. Hermann Klencke in seinem historischen Roman „Anna Luise Karschin" ein Lügengewebe von armseliger Ausführung über sie aufgestellt hat. Ihr Betragen war streng sittlich, ihr Wandel tadellos, ihr Charakter rein. Sie litt Noth. Allein gleichwol gingen ihre Dichtungen nur aus innerer Nothwendigkeit hervor. Den großen Friedrich feierte sie, weil die poetische Natur viel Aehnliches mit der Epheuranke hat, die sich gern an einer Säule emporschlingt. Sie feierte ihren Helden aus innerm Drang. Ich glaube, sie lebte wie der Kolibri, vom Thau; denn ich habe sie nie Geld zählen sehen. Wenn welches kam, legte sie es unten in das Schreibzeug, und kümmerte sich nicht darum, was damit geschah. Ihr Leben und Wesen war rein poetisch in jeder Beziehung. Sie lebte in einem harmlosen Selbstvergessen hin, war frei von aller Absichtlichkeit. Eine so edle Todte, die schutzlos im Grabe liegt, anfallen, und wie der Schakal an ihren Gebeinen zehren, ist nicht die That eines Ehrenmannes.

Baron Leopold Klencke, Gatte Elisens, und Vater zweier hoffnungsvoller Söhne, waltete auf Schloß Hämel'sche Burg als Vater und Freund seiner Untergebenen, unaufhörlich auf ihr Wohl bedacht. Ich verlebte schöne Tage der Ruhe und Erholung auf diesem alterthümlichen Sitz, den ich nie hätte verlassen mögen, da

Geist und Herzensgüte hier in so reinem und vollem Einklang standen. Doch ich mußte ja wieder in den Kampf. Es galt ja nicht allein meine Rechtfertigung gegen hämische öffentliche Angriffe, es galt die Rechte der Menschheit, die so bitter gekränkt wurden.

Nachdem meine Kräfte wieder etwas hergestellt waren, eilte ich nach Potsdam, wo mich die edle Adelheid von Bassewitz mit wehmuthsvoller Freude empfing, und mir zweckmäßigen Rath gab, wie meine Sache einzuleiten sei, auch mehrere ausgezeichnete Männer zum Rechtsbeistand vorschlug.

Schon am ersten Tage nach meiner Ankunft in Berlin begegnete mir unter den Linden eine Freundin der Königin Luise, Verfasserin eines Werkes voll Würde und Wahrheit über die unvergleichliche Frau. Ich eilte auf sie zu, doch sie empfing mich kalt, und sagte mir mit schneidendem Tone: „Unsere Wege sind getrennt, der Ihrige ist dunkel, es thut mir um das Andenken und das ihrer herrlichen Mutter weh!“ Dies war nun der erste wahrhaft bittere Kelch, den ich zu leeren hatte. Ich sah die edle Frau ruhig und liebevoll an. „Sie werden“, sagte ich, „anders sprechen, wenn mein Rechtshandel erst im Gang sein wird.“ Sie stutzte und schwieg. Ein zweiter Sturm wartete meiner an demselben Tage. Ich war zu meiner Muhme Thielemann gegangen, die mich liebevoll aufnahm. Nachmittags suchte ich die Wohnung meines geliebten Bruders auf. Ich traf ihn mit seiner Gattin und seinen drei Kindern, die mich sehr wohl empfingen. Er aber gab mir harte Worte. „Du trittst unter dies Dach!“ rief er mir zu, „du bist öffentlich angeklagt! Ich will voraussetzen, daß du unschuldig bist, denn ich habe mir gedacht: die Schwester hat zwei Richtungen vor sich; ist sie schuldig, so flüchtet sie

nach Paris; ist sie es nicht, so kommt sie furchtlos hierher und rechtfertigt sich. Du bist hier, und dies spricht für deine Sache. Doch ich ersuche dich, komme mir nicht vor Augen, bis über deine Straflosigkeit entschieden ist.“ Somit eilte der Bruder aus dem Wohnzimmer hinaus, ohne nur den Blick auf mich zu richten. Ich saß wie erstarrt, bittere Thränen rollten über meine blassen Wangen. Meine Schwägerin suchte mich aufzurichten, aber vergebens. Ich fühle noch heute, wie mir zu Muthe war. War es denn möglich, schwerer gekränkt zu werden? Jedes Wortes unfähig, küßte ich die Kinder, drückte der Schwägerin die Hand, und enteilte.

Bei meiner guten Muhme fing ich an mich zu beruhigen, suchte am andern Tage nach einer kleinen Wohnung, die ich auf dem Döhnhof'schen Platz fand, und sann nun auf das, was ich zu thun hätte, um meine Sache zu fördern; denn ich war rein auf die Defensive angewiesen; an einen Angriff von meiner Seite war gar nicht zu denken. Ich suchte zuerst meinen Rechtsfreund auf, einen Mann von Geist, Gefühl und Ehre. Er rieth mir, damit anzufangen: eine Erklärung in die Zeitungen zu setzen, und sie ihm vorläufig mitzutheilen. Ich that es, sie fiel ganz zu seiner Befriedigung aus.

Ein junger vortrefflicher Mann Namens Lange, den ich schon in den Niederlanden kennen gelernt hatte, und der einen werthen Verwandten in Berlin besaß, wo er auf Universität war, hatte mir geschrieben, daß dieser würdige Mann mir mit einsichtsvollem Rath beistehen würde. Ich begab mich zu ihm, und fand glühende Theilnahme, weise Beurtheilung meiner Sache. Ich empfing zugleich das Versprechen, meine bündige und

gemäßigte Erklärung sofort in die öffentlichen Blätter einrücken zu lassen. Von dort begab ich mich zum Justizminister von Kircheisen, der mich mit den Worten empfing: „Scheren Sie mir man nicht, gnädige Frau!" Meine Kinder erschraken und weinten. Der Minister wurde in wenigen Augenblicken freundlich, und sagte nicht ohne Milde: „Auf Ihnen lastet eine schwere Beschuldigung!" „Ich weiß es", antwortete ich gelassen, „ich bin gekommen mich zu rechtfertigen." „Wenn Sie das nicht können", sagte der Minister mit strengem Blick, „so wird man ein Exempel statuiren." „Ich hoffe das selbst", rief ich aus, „die Schuldigen werden der gerechten Strafe nicht entgehen. Ich verlange keine Gnade, ich verlange nichts als strenge Gerechtigkeit, ich bin das meinem Manne, meinem eigenen Namen und den Pflichten gegen mich selbst schuldig!" Minister Kircheisen erglühte vor Zorn bei diesen Worten, und fragte nicht ohne Hohn: „Sie sind also nicht von Ihrem Manne verstoßen? Sie irren also nicht auf Gerathewohl in der Welt umher, verbreiten Lügen und stiften Unfrieden, klagen nicht die rechtschaffenen Männer an?" Ich zog ganz stillschweigend einen Brief aus Paris hervor, den ich erst diesen Morgen bekommen hatte, und es fügte sich, daß er meine vollkommene Rechtfertigung von allen diesen aus der Luft gegriffenen Beschuldigungen enthielt.

Der Minister las ihn aufmerksam durch, gab ihn mir dann zurück und sagte: „Gerechtigkeit soll ihnen werden, das verspreche ich Ihnen! Doch glauben Sie mir, auch wir haben einen schweren Stand. Die exaltirten Gemüther verursachen uns großen Kummer, sie wollen die Welt und die Verhältnisse nicht nehmen wie sie sind. Sie heißen den sicher geebneten Gang der

Dinge den „alten Schlendrian". Das geht doch nun einmal nicht, wir verlangen Recht und Ordnung! Wir kämpfen gegen das Schwanken. Nur das Wohlbegründete, auf sichern Stützen Festgestellte hat Werth und Dauer. Wir müssen das Wohl der Massen im Auge behalten, und können die einzelnen Fälle nicht berücksichtigen."

Der Justizminister entließ mich, noch einmal betheuernd, daß mir volle Gerechtigkeit werden sollte. Ich gestehe, daß ich ihm nicht glaubte.

Ich suchte eine Jugendfreundin, die Frau Präsidentin von Heydebreck, geb. von Brand, auf. Sie bewohnte ein schönes Haus im Thiergarten. Nach einem schmerzerfüllten Jugendgeschick schuf sie sich Trost an der echten Quelle aller Erquickung, in Handlungen der Menschenfreundlichkeit und Milde. Sie besaß drei herrliche Kinder, Minna, Friedrich und Jettchen. Die beiden letztern waren, man begriff nicht weshalb, im Wachsthum zurückgeblieben; doch ihr Geist hatte sich überraschend entwickelt. Fritz war ein gediegener Mensch voll Kenntnisse und Herzensgüte. Jettchen vereinigte die schönsten und seltensten Eigenschaften: sie glich einem wohlgebildeten Kinde von zehn Jahren; ihre regelmäßigen Züge sprachen von Anmuth und Geist; ihr sanfter Blick drang in das Herz; ihr ganzes Wesen war lieblich, ernst und heiter; ihr Herz hatte nie eine andere Regung gekannt, als die der innigsten Menschenliebe; es ging alles innerlich in ihr vor, was sie empfand, nicht daß sie verschlossen gewesen wäre, nur daß sie niemals prunken wollte. Das Gute, Schöne und Rechte war ihr angeboren, sie übte es ohne Vorsatz und Nachdenken, wie die Rose duftet und die Nachtigall singt.

Frau von Heydebreck empfing mich mit aufrichtiger

Herzlichkeit. Ich mußte ihr meine ganze Lage schildern, um zu wissen, wie mir zu helfen sei. Da ich meine kleine Einnahme schon drei Monate voraus hatte, rieth sie mir an, Stunden zu geben. Sie schaffte mir zuvörderst eine bei ihrer Nichte Fräulein Antonie von Kamecke, und deren Bruder Eugen, dann beim englischen Gesandten von Rose, endlich einen Freitisch bei einer liebenswürdigen Schwägerin. Sie billigte meine ganze Handlungsweise. Von einer so erprüften herrlichen Frau that mir das unendlich wohl.

Ich suchte noch meine alten Freunde auf. Keine und keinen hatte der Tod weggerafft. Ich ging nach dem Luisenkirchhof, der damals einem Walde glich. Ich blickte die Bäume an, als könnten sie mir sagen, unter welchem sie ruht! Ach die Armuth hat zuweilen recht bittere Stunden! Meine selige Mutter drückte in ihrem Testamente den Wunsch aus, auf ihrer Gruft ein schwarzes Kreuz zu haben, in dessen Mitte ein weißes eingelegtes sei, mit der Inschrift: „Es drückt nicht mehr!" Ich hatte diesen Wunsch nicht erfüllen können.

Meine Wohnung am Döhnhof'schen Platz vertauschte ich mit einigen Zimmern in der Taubenstraße, in dem Hause, wo Graf Georg von Blankensee wohnte, und der sich beeilte, unsere Bekanntschaft anzuknüpfen.

Graf Kalkreuth, sein Freund Wilhelm Müller, der vortreffliche Hellenist und ausgezeichnete Dichter, schlossen sich dem Bund der früher Genannten an. Sie hatten mit noch zwei Freunden einen Band gefühlvoller Lieder unter dem Namen „Bundesblüten" herausgegeben. Alle fünf hatten den Feldzug gegen Napoleon mitgemacht und wurden mir sehr werthe Freunde.

Mein Proceß hatte begonnen. Man hatte mich angeklagt, die Invalidenprüfungscommission verleumdet zu

haben. Ich hatte nicht einmal ihren Namen gewußt, als ich dem Grafen Gneisenau der Wahrheit gemäß berichtete, wie sie mit unsern Invaliden umgingen.

Graf Gneisenau hatte meinen Brief Punkt für Punkt mit rothen Strichen begleitet und zu strengster Untersuchung anempfohlen. Die Beschuldigten selbst führten diese Untersuchung, wahrscheinlich weil man in Köln voraussetzte, daß sie am besten wissen müßten, was an der Sache sei. Das war ganz richtige Logik! Die Herren gaben Punkt für Punkt eine Auskunft nach ihrer Art, und beschlossen damit, mich als Calumniantin zu verklagen und, wie schon erwähnt, auf Gefängnißstrafe und Geldbuße anzutragen. Abbitte und Ehrenerklärung vergaßen sie zu verlangen. Von Delinquenten, als welche sie mich stempeln wollten, verlangt man freilich in der Regel keine. Zum Inquirenten wurde Theodor Amadeus Hoffmann ernannt. Diese Wahl machte mich stolz und froh. So viel gewichtige Stimmen waren bei diesem Rechtshandel laut geworden, daß die Meinung des Publikums sich bereits ganz zu meinen Gunsten ausgesprochen.

Eines Morgens empfing ich ein Packetchen von meinem Bruder. In einige Zeilen gewickelt war das krystallne Petschaft meiner Großmutter Karschin. Mein Bruder beglückwünschte mich, indem er hinzufügte, „er habe mir die Inlage selbst bringen wollen; dies Petschaft gehöre mir zu, weil denn doch einmal in unserer Familie die Krone des Genius ein Kunkellehen sei". Ich küßte Brief und Petschaft. Seit 1801 hatte ich es nicht wieder gesehen. Ich eilte zum Bruder, von meinen Kindern begleitet. Wir freuten uns innig, und blieben für diesen Tag beisammen; er war heiter, die Rosen waren in Fülle aufgegangen, die Herzen beseligt.

Eine Frau von Rieden wurde uns zugeführt, die uns ihre Wohnung anzutragen kam, welche sie wegen unvermutheter Abreise verlassen mußte. Man wurde bald einig über die Bedingungen, und in wenigen Tagen waren wir unter demselben Dache vereinigt.

Mich und meinen Bruder hatte das Wiederfinden des Petschafts der Großmutter, welches seit September 1802 verschwunden war, freudig bewegt. Es war ein Geschenk des edeln Domdechanten Freiherrn Spiegel von Diesenberg aus den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts, geschmückt mit poetischen Sinnbildern und aus der ersten Krystallstufe gehauen worden, welche dieser Freund aus Diesenberg gewann. Nach dem Tode der Mutter fand es sich nicht in ihrem Nachlasse vor. Mein Bruder glaubte, ich hätte es nach Paris mitgenommen. Ich dagegen meinte, mein Bruder besitze es selber. Der es in Händen hatte, Namens Bratsch, sprach nicht davon. Jetzt, im Mai 1816, als ein neues Dienstmädchen zu meinem Bruder kam und er ihr Attest durchsah, fiel ihm das Siegel auf. Er wußte es sich in einer halben Stunde zu verschaffen und brachte es mir. Dies Wiederfinden eines Familienkleinods rührte uns freudig und mutherhebend.

In ruhiger Erwartung des Ausgangs meines Processes setzte ich meine Geschichte „Emma" fort. Ich war von meinen Papieren in Heidelberg getrennt; wollte ich „auserlesene Schriften" haben, so mußte ich geschwind welche schreiben.

Die gute liebenswürdige Pastorswitwe Hensel, Mutter Wilhelm Hensel's und seiner Schwestern Luise und Minna, bewohnte ein Häuschen in Schöneberg. Dorthin ging ich jeden Morgen mit meinen Kindern. Mein Essen wurde mit dem der Familie zugleich bereitet. Mir

war zu Muth, als könnte ich nur dort schreiben. Das Zimmer lag hoch und freundlich; die Wipfel der Bäume säuselten, reine Lüfte wehten mit Düften vom botanischen Garten her. Luise und Minna kamen oft an meinen Schreibtisch und freuten sich meiner Arbeit. Mittags gingen wir in das Zimmer der Pastorin, wo uns unser einfaches Mahl einladend entgegendampfte. Gegen Abend ging es in ein Wäldchen, welches mir Luise Hensel als den liebsten Spaziergang unsers Freundes Adalbert von Chamisso bezeichnete. Hier sprachen wir viel und mit Liebe von ihm. Er war eben auf seiner Fahrt in die Welt begriffen, und begleitete Otto von Kotzebue. Diese Reise wurde stark durch Misverständnisse gestört, doch ging sie im ganzen glücklich von statten.

Chamisso brachte eine große Ausbeute von Blumen und Pflanzen heim. Als er sie auspackte, sagte er zu seiner Köchin mit seinem französischen Accent, der sehr artig in seinem Munde klang: „See—en Sie, dies Eu ist Gold, und dies Papier ist auch Gold, da darf nichts von abkommen."

Luise Hensel gehörte zu den Zierden des anmuthigen Kreises, den das Stegemann'sche Haus in sich vereinte. Laura Gedicke, späterhin dem liebenswürdigen Friedrich Förster verlobt, und andere holde Mädchen, umblühten Hedwig von Stegemann wie ein duftender Kranz. Unter den männlichen Gestalten der Abendgesellschaft war Clemens Brentano der älteste und merkwürdigste. Ein noch nicht ausgeglühtes Herz, eine noch nicht verstummte Aeolsharfe, ein noch flammendes dunkles Augenpaar! Er war unter vielen Menschen schweigsam, in der heitern Umgebung seines Kreises zuckte zuweilen seine Rede wie ein gewaltiger Blitz durch eine laue Sommernacht. Ich wußte von ihm durch entzückende Briefe, die mir Görres

vorgelesen hatte. Sein Wesen kam mir darin vor wie eine Epheuranke, die hoch und einsam in den Lüften umher nach einem Felsen sucht. Er kokettirte mit Witz und Spott wie ein Edelstein mit Farbenstrahlen, die ein heiteres Spiel mit der Sonne treiben. Er lebte in den Zauberkreisen der Phantasie, verschmähte die Welt und ihre Bedingnisse, und konnte doch von ihr nicht lassen. Seine erste Gattin, Sophie Moreau, bekanntlich eine unserer lieblichsten Dichterinnen und ganz Poesie und Innigkeit, blieb unverstanden an seiner Seite. Sie starb im Harm dahin. Vielleicht hatte er nie erfüllt, was er hingerissen von Leidenschaft verhieß, weil er lange Zeit hindurch in dem Gegenstande seiner Leidenschaften nur ein Traumbild erblickte, das seine Phantasie geschaffen hatte, wenn es gleich in Wahrheit viel schöner war als seine Einbildung. Er nahm dann Rache an dem armen Herzen, daß sich ihm hingegeben, und zerriß es in unauslöschlicher Wuth. Er war jung geblieben, bis er starb Er glühte für die Religion mit verzehrender Flamme, wie ehemals für die Liebe. Nur wenige Jahre vor seinem Tode hatte er ihr entsagt, nachdem sein oft so schwankendes Herz sich zu ihr emporgerungen und in ihren Süßigkeiten geschwelgt hatte. Der Gegenstand seiner Liebe war die Verwirklichung seines Traumbildes. Die Seinige konnte sie nicht werden. Beide trennten sich, um in der Religion die Verschmelzung ihres Wesens zu suchen.

Durch die umsichtige Führung Hoffmann's behielt meine Rechtssache ihren festen Gang. Die Verhöre, welche ich zu bestehen hatte, wurden in einem rechtlichen Sinne geleitet. Die Protokolle, höchst geistvoll aufgesetzt, sollten gedruckt werden. Ich fürchte, sie sind vernichtet. Hoffmann war ganz vom Ernst und der Würde

seiner Mission durchdrungen. Eine unschuldig peinlich angeklagte, unbescholtene Frau, die sich allen Gemächlichkeiten einer bescheidenen aber ruhigen Lage entrissen hatte, um arme Leidende wie eine Mutter zu versorgen, und fern von jeder Nebenabsicht, ihre Gesundheit daran gewagt, mußte aus einem höllischen Gewebe herausgezogen werden, um nicht durch Schmach und Gefängniß ihre Bestrebung für eine gute heilige Sache zu zahlen.

Das erste der Verhöre, die ich zu bestehen hatte, ging auf dem Kammergericht vor. Ein Referendarius war zugegen. Es wäre gescheidt gewesen, wenn ich seinen Namen aufgeschrieben hätte, denn ich weiß ihn nicht mehr. Es war ein geistvoller Mann von Ehre und Gefühl. Es leuchtete mir ein, daß Hoffmann sowol als der Referendarius, in der peinlichen Empfindung, die sich ihrer bemächtigte, als sie auf Anordnung des Justizministers die Schuldigen unbeunruhigt lassen mußten, statt die Schuldlose sogleich in ihr Recht als Klägerin einzusetzen, nun alles aufbieten wollten, um mich dafür zu entschädigen, daß ich gewissermaßen als Delinquentin behandelt wurde.

Das zweite und dritte Verhör wurde bei Hoffmann abgehalten. Ich hatte seine Wohnung noch nicht gesehen, er hatte die Wände selbst ausgemalt. Das schönste Zimmer war auf überraschend sinnreiche Art mit den Zierathen ausgeschmückt, die auf seine Oper „Undine" Beziehung hatten. Mit zwei wunderkleinen zarten Händchen, und einer Gestalt vom regelmäßigsten Knochenbau, mit seinen zwei Funkelaugen, deren Augäpfel so unbeweglich waren, daß gewiß niemand erfahren hat, ob diese Augen groß oder klein, mit seinen feinen Lippen, die man niemals lächeln sah, glich Hoffmann einem gespenstischen Wesen, an welches die Natur nur das unent-

behrlichste Quantum von Fleisch und Bein gewendet hatte, um es unter die Körper reihen zu können. Glut und Beweglichkeit war alles, was man von ihm wahrnahm. Manche höchst geistvolle Männer stehen unabgesondert durch ihr Aeußeres zwischen den übrigen Menschen da. Hoffmann war von innen und außen ein Wesen für sich, wie man noch nie eines gesehen. In manchen Beziehungen erinnerte jedoch die Erscheinung des französischen Ministers Thiers an Hoffmann. Auf die übrigen Analogien dieser zwei genialen Männer, wenn es welche gab, kann ich mich hier nicht einlassen.

Als ich bei Hoffmann angelangt war, sahen wir uns lange stillschweigend an. Ich wagte einige Scherze, die ihm das erste und einzige Lächeln entlockten, welches ich auf seinen Lippen schweben gesehen. Wir beide empfanden die Ironie des Geschicks, das zwei Dichter wie wir in einer solchen Lage einander gegenüberstehen, ich hätte beinahe gesagt, miteinander caramboliren ließ.

Als eine durchaus lyrische Natur, will sagen eine träge, habe ich wenig von den merkwürdigen Worten behalten, die mir im Leben gesagt worden sind. Ich wüßte kein einziges mehr, wenn ich mir nicht viel aufgeschrieben hätte; sie gingen sogleich in mein Wesen über, streiften sich von ihrem Sinne ab wie eine Hülse, oder besser gesagt eine Schlacke, das gediegene Gold blieb zurück in meinem Innern, glänzte und glühte dort, mein ganzes Sein bereichernd. Ich wünschte gleichwol, ich hätte die Worte auswendig behalten, welche mir Hoffmann zu meiner Vertheidigung in den Mund legte, als er das dritte Protokoll seiner Verhöre aufsetzte. Es war nämlich die am meisten incriminirende Stelle in dem als Corpus delicti angewendeten Briefe an Gneisenau: „die an Wilke und Tiede verübte Elendigkeit!" So hießen

die Worte, auf welche sich die Invalidenprüfungs-commission bezog, um mich als Injuriantin zu belangen.

Hierauf ließ mich Hoffmann ungefähr folgende Worte sagen: „Dies sei nicht als eine Injurie anzusehen. Denn es sei nicht möglich, eine That die man rügen wolle, mit andern Worten zu bezeichnen, als mit solchen, die den Begriff davon gäben, wie man sie empfunden." Ich sah wol ein, daß diese Art, sich über die Sache auszusprechen, ziemlich spitzfindig war. Vielleicht wäre sie auch nicht durchgegangen, allein man hatte Lust, wie es im Sprichwort heißt: den Pelz zu waschen, ohne ihn naß zu machen, und nahm von dieser Ausrede dadurch, daß man sie stillschweigend gelten ließ, den Anlaß zu einer unerwarteten Wendung der Sache, die ich später berichten werde. Nach beendetem Geschäft kam ich noch viel mit Hoffmann zusammen. Er fand sich nirgend behaglich als in der Welt seiner Ideen, Phantasien, Entwürfe und Thätigkeit. Wenn er nicht arbeitete, so wollte er das Leben würzen. Er arbeitete mit Aufbietung aller seiner Lebenskräfte, aber ohne sich seiner Anstrengung bewußt zu sein; dann war er abgespannt. In ihm und um ihn war dann alles stumm und öde. Mit erschlafften Kräften rang er sich aus diesem Zustand heraus, und beging irgend etwas Barockes, Widersinniges, wobei er sich einbildete, die Gesellschaft zu ergötzen.

Bei Hitzig waren einmal nebst seinen Kindern mehrere andere schöne und lieblichblühende junge Mädchen. Hoffmann hatte sich aus irgendeinem ihm bekannten Winkel Weingeist, aus der Küche ein paar Hände voll Salz und eine tiefe Schüssel geholt. Nachdem er die gehörige Mischung zu Stande gebracht, blies er die Kerzen aus. Bekanntlich sehen die hochgefärbtesten Gesichter wie die Leichen aus,

wenn man sie mit dieser Mischung beleuchtet. Ich schrie laut auf vor Entsetzen, und rief mit erstickter Stimme: „Die Kinder weg, die Kinder weg!“ Denn diese Lüge der Verwesung zermalmte mich, und ich konnte lange nicht aus meiner Vorstellung los werden, was ich gesehen. Bei alledem wußte sich niemand bei den Kindern so angenehm zu machen als er, und es schien als habe Natur und Genius ihm ihre lieblichsten Schätze gespendet, um Kinder damit zu erfreuen. Er liebkoste keines, er suchte nichts in ihrer Nähe, es kam alles von selbst, ohne Vorbereitung, ohne Zwang. Wir andern lauschten umher, und wurden dabei selbst zu Kindern.

Seine Bildnisse waren meisterhaft, jeder Strich Glut und zuckendes Leben; man würde sich davor entsetzt haben, wenn nicht Liebe und ungesuchte Anmuth hervorgestrahlt hätten. Von seinen Musikwerken habe ich nichts gehört als die „Undine“, sie machte gewaltigen Eindruck auf mich. Eines Morgens brannte das berliner Hof- und Nationaltheater ab; nicht zu retten waren die daselbst aufgehäuften Meisterwerke, sowie die herrlichen Decorationen zur „Undine“ von Schinkel's Meisterhand. Wer eine gelungenere Beschreibung von ihm zu lesen wünscht, findet sie in der geistreichen Novelle der Baronin de la Motte Fouqué, die, wenn ich mich recht erinnere, im „Frauentaschenbuch“, doch weiß ich nicht, in welchem Jahrgange steht.

Julius Eduard Hitzig, dem ich meine Uebersetzung oder vielmehr Nachbildung von Calderon's geistfunkelndem Schauspiel „Der Geliebte ein Gespenst“ las, meinte, diese Dichtung würde einen dankbaren Opernstoff geben, und Hoffmann suchte eben nach einem. Er hätte es mir sagen sollen, ich würde dann mein Stück nicht eingereicht haben. Doch er schwieg von seinem Plan, und verursachte

dadurch eine Art Spannung zwischen Hoffmann und mir. Hitzig hätte mich mit Hoffmann allein zu sich einladen, mir seinen Plan eröffnen sollen, und wir würden die Sache unter uns abgemacht haben.

Bei einer dramatischen Arbeit dieser Art ist es eine Hauptbedingung, daß nichts ausdufte. Hitzig hatte eine große auserlesene Gesellschaft geladen; auch General Ernst von Pfuel war dabei. Ich stand im Wahne, daß es bei dieser Vorlesung einzig und allein darauf abgesehen sei, die schöne Dichtung des großen Spaniers und zugleich meine Arbeit zu feiern. Dies war ein gewaltiger Irrthum. Hoffmann sollte die Dichtung hören, um zu sehen, ob sich der Plan zu einem Opernstoff eigne. Gleich anfangs in der Scene, wo Carlos den unterirdischen Gang schildert, den Adolf betreten soll, um zu seiner Julia zu gelangen, rollten Hoffmann's Augen wie Feuerräder; ich bemerkte das, und las weiter. Es waren schöne Kränze, die dieser Abend mir brachte. Ernst von Pfuel's Gespräch nahm mich sehr hin, denn es enthüllte mir den großsinnigen Krieger und staatsklugen Denker, dem der Mensch als Mensch galt.

Einige Tage nach diesem Gastmahl bat mich Hitzig in einem kleinen Billet, ihm das vollständige Scenarium des spanischen Stückes zu schicken. Ich merkte nun wohl, worauf es abgesehen sei, konnte aber doch nichts anderes denken, als daß die Umgestaltung des Schauspiels zu einer Oper mir selbst übertragen werden solle; um so schmerzlicher war es mir, als ich erfuhr, daß Hoffmann diese Arbeit mit Contessa machen wollte. Denn bei aller Fähigkeit, das Stück bühnenrecht zu gestalten, konnte ich doch Contessa die Tiefe und Großartigkeit nicht zutrauen, die für eine solche Dichtung gehörte. Doch Hitzig war mir sehr theuer; es war mir lieb, daß

er mein Wesen verstand, und so ohne weiteres voraussetzte, ich würde ihm gern ein Opfer bringen. Ich schickte ihm also sofort das verlangte Scenarium, und erst lange nachher erfuhr ich mehr vom Verlauf dieser Sache.

Endlich erschien das Erkenntniß in meiner Angelegenheit. Der Justizminister von Kircheisen hatte eigenmächtig das erste Gutachten des Kammergerichts verworfen. Nicht um ihn zu tadeln, führe ich diesen Umstand an. Kircheisen handelte einmal nach dem beliebten Grundsatz, „keine Einmischung einer Frau in Männersachen zu dulden". Hatte doch St. Ambrosius der Jungfrau Maria zugerufen: „In der Kirche schweige das Weib!" Dies ließ sich zwar in diesem Falle nicht anwenden, denn das Weib hatte gesprochen und ihre Stimme ein vieltausendfaches Echo gefunden.

Das Gutachten des Kammergerichts besagte:

„Auf allen Punkten habe sich Frau von Chézy gerechtfertigt, eine Menge gültiger Zeugen aufgeführt, um ihre Anklagen an Graf von Gneisenau zu bewahrheiten! Es bleibe nichts übrig als sie ehrenvoll freizusprechen, und ihr selbst zu überlassen, in welcher Art sie eine Genugthuung für die Unbilden verlange, die ihr von der Invalidenprüfungscommission zugefügt worden."

Der Minister von Kircheisen verwarf dies Gutachten, ohne einen Grund anzugeben, und verfügte: daß man die Angeklagte befragen solle, ob sie nicht im Sinne gehabt, die Invalidenprüfungscommission zu beleidigen.

Hoffmann mußte mich noch einmal über diesen Punkt verhören, und nun schritt man zum Erkenntniß, welches in den „Zeiten" von Daniel Voß abgedruckt steht, und welches Herr Joseph Engelmann, der sich noch eine

Menge Willkürlichkeiten gegen mich erlaubte, nicht abdruckte, als ich es ihm für die „Auserlesenen Schriften" zum Besten der verwundeten Vaterlandsvertheidiger, deren Kosten ganz auf mich fielen, sandte. Er, der mir soviel zu verdanken hatte, ergriff jede Gelegenheit, mir zu schaden und mich zu übervortheilen. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß er, der zwar sehr schlau und eigennützig, aber dennoch beschränkten Verstandes war, sich auf irgendeine Weise gegen mich hatte einnehmen lassen. Rühmlicher und einträglicher wäre es für ihn gewesen, wenn er meinen Vortheil und mein Bestes im Auge behalten hätte. Ich würde über das unverantwortliche Unrecht schweigen, welches er mir angethan, wenn es nicht in jeder Beziehung gerügt zu werden verdiente.

Ein Werk, welches ich ihm versprochen hatte: „Das Rundgemälde von Heidelberg, Manheim, dem Neckarthal, dem Odenwald u. s. w.", konnte ich nicht vollenden, weil ich nach den Niederlanden mußte. Ich schenkte ihm das, was davon fertig war. Er bat mich ihm zu erlauben, eine zweite Auflage davon herausgeben zu dürfen, ich willigte ein. Das Werk erschien. Einige Jahre später gab er ohne mein Vorwissen, mithin ohne meine Bewilligung, eine sogenannte dritte Auflage von diesem Werke heraus. Es war ein dünnes Buch, ein saftloser unverständlicher Auszug von dem gediegenen Werke meiner schätzbaren Mitarbeiter. Dies war ein Betrug, nicht allein an diesen und an mir verübt, sondern am ganzen Publikum.

Er hatte mich dringend eingeladen, einen Text zu zehn colorirten Kupfertafeln, die Heidelbergs schönste Umgebungen vorstellten, zu schreiben. Ich glaubte ihm dies nicht abschlagen zu dürfen, weil ich ihm den Druck der „Auserlesenen Schriften" schuldig war, und versprochen

hatte, meine Schuld durch Arbeiten abzutragen. Ich schrieb das Werk, und er ließ es als Manuscript ohne meinen Namen drucken, wahrscheinlich um nicht die Ehrengeschenke, die auf die Zusendung seiner Prachtausgabe folgten, mit mir theilen zu dürfen.

Ich könnte noch ein ganzes Register ähnlicher Handlungen aufzählen, aber es ist mir zuwider, mehr davon zu sagen. Nur will ich noch erwähnen, daß er eigenmächtig, ohne mein Vorwissen, den Titel „Emma, eine Geschichte" in die romanhafte Benennung „Emma's Prüfungen" umwandelte. Ich hatte durch den Titel „Emma, eine Geschichte" bezeichnen wollen, daß ich ganz einfach eine wahre Begebenheit geschrieben, und daß der Leser nicht ein Kunstwerk, sondern eine treue Abbildung nach der Natur finden sollte. Ich hatte den stolzen Gedanken gehegt, Deutschland zu schildern, wie die unsterbliche Staël Italien geschildert hatte. Das erste Buch der Emma war, wenn nicht mit dieser Genialität, dennoch in diesem Sinne geschrieben. Ich hatte meine „Emma" eigentlich heißen wollen: „Emma, oder Deutschland". Meine Rechtssache unterbrach die Studien, die zu machen waren. Ich mußte mir in Berlin durch Stundengeben Brot verdienen. In solcher Lage kann man nicht daran denken, mit einem Meisterwerke zu wetteifern. Ich hatte so viele und schwere Opfer gebracht, daß mir diese neue Entsagung nicht schwer wurde, wählte also den bescheidenen Titel: „Emma, eine Geschichte", und zum Motto Hippel's sinnvolles Wort: „Die Welt ist ein großer Garten im Norden, wo wenig reif wird!" Ich flocht viel Erlebnisse in dies Werk. Ludwig Tieck erklärte es für das Beste, was ich geschrieben. Manche prophetische Stelle der Emma fiel auf und wurde in gediegnen Zeitschriften herausgehoben. Ich mußte mich begnügen,

gnügen, vieles zur Sprache gebracht zu haben, was mir im Herzen glühte. Engelmann erhielt noch, außer 19 Jahre lang ihm übersendete Beiträge für das Taschenbuch „Cornelia" und oben benanntes Prachtwerk über Heidelberg, 100 Thlr. vom Fürsten-Staatskanzler als Beitrag zu meinen Druckkosten; über dies alles, und über den Verkauf von 500 Exemplaren der „Emma", hat er nie Rechenschaft abgelegt, dagegen dreist behauptet: ich, die durch seine eigenen Briefe bewahrheiten kann, was ich hier schreibe, sei ihm für die Druckkosten noch vieles Geld schuldig!

Ich lasse hier das Erkenntniß des Kammergerichts in meiner Rechtssache folgen:

„Erkenntniß des Kammergerichts.

Copia Vidimata.

Auf die von dem Kammergerichtsrath Hoffmann wider die verehelichte von Chézy geb. von Klencke geführte Untersuchung

Erkennt der Criminalsenat des königl. Kammergerichts vermöge besonderen Auftrags den Acten gemäß für Recht, daß

Denunciantin, Wilhelmine Christiane verehelichte von Chézy geb. von Klencke, von dem Vorwurfe, die Invalidenprüfungscommission zu Köln beleidigt zu haben, völlig frei zu sprechen, und die Kosten der Untersuchung niederzuschlagen.

Von Rechtswegen.

Erkenntniß des Criminalsenats des königl. preuß. Kammergerichts in der Untersuchungssache wider die verehelichte von Chézy geb. Freiin Klencke."

Dr. Christian Daniel Voß theilte in seiner Monatsschrift „Die Zeiten" (Juli 1817) dieses Erkenntniß mit, und schrieb dazu folgendes Vorwort:

„Frau von Chézy hat uns, infolge ihrer neulich mitgetheilten vorläufigen Anzeige, das Erkenntniß des Kammergerichts in ihrer, den Lesern aus frühern Anzeigen im allgemeinen bekannten Rechtssache mitgetheilt, und es folgt hier in extenso. Wir haben diese Angelegenheit bisher unter historischen Personalitäten rubricirt, und wenn sie nichts anderes als die Persönlichkeit der Frau von Chézy beträfe, würde sie ferner dahin gehören. Aber sie erhält durch diesen Urtheilsspruch ein doppeltes höheres und allgemeineres Interesse zunächst insofern dasselbe als ein Beitrag zur Geschichte und Charakteristik der Gerechtigkeitspflege in den preußischen Staaten zu betrachten ist, sodann insofern es auch auf den Gegenstand, weshalb Frau von Chézy gerichtlich in Anspruch genommen worden, Beziehung hat.

„Nach dem französischen Recht, und von einem Gerichtshofe, welcher im Geiste desselben verfuhr, wurde Frau von Chézy für schuldig erkannt und zur Strafe condemnirt; nach dem preußischen Recht, und von einem im Geiste dieses verfahrenden Gericht wird sie freigesprochen.

„Freilich die einzige Genugthuung, die dasselbe der Gekränkten, Mishandelten zu gewähren vermochte. Es verdient öffentlich anerkannt, und laut ausgesprochen zu werden: das Kammergericht in Berlin hat seinen alten, stets behaupteten Ruhm einer unerschütterlichen Rechtsstütze auch hier wieder bewährt. Den Zusammenhang der Sache erkennt man klar aus der dem Urtheil beigefügten actenmäßigen Geschichtserklärung. Wer mag an dem reinen, ja heiligen Eifer zweifeln, der die Frau von Chézy in der in Frage stehenden Angelegenheit leitete; wer die Motive derer verkennen, welche sie als eine

Calumniantin behandelten, und statt Lohn Schmach über sie zu bringen trachteten? Jene ist nun von der ihr gemachten Beschuldigung freigesprochen, aber sind denn diese wegen ihres Verfahrens gegen sie zur Verantwortung gezogen? War es genug, das Urtheil des kölner Gerichtshofs zu kassiren? Sollte nicht eine Untersuchung verhängt werden, wie es dazu kam dasselbe zu fällen? Soll für den Zweck der edeln Frau nichts geschehen, und es ohne gründliche Untersuchung bleiben: ob der Invalidencommission denn wirklich nichts von dem zu Lasten komme, was sie als Fürsprecherin der unglücklichen Opfer des Vaterlandes in ihrer Beschwerdeschrift an den General Grafen von Gneisenau angezeigt hatte?

„Das Erkenntniß selbst enthält darüber sehr bedeutsame Winke; sollen diese unbeachtet bleiben? Hat nicht Anzeigerin, haben nicht auch jene unglücklichen Opfer ein Recht, zu fordern, daß sie beachtet werden? Und gesetzt, daß sich auswiese, die Commission habe völlig vorschriftsmäßig gehandelt, wären denn nicht die untersuchend zu berücksichtigen, welche diese Vorschriften zunächst ertheilt hatten? Bedürfen nicht diese Reglements selbst einer Revision, um für die Zukunft zu verhüten, daß infolge derselben nicht ähnliches wieder geschehe?

„Man hat es Napoleon oft vorgeworfen, und ihm mit vollem Grunde als einen Hauptbeweis seiner Herzenshärtigkeit angerechnet, daß er die verwundeten und invalid gewordenen Krieger als unbrauchbar gewordene Werkzeuge betrachtete und behandelte, die man wegwirft und ihrem Schicksal überläßt. Wie die Nacht von dem Tage verschieden ist, so ist diese Denkungsart verschieden von der unsers frommen, gerechten und menschenfreundlichen Königs.

„Wie kann es nun in seinem Geiste und nach seinem Willen gehandelt sein, wenn man so verfährt, als in dem Schreiben der Frau von Chézy angezeigt ist? Und selbst, wenn es aus Gründen geschah, wie die, welche in den Urtelsmotiven vorausgesetzt werden? Können Befehle zu solchen Knickereien bei der letzten Ausstattung der invalid gewordenen Krieger, wie die: daß ihnen nur die Oberröcke gegeben werden sollten, welche für die im Dienst befindlichen Soldaten nicht mehr brauchbar befunden worden, von diesen abgetragen worden sind; daß ihnen an ihrem Reisegelde abgezogen werden solle, was ein freier unabhängiger, wohlthätiger Verein ihnen verehrte — von dem Könige ausgegangen oder gebilligt worden sein? Wie sehr verkannte man seine Denkungsart und seinen Willen, wenn und indem man solche Vorschriften ertheilte!

„Gewiß waren sie dem würdigen hochverehrten Feldherrn ebenso fremd, an den die Frau von Chézy ihr Beschwerdeschreiben richtete. Das beweisen die darin von ihm unterstrichenen Stellen; es bedarf aber auch dieses Beweises nicht für jeden, der diesen mit Recht hochverehrten Helden kennt. Auch geschah es wol gewiß nicht mit seinem Willen, und nach seiner Anweisung, daß die Untersuchung wegen jener Anzeige so oberflächlich geführt, und daß ihr die Wendung gegeben wurde, die Anzeigerin als eine Verleumderin vor Gericht zu belangen und condemniren zu lassen. Von ihm darf dagegen nun wol erwartet werden, da ihre Unschuld klar und sein Urtheil an dieser Sache zur öffentlichen Kunde gebracht worden, daß er eine gründliche Untersuchung veranlasse; denn wenn es auch für ihn der Rechtfertigung nicht bedarf, warum er diese so hochwichtige Sache damals scheinbar außer weiterer Acht gelassen, so bedarf

es doch für Frau von Chézy der Genugthuung, so bedarf es für die verkrüppelten, für die siechgewordenen Krieger besserer Unterstützung, und für die Zukunft für ähnliche Fälle vorkehrende Einrichtungen und Verfügungen; und dies erwarten diese Krieger, und die Nation, die sie kräftig und gesund hergab, und ungesund und verstümmelt wiedererhielt, und der sie nun, anstatt ihr nützlich zu werden, zur Last fallen, hauptsächlich von ihm, und können in seinem Geiste und seinem Herzen, sowie in seinem damaligen und jetzigen Wirkungskreise allerdings wol Berechtigung zu diesem Anspruche zu finden erachten.

„Welche Sorge kann dem Staate heiliger sein, als die Pflege der kranken und verwundeten Krieger und die Versorgung der invalid gewordenen? Der Staat macht es jedem Bürger zur ersten unerläßlichsten Pflicht Kriegsdienste zu leisten, soll er es nicht als seine erste unerläßlichste Pflicht anerkennen, für ihn angemessene Sorge zu tragen, wenn er ein Opfer jener Pflichterfüllung geworden ist? Dies fordert nicht blos die Gerechtigkeit und die Humanität, es fordert es auch die Politik, denn es hängt daran der Erfolg der kriegerischen Unternehmungen und sonach die Sicherheit des Staates. Wie mag man erwarten, daß ein Krieger willig und freudig ins Treffen gehe, wenn er befürchten muß, in den Lazarethen, wie Dr. Frohwein geschildert, behandelt und aus denselben verkrüppelnd und siechend, wie Frau von Chézy angezeigt, entlassen zu werden?

„Der gemishandelten und gerechtfertigten Krankenverpflegerin und Invalidenvertreterin möge das nachstehende Erkenntniß zur Aufmunterung gereichen, in ihrem Eifer für Vaterland und Menschheit nicht zu ermüden. Sie wird gewiß überall, wo es für sie Werth haben

kann, auch noch Anerkennung erhalten, und da sie gewiß nie um äußern Lohn wirkte, so wird sie sich durch den innern vollständig befriedigt finden, daß, wir vertrauen, es wird gewiß noch geschehen, die gute Sache vollständig siegt. Professor Daniel Voß."

Während ich in Köln war, und voraussehen konnte, was mir die Behörden zudachten, setzte ich meinen Briefwechsel mit den hohen Frauen fort, die gleich im Anfang meines Unternehmens innige Theilnahme dafür gezeigt hatten. Zu diesen gehörten vor allen die unübertrefflichen Fürstinnen, Marianna Prinzessin von Preußen königl. Hoheit und Charlotte Großherzogin von Sachsen-Hildburghausen königl. Hoheit, die Schwester der Königin Luise von Preußen Majestät, eine der vier Geschwister, welche Jean Paul so begeistert gefeiert. Ich enthüllte der Prinzessin Wilhelm und der Großherzogin Charlotte das Gewebe gegen mich, soweit man es damals durchschauen konnte. Ich zweifle nicht, daß die großsinnigen Frauen dem Könige meine Briefe mitgetheilt haben, und daß diese vorläufigen Aufschlüsse über die Sache dem Monarchen über die Umtriebe der Chirurgen Licht gegeben.

Als ich späterhin in Berlin der Prinzessin Wilhelm einige Actenstücke vorlegte, rief sie aus: „Wundern Sie sich nicht über das, was Ihnen geschehen ist, wenn ich Ihnen versichere, daß man mir kaum besser mitgespielt hat als Ihnen; daß mir, die von den Betten der Kranken selten wich, der stille Hohn der Chirurgen, Inspectoren, Dirigenten u. s. w. aus ihren Mienen entgegenfunkelte; sie wollten keine Controle; wäre es ihnen möglich gewesen mir etwas anzuhaben, es wäre geschehen."

Ich schweige von den Annehmlichkeiten des Sommers

1817, den ich im Thiergarten mit meinen Söhnen zubrachte. Ich schrieb dort Beiträge für den „Freimüthigen“, für den „Gesellschafter“ des Professors F. W. Gubitz, machte Auszüge aus englischen Zeitschriften dafür, schrieb Erinnerungen für meine „Aurikeln“, sowie den Aufsatz „Sein und Schein in christlichem Wandel“. Wenn ich etwas fertig hatte, brachte ich es der Prinzessin Wilhelm, traf dann auch wol bei ihr die Kurfürstin von Hessen, dies Kunstwerk des Misgeschicks, wie Chateaubriand die Herzogin von Angoulème nannte, und auch die Kurfürstin Auguste genannt haben würde, wenn er sie gekannt hätte.

Das Beisammensein mit diesen zwei höchsten Frauen war ein beglückendes; sie waren so herzig und so einfach zugleich, ohne den leisesten Schatten von dem, was man Sentimentalität zu heißen pflegt, sondern voll lieblicher Natürlichkeit, die sich gerade dadurch nichts vergibt, daß sie jedes für das, was es wirklich gilt, gelten läßt. Je höher solche Frauen eine Privatperson stellen, destomehr fühlt diese sich verpflichtet, ihre Ehrerbietung zu bezeigen. Wie anmuthig war es, wenn man in den Garten von Schönhausen eintrat und vom Säuseln seiner hohen Wipfel gleichsam begrüßt wurde. Die Fenster des Lustschlosses standen offen, keine Thür war verschlossen. Unweit des Schlosses zwischen Baumstämmen stand eine Wiege, ein einfacher geflochtener Korb grün behangen. Ein süßathmendes Kind lag darin, schlummernd wie die Knospe in ihrer grünen Hülle. Nicht weit davon lag Waldemar, mit Blumen im Grase spielend. Adalbert saß wohl neben ihm und blätterte in einem Buche. Prinz Wilhelm kam aus einer Laube, begrüßte uns, rief seiner Gemahlin durch das Fenster zu: „Du hast Besuch, Marianna!“ und sprach dann mit mir und den Kindern,

bis die Prinzessin kam. Sie führte uns in ihr Zimmer zeigte uns Prachtausgaben von neuen Werken, und Familiengemälde, auch wol seltene Blumen und Vögel. Dann kam das Frühstück, und dann ging es ins Gartenzelt. Man vernahm den heitern Tumult, den Prinz Adalbert's Spielgenossen machten. Er hatte ein stattliches Heer, die ganze Dorfjugend, welche er exercirte; der Stock war dabei überflüssig. Auch Wilhelm und Max spielten mit. Lebendige Soldaten sind allerdings angenehmer als bleierne. Prinz Adalbert war sehr liebenswürdig. Die Lesestunden waren oft von Gesprächen unterbrochen, zuweilen auch durch den Kammerdiener, der gravitätisch einen großen Präsentirteller mit Früchten brachte. Die lebhafte Prinzessin sprang ihm entgegen, nahm ihm den Teller ab, setzte ihn auf den Tisch, und rief selbst die Kinder herbei, damit sie sich satt naschten, dann sprangen sie wieder davon und wir lasen wieder.

Die Kurfürstin Auguste von Hessen war eine von der des Prinzen Wilhelm ganz verschiedene Natur, nur in den schönen Grundelementen ihres Wesens waren sich beide gleich. Prinzessin Wilhelm war idealisch schön; selbst im Prachtkleide wußte sie Einfachheit zu behaupten. Am schönsten stand ihr die violette Farbe zu ihren vollen braunen Locken und dem Schmelz ihrer frischen Gesichtsfarbe. Sie war hoch und schlank, und hatte die liebliche Fülle einer frischaufgeblühten Rose. Ihr Blick war unbeschreiblich süß und glänzend, er brannte nicht, er stach nicht, er lockte nicht, ihre ganze Seele war darin. Ihre Schönheit war so eigenthümlich und ganz ihr eigen, daß sie an keine andere erinnerte, keinen Anlaß zu Vergleichungen bot. Sie war ganz sie selbst, als wenn die Natur, welche sie geschaffen, gewußt hätte, sie könnte nichts Schöneres sein. Die Kurfürstin Auguste war eine

hohe Gestalt, schlank, beinahe mager. Ihre ganze Erscheinung war einfach und anspruchslos, und sie hatte so sanfte Augen, ein so mildes Lächeln, daß man die Schönheit nicht bei ihr vermißte. Ihre Bildung war keine moderne; allein, dank der vortrefflichen Erziehung, welche sie genossen, sie war eine ganz andere als die, welche die Prinzessinnen jener Zeit empfangen hatten. Die letzte Hand an ihre Erziehung hatte das Schicksal gelegt. Ihr Gemahl paßte nicht zu ihr; er war ein Prinz aus der Rococozeit. Sie, die bei ihrem guten Vater nur zart behandelt worden, konnte sich in sein Wesen nicht finden. Ihr Schwiegervater, der gleichfalls wenig Bildung genossen, aber einen gesunden Kern hatte, sagte ihr zuweilen: „Frau Tochter, Ew. Liebden stellen Ihre Sache nicht recht an; sehn Sie auf Ihre Frau Schwester von York, die hat es los wie man mit einem Mann umgehn soll. Nur um Gottes willen nicht weinen, wenn er unwirrsch ist; da könnte ein tüchtiger Kerl gleich aus der Haut fahren; und ihm die Kinder vom Halse lassen, er wird sie schon verlangen! Ueberhaupt, Frau Tochter, fein auf die Etikette gehalten, die verhindert Ausgelassenheiten. Das «Du» ist plebeje; das «Sie» ist wie der Buchsbaum um ein Gartenbeet her, es hindert, daß man nicht hineintritt."

Vielleicht hat der alte Kurfürst seiner lieben Schwiegertochter noch andere gute Lehren gegeben, und vielleicht weiß ich sie noch auswendig. Aber das indische Sprichwort sagt: „Reden ist Silber, Schweigen ist Gold!"

Von Prinzessinnen der frühern Zeit, welche Muster der Liebenswürdigkeit waren, und mit Geschmack und Bildung, Geist und Sinn für alles Schöne in sich vereinigten, könnte man nebst Luise Ferdinand vermählte Prinzessin von Radziwill noch manche andere nennen.

Auch die Mutter der königlichen Prinzessin Luise war in vieler Hinsicht von ausgezeichneter Liebenswürdigkeit, die sich durch die frühere Form nicht hatte unterdrücken lassen. Diese Formen würden nie aufgekommen sein, wenn der schönen Zeit, welche fromme, zarte und leutselige Prinzessinnen erzog, nicht die Zopfzeit gefolgt wäre, und mit ihr zugleich die Ausgelassenheit des französischen Hofes unter dem Regenten und Ludwig XV. nicht die Nothwendigkeit herbeigeführt hätte, strenge, steife Etikette einzuführen, und die jungen Prinzessinnen sowie auch den Hofadel auf das strengste und vorsichtigste von der übrigen Menschheit abzusondern. Man suchte sie noch sorgfältig davor zu hüten, daß sie deutsch lernten, und dies gelang bei vielen. Doch in dem Maße, wie die höchsten Frauen und Prinzessinnen vor jedem schädlichen Eindruck gehütet wurden, übten die Männer und Jünglinge ein Recht der Zügellosigkeit der Sitten, weil ihnen strenge Moral, Tugend, innere Würde und Religion lächerlich und verächtlich vorkamen.

Die Schriften der sogenannten Philosophen, der Materialismus den sie athmeten, wirkten auf diese verkehrte Richtung.

Dem nichtigen Menschen ist die Gottesleugnerei eine Nahrung für seine Eitelkeit; er ist über das, was er zerstört hat, so stolz und entzückt, als ob er es geschaffen hätte. Der Begriff eines höchsten Wesens, welches allgütig und allweise die Schöpfung regiert, ist ihm lästig. Er denkt nicht an Lohn und Strafe, ohne sie als Tyrannin zu bezeichnen. Nach seinen Ideen haben sich die Dinge von selbst in eine ewige Ordnung gefügt, nach Naturgesetzen entfaltet, und ein höheres Wesen, dessen ewigen Gesetzen die Massen gehorchen, ist eine Erfindung, die den höhern Menschen nicht imponiren kann.

Wenn dies System befolgt werden könnte, so käme dabei kein Hühnerhof zu Stande.

Geistvolle Menschen haben schon gesagt, daß es keinen Atheisten gibt, sondern diese Gottesleugnerei nur in der Einbildung kranker Gehirne läge. Wie dem auch sein mag, unsere großen und üppigen Herren brüteten darüber, und wußten sich damit nicht wenig. Der große Astronom Lalande, der sich als Astronom am wenigsten etwas darauf zugute hätte thun sollen, daß er Gott leugnete, konnte wähnen, daß sich die geschaffenen Dinge so recht tausendkünstlerisch geschickt, von selbst gemacht. Wahrscheinlich gehörten auch die Erdbeben, Schiffbrüche, Ungewitter in die Ordnung der Dinge hinein, und die Jahreszeiten folgten einander nach dem Gesetz der Naturnothwendigkeit. Mehrere Jahrzehnde waltete der Wahn, dann fing der trostbedürftige Mensch wieder an, Gott zu suchen. Die ewige Liebe täuscht nicht die Hoffnung des Geschöpfes, sie offenbart sich in der Liebe selbst.

Als die Revolution mit ihren Greueln auftauchte, sah sich Robespierre genöthigt, um nur aus dem Wirrwarr sich herauszufinden, Gott zu decretiren. Das Volk gehorchte. Glaube, Hoffnung, Liebe waren ihm lieber wie was anderes, und waren zugleich etwas anderes, als was man bisher gehabt. Die langverschlossenen Kirchenthüren thaten sich auf. Die lange verscheuchten Priester erschienen wieder; nur sollten sie zur Constitution schwören. Dagegen sträubte sich ihr Rechtsgefühl; sie meinten: wer den König vom Thron gestoßen, und sein Haupt in den Sand gerollt, könne nun nicht Gott einführen, wie eine Maschine, deren man eben bedarf. Doch wer kennt nicht die grausenerregendste und blutigste aller Geschichten; sie, die nur das Ei ist, aus welchem die Unterwelt das Verderbniß der Zukunft aus-

brütet? Die Völker werden immer erfindungsreicher und immer gemüthsärmer. Wer weiß, ob sich nicht aus den jetzigen Zuständen das Unheil der Zukunft unheilbar entwickelt. Soviel ist wahrscheinlich, daß eine bedeutende Entscheidung sich unabwendbar nahe.

Ich hatte vorhin von dem allen nicht sprechen wollen, es ergötzte mich, darüber nachzudenken, wie denn unsere Aeltermütter von der schönen geschmackvollen Kleidertracht früherer Zeiten (man gehe nur zu denen Ludwig's XIII. zurück) zu den scheußlichen Trachten gelangt sind, die seit Ludwig XV. und seit der Regentschaft grassirt, und der ich jetzt nothwendig erwähnen muß, nicht allein, wie sie jetzt sind und waren, sondern wie sie noch werden können. Ungeschmack herrscht in allem, Unzweckmäßigkeit nicht minder. Zu oft bleibt das Gute auf halbem Wege stehen, doch das Ueble nie. Unsre Enkelinnen wird man ohne allen Zweifel in den barockesten Trachten erblicken, von denen ich viele schon selbst erlebt, den Leib mit zwei Händen zu umspannen. Der breite steife Reifrock um die Hüften her, damit die Taille feiner erscheine! Der Kopfputz eine halbe Elle hoch, um Größe zu gewinnen! So viel Tand und nutzlose Schnörkel um und an den Damen, daß eine Fremde wie zu Lady Montague's Zeiten untersuchend fragen wird: „Bist du selbst das alles?"

Ich selbst lief noch am Gängelbande umher, als ich junge und alte Damen im damaligen Aufputz sah: das Haar über hohe Wulsten gezogen, stark gepudert und auftoupirt. Da man der damaligen Dauphine Maria Antoinette gern eine Schmeichelei bezeigen wollte, und da es fälschlich hieß, sie habe rothes Haar, so bestreute man sich mit rothem Pulver. Rund um die Frisur her wurden wurstähnliche Locken gesteckt; hinter

den Ohren hingen, den Hals bekleidend, zwei lange Locken, gleichfalls mit einer Wurst endend, auf den Busen herab. Von den übrigen Zierathen des Anzugs und Kopfputzes will ich schweigen, meine schönen Leserinnen haben dergleichen gewiß schon auf alten Familiengemälden gesehen. Nur muß ich bei dieser Gelegenheit bemerken, daß Herr Dr. Klencke an der Beschreibung des Aufputzes meiner Großmutter Karschin ohne Noth Puder und Zitternadeln verschwendet hat. Kein Körnchen Puder hat jemals ihr Haupt berührt. Wenn ihre Freundinnen sie baten, sich doch zu pudern, weil es ja Mode und mithin anständig sei, so rief sie entrüstet aus: „Was, ich soll mir Mehl auf den Kopf streuen? Nimmermehr!“ Sie trug ihr feines braunes Haar ganz natürlich aufgeschlagen, und setzte ein Kopfzeug auf, dem oben am Scheitel ein Veilchenstrauß nicht fehlen durfte; denn etwas mußte sie für die Mode thun, um nicht zu arg verketzert zu werden.

Ich kann mich rühmen, Läufer und Haiducken gesehen zu haben, die scharlachroth gekleidet waren. Der Fackeltanz wurde bei Vermählungen aufgeführt. Die Damen bemühten sich sehr um Doppelkinne und um eine etwas schiefe Haltung des Kopfes. Selten sah man eine ohne einen kleinen Papagai und Bologneserhündchen, oder einen schnarchenden Mops, dem zur Verschönerung der Schweif abgehauen war, die Nase eingeknickt, auch die Ohren kurz abgeschnitten. Die armen Thiere jammerten mich; doch kamen sie zum Glück aus der Mode. Am liebsten sah ich die schneeweißen seidenhaarigen Bologneserhündchen mit ihren rosenfarbenen Halsbändchen, ihren umlockten Augen und ihren hängenden purpurnen Zünglein. Auch sie verschwanden nach und nach, und die Wachtelhunde, minder klein, von vermindert zer-

brechlichem Knochenbau und zierlichen Bewegungen, kamen an ihre Stelle. Sie fangen an den Vorzug der Seltenheit einzubüßen, wunderkleine Windspiele werden sie verdrängen. Man muß damals die Hunde sorgfältiger gehalten haben, denn man hörte selten etwas von einem tollen Hunde. Karl Theodor's erste Gemahlin, Elisabeth, die sich gern in phantastischen, besonders in mythologischen Costümen malen ließ, und die so, wie ihr Gemahl, das oftgemalteste Fürstenhaupt der Erde war, besaß das angenehmste Wachtelhündchen, das man sehen konnte. Es war weiß, mit schöner weißer krauser Brust und glänzendem schwarzen Ohrgehenk; und was an ihm sehr geschätzt wurde, es hatte die linke Seite ganz weiß. Seine großen schwarzen Augen und sein Korallenschnäuzchen gereichten ihm zur größten Zierde. Der Künstler, der es auf dem Arm einer schönen Dienerin dargestellt, hatte es mit solcher Wahrheit aufgefaßt, daß es schien, als ob es von diesem schneeweißen Arm herunterzugleiten im Begriff stehe. Die Dienerin, ein Fräulein von St. George, wahrscheinlich eine Großtante meines geistreichen Vetters, des Ritters von St. George, war schön, und es wird von ihr gerühmt, daß sie den leidenschaftlichsten und lockendsten Bewerbungen Karl Theodor's widerstand.

Die vielen meist anziehendsten Bildnisse Karl Theodor's und seiner Gemahlin in Graf Graimberg's Galerie machen beinahe den Eindruck einer Biographie, denn wenige Momente in seiner Lebensgeschichte sind unverzeichnet geblieben; es befindet sich darunter sogar einer, wo er als Geldempfänger dargestellt ist. Seine Gemahlin, Schwester des Kurfürsten von Baiern, die ihr eben nicht hold war, ließ sich als Diana malen, um dadurch anzudeuten, daß sie von nun an immer darauf entsagt, das Lager ihres Gemahls zu theilen, und ihm carte blancho für alle erdenklichen Abenteuer gäbe.

Bei großen Gelegenheiten, wenn es unmöglich war den Friseur frühmorgens zu bekommen, wurde er für den Abend vorher geholt. Er baute die Frisur mit der größten Sorgfalt auf, und brachte wenigstens zwei Stunden damit zu; dann nahm er vom feinsten Postpapier einige lange Bogen und umsteckte die Frisur mit vielleicht hundert feinen Nadeln. Die gemarterte Dame setzte sich auf ein Sofa, unterstützte ihren Nacken, behing ihre Füße mit warmen Tüchern, und blieb schwebend angelehnt im beschriebenen Zustande die ganze Nacht. Ihre Augenlider waren roth und geschwollen vom festen Anziehen der Haare.

Es wurde mir vergönnt noch in meinen frühesten Jahren die Umwandelung zu bewundern, die plötzlich eingetreten war. Meine Mutter nahm mich zur Vermählungsfeier der Prinzessin Friederike und Wilhelmine von Preußen auf das Schloß mit. Unsern Augen bot sich das überraschendste Schauspiel dar. Die Königin Mutter und die junge Königin erschienen, sowie der übrige Hof, noch mit gepuderter Frisur und im Reifrock; allein zuletzt erschienen die Bräute des Herzogs von York und des Statthalters der Niederlande, Friederike und Wilhelmine von Preußen, mit ihrem Nymphenwuchs, ihren sanft gerötheten Wangen und ihren lieben hellen Augen. Sie trugen die strahlenden Brautkronen mit blühenden Myrtenzweigen durchflochten, das schöne Haar leicht gelockt um den blendenden Nacken her, eine griechische Chemise, die anschmiegend die Formen ihrer lieblichen Gestalt begleitete, und eine breite goldene Arabeske in dem brillanten Leibgürtel. Ein allgemeiner Schrei der Ueberraschung und Freude ließ sich nicht unterdrücken, aber die Blicke der hohen Neuvermählten zeigten, daß ihnen dieser Ausbruch auch nicht gleichgültig war.

Von nun an griff die griechische Tracht in das Leben ein; das Publikum fühlte, welchen glänzenden Sieg die Sache des guten Geschmacks und der Schönheit davon getragen habe. Wenige dachten noch an den Zusammenhang der Umwandelung der Tracht mit der Umwandelung der Sitten und Gebräuche, die ihr auf dem Fuße nachfolgte. Im Jahre 1817, als ich in Berlin war, hatte sich wieder eine Veränderung in den Costümen gezeigt: sie waren minder ungezwungen, minder leicht, faltenreicher, den Formen des Körpers nicht so angeschmiegt; allein im Benehmen der Töchter und Söhne des Thrones blieb der eingetretene Wechsel bemerkbar, sowol in Preußen als im benachbarten Sachsen, wo lange die größte Steifheit geherrscht hatte. Prinzessin Auguste, die Tochter Friedrich August's, verbarg nicht, wie sie ehemals gethan haben würde, die Strahlen ihres Geistes. Einige Anekdoten aus ihren frühesten Kindheitstagen mögen hier eine Stelle finden, obgleich sie nicht eigentlich hierher gehören.

Die Prinzessin saß einmal auf dem Boden und spielte, der König hob sie in seinen Armen auf; das mochte ihr nicht recht sein, im Spiel unterbrochen zu werden, und sie rief ihm zu: „Hundsfott!"

Der König schellte das ganze Haus zusammen, und rief mit erstickter Stimme: „Wer hat der Prinzessin das Schimpfwort beigebracht?" Als alle schwiegen, sprach er: „Gut, es mag für diesmal hingehen; wenn aber meine Tochter noch ein einzig mal ein Schimpfwort sagt, so kommt alles fort was hier im Schlosse ist, darnach richtet euch!"

Der König wurde unbeschreiblich geliebt. Niemand wollte ungehorsam sein. Kein Mislaut erklang ferner vor den Ohren des Kindes. Da ließ sich die zweite Gouvernante irgendein Versehen zu Schulden kommen,

worüber die kleine Hoheit aufgebracht wurde. Das dem Menschen angeborene Bedürfniß, ein zürnendes Wort auszusprechen, wurde mächtig rege, aber die Kleine fand keines und brach in die Worte aus: „Sie sind, Sie sind ein rechter zinnerner Teller!“ Denn Schnöderes kannte sie nicht. Ich glaube nicht, daß der König um die Sache erfuhr, weiß aber, daß die Prinzessin ihr Wort gern zurückgehabt hätte, und sich schämte.

Auch die Erziehung der Prinzen wurde mit großer Sorgfalt geleitet. Der König sah es nicht gern, wenn sie ohne Gefolge über die Straße gingen, oder im Walde umherstreiften. „Ihr werdet schon sehen“, rief er ihnen zu, „was das auf sich hat, und wozu es führt.“ Die Prinzen glaubten ihm nicht, sie blieben auf den eingeschlagenen Wegen. Dies würde gut gegangen sein, wenn der Oheim, der Herzog Anton, welcher kinderlos war, nicht auf die Thronfolge bestanden hätte, auf welche er allerdings das Recht durch die Geburtsfolge hatte, dem aber der Herzog Max zu Gunsten seiner Söhne entsagte. Herzog Anton ersehnte den Thron für die Zeit, wo sein Bruder ihn leer lassen würde. Bei diesem Wunsch kam weder Ehrgeiz noch irgendein persönlicher Beweggrund in Anschlag. Der Herzog konnte und wollte nicht Dynast werden. Er liebte zärtlich seine Neffen. Allein der König, sein Bruder, war nach seinem Sinne noch nicht genug darauf bedacht, das Land der Römischen Kirche zuzuwenden, und räumte der Augsburgischen Confession noch immer zu große und zu viele Rechte ein. Herzog Anton glaubte größeres Heil für seine Unterthanen zu erzielen, wenn er sowol Rechte als Pflichten der Katholiken auf das möglichste ausdehnte, und ihnen soviel Begünstigungen zuwendete, als nur immer statthaft sein konnten. Bei der Aufzählung derselben, will

ich nur bei dem ganz allgemein Bekannten stehen bleiben.

Für jedes Kind von evangelischen Aeltern mußte für den Schulunterricht gezahlt werden. Es gab viele Familien, besonders im Erzgebirge, welche nicht genug verdienten, um Brot für ihre Kinder zu kaufen. Dem Schulmeister trug seine kleine Besoldung nicht genug ein, um Schulgeld für seine Kinder zu entbehren. Nun wurde den Aeltern vorgestellt, daß sie ihre Kinder nur in die katholische Schule zu schicken brauchten, dort würden sie umsonst unterrichtet und brauchten nicht den katholischen Glauben anzunehmen. Viele schlugen freudig ein, und sahen in dieser Begünstigung nur eine Handlung der Menschenliebe. Vielleicht war sie es auch ursprünglich, allein man sah nichtsdestoweniger die meisten dieser Kinder zum katholischen Glauben übergehen. Eine andere Hauptursache, daß viele Evangelische übertraten, ging wahrscheinlich nur aus der Lage der Dinge im allgemeinen hervor. Es gab viele Witwen und Jungfrauen reifen Alters, die sehr eifrige Katholiken waren und sich zu verheirathen wünschten. Sie wurden mit jungen evangelischen Bürgern bekannt, die man darauf aufmerksam machte, daß manche nicht unbedeutende Vortheile durch eine eheliche Verbindung mit diesen Matronen und abgeblühten Mädchen zu ermitteln seien; allein die Hauptbedingung sei die Heimkehr in den Mutterschos der Kirche. Dies alles ging geräuschlos zu.

Herzog Anton war kein ganz theilnahmloser Zuschauer bei diesen Vorgängen. Seine edle Gemahlin, ein Musterbild von Güte und Menschenfreundlichkeit, eine jüngere Tochter von Maria Theresia, that überhaupt viel Gutes, und vergaß nicht, den Neubekehrten Wohl-

thaten zu erzeigen. Sie hatte Maria Theresia's Eifer für das Seelenheil ihrer Unterthanen, doch es war Milde in diesem Eifer, weshalb er um destomehr wirkte.

Herzog Anton und seine Gemahlin träumten von einer seligen Zeit, wo das schöne Land Sachsen nur ein Hirt und eine Heerde sein würde. Herzog Anton sehnte sich nach einer Wallfahrt nach Rom, konnte aber keine bewerkstelligen. Er ließ mithin die Zahl der Schritte und das Maß der Zeit berechnen, welches erforderlich wäre, zu Fuß nach Rom zu gehen. Man belehrte ihn, daß er sein Ziel in drei Jahren erreichen könnte, wenn er täglich einige Stunden damit zubrächte. Weil nun der Herzog darauf verzichten mußte, nach Rom zu wandeln und dort den Segen des heiligen Vaters zu empfangen, unternahm und vollendete er seine Wallfahrt auf den Knien rutschend in seinem Zimmer. Sie war nun kaum beendet, als Friedrich August in das Jenseits hinüberging und sein frommer Bruder das Scepter ergriff, das jener über ein halbes Jahrhundert rühmlich geführt hatte.

IV.

Uebersiedelung nach Dresden.

Ich bin hiermit den Begebenheiten vorausgeeilt. Friedrich August lebte noch, als ich nach Dresden kam. Ich war bei seinem Jubelfeste. Das ganze Volk fühlte Rührung und Erhebung.

Der Ruf der schönen Gegend, die größere Wohlfeilheit der Lebensmittel, die Sehnsucht nach einigen sehr theuern Personen, die dort lebten, waren meine Beweggründe zu dieser Aufenthaltsveränderung. Die Lücke in meinen Einkünften, welche meine Reise nach Berlin gerissen hatte, wurde zwar durch die Huld des Königs und die Fürsorge des Fürsten Staatskanzlers zum Theil ausgebessert; allein es geht immer so mit solchen Lücken: die Entschädigungen werden dadurch mangelhaft, daß sie zu spät kommen. Niemand hat ärmlicher in Berlin gelebt als ich, und niemand ist entblößter von allen Mitteln als ich nach Dresden gekommen. Uebrigens werde ich noch einen andern Augenblick und Platz finden, um von einigen meiner liebsten Freundinnen zu sprechen, die ich in Berlin zurücklassen mußte, und die nun beinahe alle im bessern Jenseits sind.

Da ich die Unterrichtsanstalten in Dresden gar nicht kannte, hielt ich es für angemessen meinen Kindern einen Lehrer mitzunehmen, der sehr befähigt war, und sich überhaupt als uneigennützig bewährt hat. In wenigen Tagen erreichten wir Dresden, und trafen am 7. October, Dienstag, dort ein. Ich ließ mich sogleich zu Fräulein Therese aus dem Winkel führen, welche ihr niedliches Häuschen am Elbufer bewohnte. Ich winkte Lottchen, die mich gleich mit Freudenbezeigungen wiedererkannte, mich nicht anzumelden, und trat an der Hand meiner Kinder in den Salon.

Hier bewillkommten mich erfreute Blicke. Baron Malsburg, Luise Brachmann, Therese aus dem Winkel, vor allen Graf Loeben bewillkommten mich mit wahrer Herzlichkeit. Ganz überraschend war meine Ankunft nicht; denn es hatte in einer berliner Zeitung gestanden, daß ich im Begriff sei nach Dresden zu reisen. Ich erwählte abends zum Vorlesen eine Ballade, die seltsamerweise eine Beziehung auf Malsburg's Herz und Geschick hatte, und ihn wehmüthig ergriff. Hier ist sie:

Mary und Sandy.

Der Mond erklomm des Hügels Höh',
An dessen Fuß der Dee entquillt;
Vom Hügel fern im Osten schwebt
Auf Thurm und Wald sein Silber mild.
Da neigte sich Mary zur Ruh',
Dacht' ihres Sandy auf dem Meer,
Und eine sanfte Stimme spricht:
„Du Holde, wein' um mich nicht mehr!“

Vom Kissen neigt sich sanft das Haupt,
Fragt bebend: „Wer ist's, der hier spricht?“
Da sah sie ihren Sandy steh'n
Schneeweiß, und trüb sein Augenlicht.

„O süße Maid, kalt ist mein Staub!
O tief im Grund vom weiten Meer,
Fern, fern von dir schlummr' ich so fest,
O Liebe, wein' um mich nicht mehr!

„Drei Tag' und Nächte trieb der Sturm
Auf wildem Ocean uns fort,
Wir kämpften treulich mit der Flut,
Das Schiff zerschellte fern vom Port.
Noch schlug für dich mein liebend Herz,
Als Todesschau'r weht' um mich her;
Still ist der Sturm und still mein Herz,
Drum, Holde, wein' um mich nicht mehr!

„O du mein Lieb', erheitre dich,
Bald finden wir uns dort am Strand,
Wo Lieb' ist frei von Schmerz und Harm,
Wo nichts zerreißt ihr himmlisch Band!
Laut kräht der Hahn! Der Schatten flieht." —
Mary sah Sandy schon nicht mehr,
Doch eine sanfte Stimme spricht:
„Du Süße, wein' um mich nicht mehr!"

Ernst von Malsburg war tief bewegt, dies Bild traf die zartesten und geheimsten Saiten seines Herzens. Seine Charlotte war ihm vorausgegangen. Er sprach nicht von ihr, doch in seinen ausdrucksvollen Augen glänzte eine Thräne. Die sanfte Luise Brachmann trug eines ihrer schönsten Lieder, und Therese eine gefühlvolle Phantasie auf der Harfe vor. Unser Aller Stimmung war feierlich, vor allen die von Graf Loeben, der überhaupt ein Fremdling auf dieser Welt war und blieb.

Es geht mir mit meinen Erinnerungen, wie es den alten Persiern mit der Erfindung des Rosenöls ging. Viele Tausende von Rosen wurden in ein Marmor-

becken voll frischer Flut hineingeworfen, in welchem sich Odalisken badeten. Sie scherzten, stampften, tanzten in dem Bassin umher, und verließen es erst bei der Morgendämmerung. Als es die Gärtner ausschöpfen wollten, bemerkten sie goldhelle Tropfen auf der nun ruhenden Oberfläche der Flut. Ein unbeschreiblicher Duft stieg aus diesen Tropfen hervor. Die Gärtnerburschen faßten sie auf in ein krystallnes Gefäß, dies war das Rosenöl. Das Zerquetschen der Rosen hatte die feinste Substanz der Blume aus ihrem Kelch herausgearbeitet, ihr geheimstes Sein zur Erscheinung gebracht. Nicht anders arbeitete das Misgeschick den Duft meiner Seele aus meinem Wesen hervor.

Ich habe noch einiger Personen des Kreises im Italienischen Dörfchen nicht Erwähnung gethan. Es versammelten sich dort alle Dienstage einige Dichter zu einer Art Kränzchen, man trank Thee, oder las und trug vor. Zwei Fräulein von Goldacker bildeten unser Publikum.

Im Großen besaß Dresden einen andern Kreis, der „Liederkreis" genannt. Hier vereinigten sich aller vierzehn Tage die begabten Geister, die Dresden damals in sich schloß. Fräulein Therese aus dem Winkel gehörte beiden Vereinigungen an. Zum Liederkreis gehörten: der Minister von Nostitz mit seiner liebenswürdigen Familie, der Professor Karl Förster mit seiner holden Gattin, der Professor Hasse, der Dichter Theodor Hell, sein Freund Friedrich Kind, der Hofrath Kuhn, Eduard Gehe, der Hofrath Breuer, Karl Maria von Weber und seine Gattin, Hofrath Böttiger u. m. a., von welchen einige die merkwürdigsten Briefe mitbrachten. So oft eine poetische oder literarische Notabilität nach Dresden kam, wurde sie in den Liederkreis gezogen, der etwas Einziges

in seiner Art war. Der edle Nostitz hatte ihn gestiftet, und überlebte ihn noch; denn selbst in Dresden, wo fast alle Poeten Hofräthe waren, wurde die Poesie durchaus nicht nach Würden geschätzt, und aus dem Umstande, daß die Poeten Hofräthe hießen, ging noch nicht hervor, daß die Hofräthe poetisch waren.

Der Eindruck, den der Kreis selbst machte, war unbeschreiblich. Man denke sich eine Reihe ausgezeichneter Männer, ungezwungen im Saale verstreut und einen Kreis blühender Frauen und Mädchen in bescheidener Entfernung umgebend. Diese waren das liebliche, zum Theil auch das liebende Publikum der glücklichen Dichter: ihre Gattinnen, Schwestern, Bräute in einfachen weißen Kleidern, Blumen in den Locken und am Busen, durch Anmuth und Sittigkeit geschmückt. Sie schlugen die hellen Aeuglein nieder und arbeiteten fleißig, nur selten verrieth eine Regung, ein leises Ach, was in ihrem Innern vorging. Die greise Matrone Obristin aus dem Winckell mit ihren wallenden Silberlocken gab das Signal zum Lesen, wol auch zum Beifallrufen, mit mildem Ernst und feinem Takt. Hofrath Böttiger schlummerte zuweilen über dem Vorlesen eines Gedichts ein; er hatte die Stille nicht wahrgenommen, die nach vollendetem Vorlesen eintrat und ihn aufzuwecken pflegte. Er klatschte nun lauten Beifall, immer noch mit eingekniffenen Augen, wie es seine Art war. Ein Kichern machte ihn aufmerksam; er öffnete die Augenlider, und sah das niedliche Hausmädchen stehen, die ihm Kuchen präsentirte. Auch im Theater schlief er regelmäßig ein.

Eine neue Schauspielerin hatte eine Lieblingsrolle der ausgezeichneten Hofschauspielerin Hartwig übernommen, neben welcher Böttiger saß. Die Zuschauer klatschten Beifall, Hofrath Böttiger nicht minder; doch

als er wahrnahm, daß Frau Hartwig dies Beifall-klatschen eines alten Freundes unwillig empfand, wollte er sie trösten, und rief ihr halblaut zu, indem er heftiger applaudirte: „Sie machen's besser!"

Ein kräftiges funkelndes Mitglied des Liederkreises war Theodor Hell, dem wir so gemüthliche sinnreiche Lieder danken, soviel verständige Beurtheilungen neuer Erscheinungen in der Literatur schuldig sind. Schriftsteller haben zwei Sprachen, wie der Indier, ein Sanskrit und ein Prakrit. Das Sanskrit ist für die Gelehrten, das Prakrit für die Laien. Es ist wesentlich nothwendig, denn es wirkt unmittelbar auf die Masse ein. Zu dieser allgemein faßlichen Sprache gehört Scharfsinn, Gemüthlichkeit, gediegene Bildung, Klarheit und noch eine Menge von Dingen, die in der pomphaften Literatur für die großen Geister empfindlich fehlen. Wer für das Allgemeine schreibt, ist Meister und Bildner; wer für ein bestimmtes Publikum arbeitet, hat einen bedingten Wirkungskreis. Winkler hat durch die Abendzeitung viel Licht verbreitet, vielseitige Bildung ist aus ihr hervorgegangen. Seine dramatischen Arbeiten haben alle im hohen Grade den Werth der Genießbarkeit. Sein Fleiß war musterhaft.

Freiherr von Nostitz und Jänckendorf ragt aus den Linien der andern Mitglieder des Liederkreises hervor, nicht durch seine Verhältnisse als Edelmann und Minister, sondern weil er als beides das Gemüth und die Humanität hatte, ein Dichter und ein Beförderer des Schönen und Guten in einem so hohen Grade zu sein. Es ließe sich Vieles über seine höchst liebenswerthen Töchter sagen. Eine war die Rose des Geschlechts, eine andere die Nachtigal. Allen verleiht ihr innerer Werth noch Höheres als was der Welt bekannt geworden.

Ich werde noch Anlaß finden, von den andern Mitgliedern dieses schönen Kreises zu sprechen. Er hatte kein Vorbild, und wird vielleicht nie ersetzt, denn unsere Jetztzeit ist nicht was jene war. Von dem was unsere Voraltern entzückte, hat manches seinen Werth für uns verloren. Der Geschmack verlangt nicht blos etwas mehr, sondern noch vor allem etwas anderes.

Eines Morgens kam eine Freundin, Wilhelmine Lorenz, zu mir, um mir vorzuschlagen, auf den Abend die Gräfin Jaraczewska zu besuchen, welche nicht ausgehen könne, weil sie jetzt kränklicher als sonst sei, und mich doch gern bald möglichst kennen lernen möchte. Eine Scheu gegen neue Bekanntschaften hat nie entschieden bei mir vorgewaltet; ich kam mir dann immer vor wie Diogenes, der seine Laterne anzündet und auch bei hellem Tage selten findet was er sucht.

Die polnische Gräfin schickte ihre glänzende Equipage. Ich trat durch eine Menge Diener hindurch in den Speisesaal und Salon, wo ich eine hohe bleiche Dame in einem zierlichen Hauskleide an einem kleinen Stickrahmen fand. Sie lächelte mir mit feinem Blicke und klaren milden Augen entgegen. Ihre hohe herrliche Stirn umwoben goldblonde Locken; ihre Gesichtsfarbe konnte man eher weiß und zart, als bleich nennen. Man sah, daß das Misgeschick dem Alter zuvorgekommen war; so gibt es ja auch Rosen, die vor der Zeit erbleichen. Der Ton ihrer Stimme war angenehm und ausdrucksvoll. Ihr ganzes Wesen zeigte von unerhörter Lebhaftigkeit, durch Sitte gedämpft und in Einklang gebracht. Aus dem ersten Blick auf sie konnte man wahrnehmen, daß man eine ungewöhnliche Erscheinung vor sich hatte. Mein Mangel an Neugier hat mir eine Art Tugend beigebracht, sogar

Klugheit: ich frage niemand um etwas, was seine Verhältnisse betrifft.

Als ich nach einem langen Besuch von der lieben Gräfin mich beurlaubte, wußte ich von ihr nur, daß sie geistreich und liebenswürdig sei, und lebhaft wünsche, mich bald wieder zu sehen. Ihr Haus war sehr belebt durch Besuche von Polinnen. Alle machten Verstand, mehrere hatten welchen. Es fehlte nicht an Prinzessinnen. Alle Damen dieses Kreises waren angenehm, die Unterhaltung sehr lebendig, die Bewirthung glänzend. Herren traf man wenige dort; vielleicht aus Mangel an schönen jungen Damen.

Bei ihrem vielen Geiste hatte die Gräfin noch denjenigen Geist, der im Grunde sehr selten ist, nämlich seinen Geist zu verstecken. Dieser Kunstgriff ist ein Surrogat für den Geist, wo keiner ist; er bringt die Gesellschaft ins Gleiche. In diesen Kreisen war einem ungefähr zu Muthe wie in Pompeji und Herculanum. Pracht und Glanz war zwar noch frisch, aber die Städte waren Ruinen. Mitten in ihrer Herrlichkeit erstarrt nur noch die Lüge von dem was sie gewesen. Geistesheiterkeit, französisches Spiel mit dem Geiste, Prunkliebe, Gastlichkeit in hohem Grade herrschten hier.

Dresden war allen sehr theuer, wiewol die Gesellschaftsstunde nur der Mitternachtstunde glich, wo die Geister der Vergangenheit in Prunk und Putz sich versammeln, singen, tanzen, spielen, lächeln und sich geberden wie Lebendige. Aber die Stunde schlägt, wo alles zerstiebt. Doch diese Geister hatten Hoffnung; Napoleon sollte ihr Messias werden, wenn auch das Königreich Polen nur eine französische Provinz würde, wie zu jener Zeit jedes Königreich war. Und man schrieb schon 1818, und Napoleon schmachtete auf Helena!

Die Polen sind kein gewesenes Volk, sondern ein erst werdendes; ihr Unglück selbst wiedergebiert sie. Es schlägt nur die Schlacken von ihnen herunter, damit der edle Kern einst desto prangender glänze. Die Polen sind gewesen, wie manches Volk nie eins gewesen ist; doch was sie waren, werden sie einst wieder sein, wenn auch für eine, vielleicht lange Zeit nur innerlich. In dem chemischen Proceß, der allen Völkern bevorsteht, werden ihre angeborenen Fehler sich läutern; was unhaltbar wird verdünsten, was edler Natur war, wird sich veredeln. Polen hat noch eine Zukunft.

Die wunderbare Frau, mit der ich beinahe ein halbes Jahrhundert hindurch im engsten Freundschaftsbunde lebte, ohne daß unsere Naturen im Einklang gewesen wären, liebte mich mit rührender Zärtlichkeit bis in den Tod. Vielleicht stimmte sie mit mir nicht immer überein, aber niemand hat mich jemals besser verstanden. Sie war poetisch, ohne eine wahrhaft poetische Natur zu sein. Von ihrer Psyche mit den schwirrenden Flügeln waren die Flügelspitzen eingeklemmt, doch die alte Schwungkraft war geblieben, aber gehemmt; ist dieser Zustand nicht ein Schmerz? O gewiß! Und nicht immer konnte sie diesen Schmerz verhehlen. Sie war zuletzt, ungefähr 20 Jahre vor ihrem Tode, einer innerlich gemeinen Natur in die Hände gefallen, welche manches eigenthümlich Schöne in ihr wenngleich nicht vertilgen konnte, dennoch zu entstellen wußte und sie hie und da sich selbst entfremdete. Mit unsaglicher Arglist wurde sie unterjocht, und jammerte darüber in selbstbewußten Stimmungen unhörbar, aber untröstlich. So saugt der Ichneumon dem Edelhirsch nach kühnem behenden Aufschwung langsam und schmeichlerisch das Hirn aus.

Ein paar kecke Lügen in der Hölle geboren, schufen das ganze Geschick und das ganze Wesen dieser großen thatkräftigen liebevollen Natur auf das bejammerungswürdigste um, ohne daß es gelungen wäre, sie im geringsten zu entwürdigen; denn ihr Wille blieb schön, ihr Bewußtsein rein, ihr Herz weich und gut, nur ihr Muth war gesunken, ihr schöner Glaube an Menschenwerth umdüstert, ihre Begriffe in Unklarheit gerathen und der Standpunkt, von welchem aus sie die Welt anschaute, verschoben. Ich habe nur wenige Menschen gekannt, die bei religiöser Schwärmerei so mild waren und blieben wie sie, die bei dem Hange zur Wohlthätigkeit so für die Zukunft besorgt waren wie sie, und in der eigenen Brust den vollen quillenden Strom der Milde so mühsam dämmten.

Durch Familienverhältnisse stand ihr jemand nahe, dem nichts angelegener sein mußte, als ihrem Herzen wohlzuthun und sie vor jedem Ungemach zu beschützen. Dieser Jemand, den ich nicht näher bezeichne, wurde bei ihr durch fanatische Lügen verdächtigt, als wolle er sie auf irgendeine Weise um das Leben bringen. Die edle Frau glaubte dies. Und so wurden denn ihre letzten Jahrzehnde durch Argwohn und Furcht vergiftet, durch kleinliche Sorgen getrübt. Herrschsucht, und vielleicht etwas Niedrigeres war die Triebfeder dieser Handlungsart. Der Schmerz um die Schicksale ihres Vaterlandes trug zu ihrer Schwermuth bei. Niemand hatte jemals in glänzendern, ehrenvollern Verhältnissen gelebt als sie; doch diese Verhältnisse wurden aufgelöst, oder doch getrübt. Das ehemals so angenehme Haus wurde verödet, die gesellige Natur der herrlichen Frau in ihren edeln Regungen gestört. Ich will nicht mehr von diesem allen sagen, weil ich das Bild, welches ich mit solchem

Schmerz entwerfe, nicht zu deutlich bezeichnen will. Wenn jemand unternommen hätte, das Opfer zu enttäuschen, so würde ihr das Herz gebrochen sein. Gehen wir zu ihrem Geschick über.

Die Gräfin Jaraczewska war sehr jung Witwe geworden und lebte fort, weil sie leben mußte. Ihr Herz war nicht mehr auf Erden. Ihr ganzer Sinn war auf innere Veredelung gestellt, ihr einziger Trost der Gedanke an das Jenseits. Sie verschmähte nicht durch äußere Zeichen ihren Kummer kund zu thun. Nie erschien sie in bunten Farben; keine Vergnügung lockte sie. Wenn eine große Berühmtheit nach ihrem Aufenthaltsort reiste, so suchte sie den Kreis ihrer Bekannten des seltenen Genusses theilhaftig zu machen, doch sie blieb fern. Es schien ihren Kummer zu erleichtern, wenn sie Entsagung übte, irgendeinem Hange zur Zerstreuung und Genuß widerstrebte.

Ich habe ein junges liebenswürdiges Fräulein gekannt, welcher der Tod eine theuere Schwester entrissen hatte, diese wollte das geliebte Andenken durch Entsagungen feiern. Doch auch in dieser Hinsicht ist zuweilen das Leben arm. Friederike von D. fand kein anderes Mittel der Schwester ein Opfer zu bringen, als daß sie keine Erdbeeren aß, weil diese der Schwester Lieblingsspeise gewesen. Ich schrieb in das Stammbuch dieser Freundin:

Kannst du glauben was im Herzen
Innre Stimme dir verheißt?
Kannst du schau'n das Licht der Schmerzen,
Das den Weg zum Himmel weist?

Kannst du für die Wahrheit leiden,
Treu wie er, der dich erkor,
O so wird von dir nicht scheiden,
Was dich ewig hält empor.

Kannst du lieben die Bedrängten,
Welche kalt Engherz'ge fliehn,
O so wird dem dir verhängten
Lose ew'ge Freud' erblühn!

Glaube, hoffe mit Vertrauen,
Denn dein Engel schwebt um dich!
Glauben, Hoffen, Ahnen, Schauen,
Alles schließt die Lieb' in sich.

Eine Familie, welche die Gräfin Jaraczewska mit Wohlthaten überhäuft hatte, übte schweren Undank an der großmüthigen Frau. Warum ist Wohlthätigkeit die Erzeugerin des Undanks, dieses schnödesten aller Laster, dessen sich selbst die verworfensten Thiere selten schuldig machen? Wie wenige Menschen kommen dem Hunde an Dankbarkeit gleich! Jene Familie war auf nichts Geringeres aus, als die Gräfin um ihr Witthum zu bringen, und durch beispiellose Ränke war es diesen Ruchlosen gelungen, ihr dasselbe für die letzten zwanzig Lebensjahre zu verkümmern. Die Gräfin hatte die Mutter jener Verwandten im Sinne des Worts vom Hungertode gerettet, die Tochter fürstlich erziehen lassen und ausgestattet. Nicht zu gedenken der übrigen zahllosen Wohlthaten, die sie ihnen zugewendet.

Sie hatte gerichtlich versprochen, jenen Verwandten jährlich 3000 Thaler von diesem Witthum zu zahlen. Als die Gräfin Posen verließ, wohin sie eine Reise gemacht hatte, baten sie jene: sie möchte den nächsten Jahresbetrag dieser Pension für sie bei einem Bankier deponiren, damit sie ihn nach Ablauf des halben Jahres kostenfrei bezögen. Diese Bitte schien natürlich und angemessen, und die Gräfin nahm keinen Anstand sie zu erfüllen. Sie reiste sorglos fort.

Als das Jahr um war, empfing sie keine Quittung von der Familie B.. Zugleich wurde ihr von der Behörde angezeigt, daß die Familie B. den Sequester auf ihr Einkommen gelegt hätte, welches aus jährlichen 24,000 Thalern bestand, weil die Gräfin ihnen ihr Legat von jährlichen 3000 Thalern unbezahlt gelassen.

Dagegen wendete der Advocat der Gräfin vergebens ein, daß die 3000 Thaler beim Bankier derselben für die Familie B. deponirt lägen und daß dies auf Verlangen der Familie B. geschehen sei. Die Behörde versetzte, daß die Gräfin auf dem ordnungsmäßigen gesetzlichen Wege der Bezahlung hätte bleiben sollen, — und die Sache wurde so verwickelt, so entstellt, daß die edle Frau erst über zwanzig Jahre nach Anfang des Processes die letzten 24,000 Thaler, welche ihr zukamen, auf ihrem Sterbebette empfing. Sie schob sie mit der matten Hand von sich, und starb in Gott ergeben, verzeihend den Räubern, und betend: „Herr, vergib ihnen, sie wußten nicht was sie thaten."

Die Gräfin Jaraczewska hatte unmittelbar nach Anfang des Processes ihr kostbares Silberservice und ihre Juwelen weggegeben, um sich ein Einkommen zu versichern, von welchem sie sparsam und bescheiden leben konnte, und zugleich ihr ganzes Hauswesen auf das strengste eingeschränkt. Standhaft ertrug sie den Verlust ihrer Kostbarkeiten; aber der Undank schnitt ihr in das Herz.

Von den Namen der polnischen Damen dieses Kreises der Jaraczewska erinnere ich mich nur einiger, die sich mir mit besonderer Freundlichkeit näherten: die Prinzessin Czetvertynska, die Gräfinnen Racziberowska, Jablonska, Olenska, alle ausgezeichnet durch Geist und Güte. Der edle Krieger Graf Kniazewitsch kam oft hin. Es war

einem unter den Damen zu Muthe, wie unter heiterm Himmel in einem duftenden Blumengarten. Dennoch war ich mit der Gräfin am liebsten allein, denn zu zweien brach ihr Schmerz meist wie Nachtigalklagen durch ihr Wesen hervor.

Ich blieb noch in Dresden zurück, als die Gräfin es verließ. Ein besonderes Gefühl bemächtigt sich meiner, wenn ich von einem lieben Freund Abschied nehmen komme, und noch einmal in die nun leeren Zimmer trete, um auch von den Räumen, wo ich beseligt war, Abschied zu nehmen. Auf dem Fenster stand eine verwelkte Passionsblumenstaude; ich nahm sie mit, sie erholte sich, trieb Knospen, spendete wieder Blumen, und sogar eine Frucht, welche aber nicht reif geworden ist.

Erst in Baden fand ich die geliebte Freundin wieder. Sie hatte mir oft von Arenenberg erzählt, wo die Königin Hortense sie so liebevoll empfing. Sie sprach gern vom Prinzen Napoleon, dem Sohne des Königs von Holland, von dessen rührender Herzensgüte sie manchen Zug im Gedächtniß bewahrte. In einem ihrer Albums befand sich eine Abbildung vom Wohnzimmer der Königin, welche ich mir oft zeigen ließ.

Auch die Familie des Baron Oelsen mußte aus dem lieben Dresden scheiden. Sein Haus war am Geburtstage des Königs Friedrich August unbeleuchtet geblieben, wahrscheinlich aus Versehen; denn der Gesandte war auf seinem Landgute Vietnitz. Gewiß hatte der edle König die dunkeln Fenster an dem Abende nicht beachtet, wo der Aermste sein Freudenöl in eine Lampe goß, damit es leuchte.

Seit vielen Jahren hatten die freiberger Bergleute von ihrem Solde zurückgelegt, um dem geliebten König

einen Fackelzug zu bringen; wenn ich mich recht erinnere, wurde dieser Festzug abgelehnt, und die Bergleute betrübten sich von Herzen darüber.

Am Jubelfest der Regierung Friedrich August's wagte es der Hofgärtner zu Pillnitz, einer der ältesten und treu ergebensten Diener des königlichen Hauses, die Königsfamilie zu einer Collation in seinem Gartenhause einzuladen. Jedermann staunte, daß der König die Einladung annahm. Niemals war Gleiches geschehen. Die ganze Umgegend hatte sich vor dem Hause versammelt. Ein Sängerchor führte ein patriotisches Lied auf; in den Chor fielen alle Zuschauer des Festes ein. Dieser Augenblick war herzerhebend. Die königliche Familie war zu Fuß vom Schloß in das Gärtnerhaus gegangen, und wurde unterwegs viel tausendfach begrüßt.

Auch bei der Ankunft der kaiserlichen Prinzessin von Oesterreich zeigte sich der Antheil des Volks liebevoll und bedeutsam. Gedrängt standen die Zuschauer vor den Fenstern des Speisesaals, und freuten sich ungemein darüber, daß Prinz Friedrich August und seine Brüder sich unter das Volksgewühl gemischt, um ganz im Stillen die junge Braut zu sehen, die der Kronprinz der Etikette gemäß erst andern Tags sehen durfte.

Im Herzog-Max-Garten lagen die Gärtchen der königlichen Kinder in Abtheilungen nebeneinander. Zum Andenken der Prinzessin Josephine, nachherigen Gemahlin Ferdinand's VII. Königs von Spanien, wurde ein Baum gepflanzt. Er ging ein. Die trübe Vorbedeutung wurde tief empfunden, und erfüllte sich. Die junge Braut ging übrigens ihrer Bestimmung gern entgegen. Man konnte nicht wahrnehmen, daß die Convenienz dies Band geschlossen hatte; denn Herz und Seele der jungen Prinzessin waren thätig dabei, und der unverhehlte Schmerz der ganzen

Familie schloß die Bande der Liebe fester, unauflöslicher um alle ihre Mitglieder her.

Josephine hatte sich stets etwas abgesondert. Die unendliche Liebefülle in ihrer Brust war ein verborgener Hort, den sie aus Zartheit nicht vor fremden Augen funkeln ließ. Doch beim Abschied, da sie die Innigkeit fühlte, womit der ganze Kreis der Ihrigen sie umfing, ging ihr Herz unverhohlen auf, und man sah, wie wohl es ihr that, auch ihrer Zärtlichkeit und ihrem Schmerz freien Lauf zu lassen. Die Familie des Herzog Max lebte an schönen Tagen fast ganz im Freien. Der Garten ihres Vaters war ihr Concertsaal. Alle diese liebenswürdigen Geschwister waren theils als Musiker, theils als Dichter hochbegabt. Sie zeichneten sehr schön. Prinzessin Amalie war bekanntlich die Dichterin der Dramen, welche in fünf Bänden abgetheilt sind, und ist wol die erste Prinzessin, die Honorar genommen. Ihre Stücke werden bekanntlich sowol in Dresden als in andern Städten mit Erfolg gespielt. Der Ertrag war für ein Waisenhaus bestimmt, welches die edle Tochter der Throne vom Ertrag ihrer Arbeiten erbauen ließ. Alle solche Zeitmomente sind neu, sind hocherfreulich.

Erst in Dresden wurde es mir vergönnt, die Gemahlin des Königs Max Joseph von Baiern, mit der ich im Briefwechsel stand, selbst zu sehen. Sie ließ mich rufen. Ich brachte schöne Stunden bei ihr zu. Man könnte von ihr sagen: ihr Geist war herzig, und ihr Herz geistvoll! In einer Reihe von Liedern, die ich ihr gesungen, hat mir nicht eines genügt, sie ganz nach ihrem innern Werth zu schildern; denn sie überbot stets jede Erwartung, die man sich von ihrer Herzensgüte, von ihrer seelenvollen Huld machte. Sie verweilte lange in Dresden. Ihr Herz mußte hier heimisch

werden, wo die Natur so reich, die Kunst so großartig waltete.

Auf der Brühl'schen Terrasse veranstaltete Hofrath Böttiger eine Ausstellung neuer Kunstwerke im dortigen Saal, um der königlichen Familie von Baiern den Gesammteindruck des Zustandes der Kunst zu gewähren. Froh und bereitwillig sandten alle Künstler die Werke, welche sie zu Hause hatten, dorthin; nur Einer blieb zurück. Als die Aufforderung Böttiger's an ihn gelangte, äußerte er lakonisch: „wenn die Königin etwas von ihm sehen wollte, so möchte sie zu ihm kommen!" Die geistreiche Frau nahm diese Sache sehr gut auf, und kam. Es mag unter denen, welche ihre Gemälde nach der Brühl'schen Terrasse schickten, manchen leid gethan haben, daß sie es nicht auch so gemacht. Es waren sehr geistreiche Männer unter ihnen. Vogel von Vogelstein, dem die Fresken im Schloß Pillnitz aufgetragen waren, hat mich für seine Sammlung gezeichnet. Dies Bild ist wol das beste, das von mir existirt.

Wir besuchten Vogel sehr oft in Pillnitz, und stets mit neuer Freude an ihm, an seinem Schaffen und Walten. Eine seiner vielen Eigenschaften, die mich am unwiderstehlichsten anzogen, ist die innige Verschmelzung des Wahren mit dem, was man Ideal zu nennen pflegt. Seine Gestalten sind was Schiller's „Mädchen aus der Fremde". Aus der anspruchslosen Wahrheit geht die Anmuth hervor, frisch wie eine neu aufgeblühte Rose, ungesucht und freimüthig wie die heitere lebensvolle Kraft. Vogel war zugleich sehr liebenswürdig als Meister. Seine Schüler arbeiteten beseligt unter seiner Leitung.

Als die Königin Karoline nach Dresden kam, trauerten wir schon um Kügelgen's Verlust. Es gibt Begeben-

heiten, bei denen das Auge des Leidenden fragend wie ein stiller Vorwurf gen Himmel schaut. Eine solche war des herrlichen Kügelgen's Ermordung. In Kügelchen wog an innerm Werth und äußerer Vollendung der Künstler den Menschen, der Mensch den Künstler auf. Eine lyrische Natur war er nicht; treuer aber hat wol niemand nach Vollendung und innerer Schönheit gestrebt als er.

Professor Hartmann, der erste Lehrer meines Sohnes Max, verstand die zarte innige Natur seines jungen Schülers. Alles was Max unter seiner Leitung gezeichnet, war von großer Feinheit und Innigkeit. Diese Bilder sind mir leider alle geraubt worden, darunter auch ein entzückendes Jugendbild meines Sohnes, worin seine ganze Seele lebte.

Was soll ich von Friedrich, von Dahl, was von Retsch und dem ganzen glänzenden Kreise der Künstler sagen, die damals in Dresden blühten! Auch ein Herrmann empfing hier seine erste Bildung. Es war eine schöne Zeit! Sie wurde getrübt wie alles Schöne auf Erden. Doch nur im Kampf wachsen dem Muth die Adlerschwingen; der Kampf bringt Gott nahe, und empfängt seine Palme von ihm, sei es die des Sieges, oder die des Märtyrthums.

Karl Herrmann war Schwestersohn meiner geliebten Freundin Wilhelmine Willmar. Sein geistvoller Vater, ein geschickter Rechtsgelehrter, hinterließ den Seinigen kein Vermögen. Er war kein Charlatan, kein Intriguant. Eine der letzten Sachen, die er übernahm, war die Vertheidigung jenes Unglücklichen, der im Wahnsinn seiner Leidenschaft Meuchelmord begangen, um seine Bibliothek zu vermehren. Sein letztes Opfer war eine alte reiche Frau. Er wurde entdeckt, belangt und zum Tode verurtheilt. Ich kenne die nähern Umstände des

Processes nicht genau, aber wenn ich mich recht erinnere, so wollte der Advocat Herrmann das Verbrechen seines Clienten aus seiner unbezähmbaren Leidenschaft für Bücher herleiten, die ein Wahnsinn war, und ihn vermöge dieses Zustandes für unzurechnungsfähig erklären. Ach welch Verbrechen ist kein Wahnsinn? Wollte man überhaupt die Unthaten, die geschehen, von diesem Standpunkte aus untersuchen, so würden die Breter der Schaffotte blank bleiben; denn der Mensch beschönigt sich immer die Beweggründe zu seinen Vergehungen. Der Feind Gottes, der Böse, weiß seine Opfer durch Selbstverblendung zu bethören. Gleichwol gibt es mehr Teufelsleugner als Gottesleugner, und Satan hat eine gewisse Allgegenwart; er wohnt in jedem Herzen, das sich von der Wahrheit und der Liebe abgewendet.

Muthig, beharrlich, in Gott ergeben, rang sich Herrmann zur Selbständigkeit empor. Die Selbstrenge ist etwas sehr Schönes, besonders wenn sie mit der Milde gegen andere gepaart ist. Erbarmen ist die echte Schwester der Tugend! Der Schonungslose, Eigengerechte steht Gott ferner als der Gefallene selbst, denn dieser kann sich wieder aufrichten. Die Selbsterziehung des Menschen bringt die glücklichsten Erfolge hervor, weder Beispiel noch Lehre wirken so kräftig wie sie, und ohne sie vermögen beide wenig.

Ich weiß nicht, ob das heutige Dresden das alte geblieben ist; doch möchte ich es fast glauben. Im Allgemeinen wirkte das Beispiel von oben herab auf das ganze Volk, dies thut es gewiß noch immer.

Die französische Revolution hat ihrer Zeit kräftig gewirkt, einen tiefen heilsamen Schnitt in die Verderbtheit der großen Welt gethan und das Unkraut von der Regentschaft ausgejätet. Wenn große Herren auch noch Mai-

treffen halten, so wird doch dieser Passion nicht mehr von rechtschaffenen Menschen gehuldigt.

Die katholischen Geistlichen gestehen gern ein, daß die Reformation wohlthätig auf die katholische Religion selbst gewirkt habe. Zur Zeit meines Aufenthalts in Dresden konnte man das deutlich sehen. Dem Sachsen ist es Ernst um die Religion; und wer aufrichtig religiös ist, liebt auch die Sitte, und ist Freund der Tugend.

In den meisten Beziehungen ließ es sich in Dresden angenehm leben, die Parteien standen einander nicht schroff gegenüber. Vorgänge wie ich in München erlebt, konnten nicht stattfinden. Kein Eberhard hätte auf offener Kanzel Worte wie diese donnern dürfen: „Wehe dir Weib eines Protestanten, welche die Frucht ihrer Ehe im Schos trägt und zur Welt bringt! Dir wäre es besser, du hättest eine Natter geboren."

Die Bekehrungsversucher blieben in den Schranken der Mäßigung. Jene dritte Partei, die eine Scheidung bewirkt hat, die der Herrnhuter, oder wie man sie sonst nannte, welche die übrigen Glaubensgenossen in der Anzahl überbietet, hielt sich durchaus friedlich, störte nicht und wurde nicht gestört. Dies alles ist wahrscheinlich so geblieben, auf dem Wege zum Guten.

Der Weg zur Seligkeit ist kein breiter, aber die Friedfertigen können nebeneinander gehen.

Otto Heinrich Graf von Loeben wird als Dichter und Mensch unvergessen bleiben; er ist eines wehmuthvollen Andenkens werth. Der bedingende Drang des Lebens hat sein Leben freudlos gemacht, weil er ihm widerstand, ohne seine Fesseln kräftig abschütteln zu können. Er gehörte zu denen meiner Freunde, welche die treuesten und ergebensten waren, und mich am besten verstanden. Er war voll Hingebung, durchaus zart in

Gefühl und Bezeigen, durchaus rein in jedem Sinn. Seine Gattin, eine Geborne von Bressler, liebte ihn zärtlich, obwol beide ganz verschiedener Natur waren. Sie verletzte ihn oft, ohne es zu ahnen, immer ohne es zu wollen. Ihre Neigungen gehörten der großen Welt. Aber die Zustände widersprachen diesen Neigungen. Sie besaß ein anständiges aber beschränktes Vermögen, nebst der Aussicht auf ein glänzendes. Graf Loeben war nicht reich. Es gibt Dichter, die reich sein müßten, damit ihre Lage nicht hinter der Phantasie zurückbliebe, die unaufhörlich ersehnt, was das Leben versagt.

Jeannette sah klar ein, daß Graf Loeben sich in der Arbeit des Schreibens und Dichtens verzehrte, daß Zerstreuung, Erheiterung nöthig seien, um seiner Luftschiffahrt den nöthigen Ballast zu geben. Sie veranlaßte Besuche, die ihn vom Schreibtisch wegriefen, dies marterte ihn. Er sagte: seine Augenblicke seien heilig! Er hätte gar zu gern nur mit Gleichgesinnten verkehrt; er fand wenige und konnte dieser wenigen nicht nach seinem Wunsch habhaft werden; dadurch wurde sein Leben in Kriegszustand gesetzt. Es dauerte manches Jahr, bis die zart und leidenschaftlich fühlende Gattin einsah, daß hier ein Opfer gebracht werden mußte. Sie mußte entweder ihren Hang zur Welt, oder er den seinigen zur Poesie aufgeben. Sie liebte ihn zu innig, um nur einen Augenblick anzustehen; doch es war zu spät. Der Kampf mit dem Leben und der Welt hatte ihn zu gewaltsam angegriffen. Er ging einem qualvollen Ende entgegen.

Einige Spottvögel gaben ein Werkchen heraus, benannt: „Unser Verkehr." Darin heißt eine Person „Isidorus Morgenländer!" Es war witzlos, seelenlos. Eine stupide Menge liebt solche Machwerke. Die Gemeinheit labt sich daran! Isidorus Morgenländer's Person sollte Graf

Loeben lächerlich machen, es gelang aber nicht. Hirnloser Spott erfreut nur hirnlose Menschen! Graf Loeben dagegen fuhr der Spottpfeil ins Herz, und er erholte sich nicht mehr davon, so wenig als sich Baron Malsburg erholte, als Müllner einen Ausdruck in einem seiner Gedichte benutzte, um zu sagen, er dichte „alltäglich". Hier heißt es leicht „mit Worten tödten"! Und ein Kampf mit ungleichen Waffen ist gefährlich, diese bieten dem edeln Gegner Vortheile, die er nur verschmähen kann. Heiße Wehmuth um die Geschicke seines Vaterlandes hatte sich der Seele meines Freundes bemeistert, seit dem schönen Lande das Korn, das Holz und das Salz genommen waren. Er hätte sich darüber nicht so kränken sollen, die moralischen Schätze waren dem Lande geblieben. Es hatte den Eid der Treue gehalten.

Graf Loeben's dichterisches Talent war unter dem Einfluß der sogenannten Romantischen Schule aufgeblüht, auf die Novalis am durchdringendsten gewirkt. Er fühlte und dachte in seinem Geist und Sinn, war fromm und keusch wie dieser. Die Schule war nicht eigentlich das was Goethe gewollt. Die deutsche Sprache hat ihr viel zu danken; doch durch das Hereinziehen der fremden südlichen Formen und Elemente ist im innern Kern eine Verletzung entstanden, davon sie schwer wieder genesen wird.

Die Geschmeidigkeit und Eleganz August Wilhelm Schlegel's reichte nicht immer aus, den fremden Formen Weichheit und Natürlichkeit zu verleihen.

Dorothea von Schlegel sprach uns Frauen alles Urtheil ab; dies war doch auch ein Urtheil, und sie selbst war der Gegenbeweis dieses Satzes, denn sie urtheilte scharf und klar. Ihre Absprechung ist mir nur eben eingefallen, weil ich mein eigenes Urtheil zuweilen geändert habe.

August Wilhelm Schlegel habe ich lange überschätzt, vielleicht weil ich ihn persönlich kannte. Er hatte schöne feine Formen des Umgangs, welche für ihn gewannen. Ich war sehr unglücklich, als ich ihn kennen lernte. Er zeigte Mitgefühl. Meiner Dankbarkeit erschien alles, was von ihm ausging, in einem höhern Lichte. Zuletzt aber habe ich eingesehen, daß er engherzig und selbstsüchtig war. Sein Bruder klagte bitter darüber, und beide erkalteten ganz und gar gegen einander.

Graf Loeben hatte aus der Schule viel Deutschheit gerettet, mithin beinahe gar keine eingebüßt. In seiner Natur war echt deutsche Gemüthlichkeit, angeborene Anmuth. Die Gemälde der altdeutschen Schule brachten ihn zum Katholicisiren; dies war auch mir geschehen. Hat aber doch auch Herder Legenden gedichtet! Auch La Motte Fouqué, der aus dieser Schule hervorgegangen war und eine Manier gefunden hatte, die alle seine Schriften genießbar machte, aber dennoch Manier blieb, gehörte zu den Dichtern katholischer Art; ebenso auch Clemens Brentano. Am freiesten steht Achim von Arnim unter den Dichtern dieser Zeit, zu welchen wir auch Werner rechnen müssen. Graf Loeben hat viel in Prosa geleistet; manches davon verdient auf die Nachwelt zu kommen. Seine „Lotosblätter“, ureigenthümlich, athmen Novalis' Geist. Seine zwei Bände „Novellen“, nach Boccaccio, sind geläutert und im deutschen Geist übersetzt oder vielmehr nachgebildet. Widerwärtig berührt uns darin das stockaristokratische Element. Die deutschen Worte über das Werk der Frau von Staël, „Deutschland“, haben großen Erfolg gehabt, und sind, bis auf einige Irrthümer, voll Geist und Wahrheit. Frau von Staël war mit dem Werke des Grafen Loeben unzufrieden. Sie glaubte vielleicht, die vielen Geister, die

bei ihrem Werke thätig gewesen, müßten ein Meisterstück hervorgebracht haben; denn einer der Fehler der großen Schriftstellerin war ihr Mangel an Selbstvertrauen. Sie begnügte sich nicht, ihre Werke öfters umzuschmelzen, sondern es mußten bei der Umschmelzung Freunde thätig sein, von denen mehrere ihr nicht das Wasser reichten; sie begnügte sich nicht mit der Umschmelzung der Handschrift, sondern das Werk wurde zuweilen fünf mal umgedruckt. Es wäre merkwürdig, wenn der erste Abdruck wiedergefunden würde, er gäbe gewiß die rechte Leseart.

Man fühlte sich in Graf Loeben's Hause behaglich, besonders wenn der Gesellschaftskreis ein kleiner war. Wie soll man leicht Menschen finden, die zueinander passen, wenn man doch manchmal nicht zu sich selber paßt, und sich selbst entfliehen möchte!

Graf Loeben war zu unserm Freund Justinus Kerner gezogen; auch dort konnte er nicht mehr genesen. Er schrieb mir von dort zu meinem Gebutstag einen langen Brief, der schon Luft vom Jenseits athmete. Ich las ihn bei Dorothea von Schlegel. Unser Freund Baron Klinkowström war zugegen. Er sagte: „Sie werden keinen Brief mehr von Graf Loeben empfangen, denn so schreibt man nur seinen letzten Brief!“ Er hatte Recht. Bald folgte die Todesnachricht.

Im Salzkammergut fand ich einige Jahre später die Gräfin von Loeben wieder. Sie war dort mit den liebenswürdigen kurländischen Prinzessinnen, ihren theuersten Freundinnen. Wir feierten ein schönes Wiedersehen, durchglüht vom Morgenstrahl der Ahnung des ewigen Wiederfindens. Das irdische Leben ist das Unterpfand der himmlischen Zukunft! Damals besaß ich noch kein anderes,

als das, was die Stimme des Glaubens verheißt. Nach dem Tode meines Sohnes Max wurde mir manches neue Unterpfand zu Theil. Vielleicht spreche ich noch davon, auf die Gefahr hin, verspöttelt zu werden. Denn es werden Zeiten kommen, wo man nach allen Ueberzeugungen von der Nähe und Theilnahme der Vorausgegangenen ringen wird; dann wird jeder einsehen, daß der Alliebende mir vor vielen andern soviel Huld gewährte, um mich zu trösten, die noch so manches Jahr leben mußte, nachdem ihr alles entrissen worden, was das Leben werth macht.

Indeß meine Söhne bei ihrem geliebten Lehrer, unserm verdienstvollen Freund Kaden, liebevollen Unterricht genossen, brachte ich die Morgenstunden meist auf der königl. Bibliothek zu, wo man mir ein breites Fenster mit einem Bureau angewiesen hatte. Hier standen die Chroniken, aus denen ich Auszüge zu meiner Dichtung: „Die drei weißen Rosen", machte. Als ich diese einst bei Karoline Pichler las, äußerte Friedrich Schlegel das freundliche Wort: „Sie hat die Farbe und die Liebe der alten Zeit!" Geheime Legationsrath Beigel, der Oberbibliothekar, entsprach gern dem Wunsch seines hochverehrten Chefs, des Oberkammerherrn Freiherrn von Friesen, daß man allen meinen Wünschen auf das freundlichste entgegenkommen möchte. Große Körbe von seltenen Werken kamen mir gleichsam in das Haus gelaufen, denn die Morgenstunden auf der Bibliothek genügten meinem Eifer nicht, und ich arbeitete doch am liebsten auf der Bibliothek selbst. In Berlin wurde ich darin eingeschlossen, und einmal vergaß man, mich am Abend zu rufen, es war im Sommer, doch es dunkelte schon. Es gelang mir endlich einen abgebröckelten kleinen Stein zu finden, ich warf ihn durch das Fenster hinab auf einen Studenten, der mit dem

Schließer dann heraufkam mich zu befreien. Bei jeder geistigen Arbeit ist es die belohnendste Zeit, wenn man sie hervorbringt!

> O sel'ge Zeit des Strebens und des Ringens!
> O Himmelslust in eines Menschen Brust!
> O Seligkeit des Schaffens, des Gelingens!

Diese Worte quollen aus meinem Herzen in mein Gedicht. Die darin behandelte Sage „von der Entstehung des Familienwappens von Malsburg" ist dürftig, und vielleicht erfunden, doch sie hat Anmuth; mehr verlangte ich nicht von ihr. „Graf Loeben's Familiensage" ist viel reichhaltiger und viel dankbarer für die Bearbeitung. Die von „Baron Oelsen's Wappen" ist rein erfunden. Was schadet das, wenn die Erfindung nur gefällig ist! Wahrheit und Wirklichkeit sind zweierlei; wo die Wahrheit blüht, bedarf es der Wirklichkeit nicht. Wo die Schönheit lebt, da ist Wahrheit; der Wirklichkeit kann man entbehren.

Es war 1821, als mir ein Bildchen zugesandt wurde, auf welchem die drei weißen Rosen auf blauem Grunde sehr zierlich abgebildet waren; auf einem Zettelchen, mit einem Rosenzweig, standen zwei Zeilen des Gedichts:

> Mögst jeder Brust so reine Lust gewähren,
> Wie mir entquoll aus deinem Blumenhort!

Es war mein Freund Karl Constantin Kraukling, der die sinnreiche Wahl dieser Zeilen aus den „Drei weißen Rosen" getroffen hatte. Seit 1823 sind wir getrennt, nachdem wir uns seit 1816 gekannt. Heiterer, liebevoller war nie ein freundschaftlicher Umgang als der

zwischen uns, der mich so manches Jahr beglückte, und auch in der Ferne einen Lichtpunkt der seligsten Erinnerung aus der Vergangenheit bildet.

Ich mußte Dresden verlassen, das schöne liebe Dresden, weil meinem ältesten Sohn Wilhelm ein Bad vom Dr. Kranichfeld, Leibarzt des Grafen Stroganow, verordnet war; und da er mir die Wahl ließ, das Meerbad oder das Schwefelbad in Baden bei Wien zu nehmen, so zog ich das Schwefelbad vor. Karl Maria von Weber stimmte zwar für Norderney, doch das war entlegener, und Dr. Kranichfeld hatte versichert, das Schwefelbad würde ebenso vortheilhaft wirken wie jenes; dazu kam, daß ich die „Euryanthe" gern in Wien hören wollte und dort sehr liebe Freunde hatte. Der Doctor hatte versichert, es würde mit einer Badecur nicht abgethan sein. Dies war ein Grund nach Wien zu gehen, wo es jedenfalls besser war zu überwintern, als in Norderney. Es war an einem schönen Junimorgen; Krauklings hatten die ganze Nacht bei mir zugebracht. Sie begleiteten mich noch bis zu Ende der Brühl'schen Terrasse. Unsere Wehmuth war heiß und tief. Mir ahnete nicht, daß ich die lieben Freunde hier auf Erden nicht wiedersehen sollte. Wir schieden ohne Thränen, ohne Worte. Beide konnten uns nicht genügen, der Schmerz war zu heiß, zu tief, und die Liebe zu groß. Nie hatte ich etwas Süßeres und Treueres gekannt als diese beiden. Mir genügen in diesem Augenblick nur die Worte von Ernst Moritz Arndt:

> Was blühend im reichen Herzen
> Die Jugend so lieblich umschloß,
> Ist jeglichem Laute der Schmerzen,
> Ist jeglichem Lobe zu groß.

Alles was ich von diesen Freunden zu sagen habe, ist so schön, so selten auf Erden zu finden, daß ich die Bescheidenheit meines Freundes, der noch lebt, verletzen würde, wenn ich es nur ganz einfach erwähnte. Ich fand in ihm die höchste Redlichkeit und Offenherzigkeit mit der wohlthuendsten Zartheit vereinigt, den unerschütterlichsten Glauben an das Bessere im Menschen, die besonnenste Behutsamkeit, gepaart mit der unbedingtesten Hingebung. Als ich ihn verließ, besaß er noch sein geliebtes Weib und sein Söhnchen Julius. Der Tod entriß sie ihm beide. Nur ein so von oben herab gestärktes Herz kann einen solchen großen Verlust so stark und freudig tragen.

Wenngleich meine Erinnerungen keine Lebensgeschichte sind, so ist es doch mein Vorsatz, nichts darin zu übergehen, was die Ueberzeugung von der Würde und dem Edelmuth des Menschengeschlechts im allgemeinen wecken und bethätigen kann. Vor vielen andern gehört in diese Reihe die edle musterhafte Familie Kaskel. Bei derselben bin ich durch die Rücksicht gebunden, daß ihre Bescheidenheit leicht zu verletzen ist, und man kann doch von ungewöhnlichen Tugenden und Eigenschaften nicht gleichgültig sprechen. Die Familie, die schon damals sehr ausgebreitet war, hat, seitdem ich Dresden verließ, noch viele Mitglieder gewonnen, welche alle derselbe Geist beseelt, dasselbe Herz durchwallt. Das Haupt der Familie, der verstorbene Bankier Kaskel, hielt mich und die Meinigen so werth wie ein eigener Vater. Er sprach nie von seiner Freundschaft, er bewies sie blos. In jeder Regung des Wohlwollens, und in jedem Ausdruck des Gefühls nahm man die herzigste Einfachheit wahr. Alles was diese liebenswerthen Menschen dachten, sagten und thaten, ging aus innerer Nothwendigkeit hervor, und

zeigte von Gewöhnung des Guten und Schönen. Man sah, daß der Blick ihrer Seele stets auf ihr Herz gerichtet war, und daß beide stets im Einklang blieben. Ihre Zeit war durch häusliche Pflichten sehr bemessen, daher auch ihr Kreis sich auf den nothwendigsten und liebsten Umgang beschränkte. Musik belebte die Winterabende, künstlerische und ästhetische Gespräche blieben stets von Anmaßungen frei, wirkten deshalb um so erquickender.

Ich kann nicht verhehlen, daß Frau Sarah Kaskel, der ich während der sechs Jahre meines Aufenthalts in Dresden soviel zu danken hatte, jetzt am Rande meines Grabes mich noch neu belebt hat. Sie und ein Verein von Freunden und Freundinnen, der mir nicht mit Namen bezeichnet worden ist, sowie eine Majorin S., eine Frau von Geist, Seelengüte und Liebenswürdigkeit, haben mich noch kräftig unterstützt; denn ausgeraubt von frechem Diebsgesindel wäre ich meinen Widerwärtigkeiten unterlegen, wenn diese großmüthigen Hülfsleistungen nicht unerbeten zu mir gelangt wären, als es noch Zeit war. Einige wohlmeinende Freunde hatten in meiner trostlosen Lage das Mitgefühl edler Menschen für mich kräftig aufgefordert, und wer irgend Gefühl hatte und jene seelenvollen Worte gelesen, legte gerührt und still sein Opfer auf den Altar der Milde hin. Ach, es gibt so viele, die in dieser Zeit ohne ihre Schuld im Unglück schmachten, so viele die gehindert sind, ihrem edeln Herzen Folge zu leisten! Mein Herz segnet Alle, und selbst die, die sich der Bitte verschlossen, welche durch unüberlegte Worte manche liebreiche Regung für mich bei Edeln bekämpften und zerstörten. Schaden wird unnennbar leicht, nicht aber das Helfen! „Wenn das Gute leicht würde“, sagt der edle Herzog Johann, „so hätten wir schon den Himmel auf Erden!“

Eines Abends, als ich in heiterm und traulichem Gespräch mit Frau Kaskel saß, trat Hofrath Weigel ein, und überraschte uns schmerzlich mit der Schreckensnachricht von Kotzebue's Ermordung, die mich mit kalten Schauern durchdrang. Eine unbestimmte weissagende Ahnung breitete ihr Gewölk um mich her, mir war zu Muthe, als könne man auf der Welt nicht wieder froh werden, denn das Geschehene war schlimmer als ein Verbrechen. Nicht Rachgier, nicht Haß hatten den Dolch in das Herz des wehrlosen Greises gesenkt, er fiel als Opfer eines Verdachts, der vielleicht keinen Grund hatte. Die That war grausam und konnte nur traurige Folgen nach sich ziehen, denn nur aus dem Guten kann Gutes entstehen! Der junge Mörder hatte gut getroffen. Lautlos wand sich das Opfer auf dem Boden herum. Sein Blut bespritzte das Kleid seines sechsjährigen Töchterchens, das eingetreten war, die Schrecken, die ihrer harrten, nicht ahnend.

Man erfuhr erst später von der Verbindung, in welcher Sand gelebt, und das Todeslos gezogen hatte, das unabsehbare Folgen nach sich zog. Es war eine Begebenheit, jammervoll von jedem Gesichtspunkt aus; eine beispiellose Unthat, die das Herz der ganzen Menschheit verletzte, und der ganzen deutschen Jugend, ja der europäischen, Frieden und Freude nahm. Nach meiner Ansicht war diese That das Saatkorn alles künftigen Unheils, selbst dessen, womit wir noch heute ringen, und der Stahl, dem die Blutströme einer Revolution entquillen. Der Funke, dessen Flammen Länder einäschern, woraus entsteht er? Aus Worten. Schiller's „Räuber" waren das Saatkorn der That Karl Sand's. Ahnte das dem guten, dem großen Geiste nicht, der dies Werk geschaffen? Nein! Denn bewußtlos erfüllen die Menschen

die undurchdringlichen Beschlüsse der göttlichen Vorsehung.

Mir wurde das schätzbare Vergnügen zu Theil, meinen Freund Ludwig Tieck mit Kaskels bekannt zu machen. Anfangs ging die Sache sehr lau vor sich, Kaskels liebten nicht das, was man Bekanntschaften nennt. Sie wollten einen kleinen geistvollen Kreis, den sie um sich her vereinigten, nicht erweitern, ihr Leben war so schön und harmonisch ausgefüllt. Der Zeitpunkt lag überhaupt nicht mehr fern, wo man nicht mit Unrecht neue Bekanntschaften scheute; dazu kam, daß mich an diesem Tage ein Unwohlsein befiel, welches mich hinderte, am Gespräch Antheil zu nehmen, und mich zwang, nach Tisch, wo ich nichts genossen hatte, mich nach Hause zu begeben. Doch die Bekanntschaft war eingeleitet, einige Berührungspunkte wurden angeregt, und die Folge bewies, daß ich mit Recht versucht hatte, Menschen einander zu nähern, die es werth waren sich zu kennen.

Auguste von Buttlar, Schlegel's liebenswürdige Nichte, gehörte auch in den Kreis der erkorenen Naturen, die in Dresden wie in einem Brennpunkt versammelt waren. Die geistvolle Mutter dieser jungen Freundin hatte den Fehler begangen, zu ängstlich für die Zukunft ihres Kindes besorgt zu sein. Auguste, die begabte Künstlerin, war von der Mutter bestimmt worden, sich auf Reisen auszubilden, und bedurfte nach ihrer Ansicht eines väterlichen, einsichtsvollen und zärtlichen Begleiters.

Ein Baron Buttlar, der durch ein Mitglied des Hauses um all ihre Wünsche wußte, schien ihr in dem allen zu entsprechen, bewarb sich um Auguste und empfing ihre Hand. Es gibt Naturen, die unwillkürlich und unbewußt alles beherrschen, was in ihrer Nähe lebt; sie

wollen die Vorsehung ihrer Angehörigen sein; dies glückt nur selten, denn es ist eine Vermessenheit.

Zu den lobenswerthen Eigenschaften des Baron Buttlar gehörte die eine höchst schätzbare, daß er die schöne Natur seiner Gemahlin nicht in ihrer Entwickelung hemmte. Ich kann nicht darüber urtheilen, ob er Einfluß darauf übte, daß sie katholisch wurde. Ich glaube es nicht. Er selbst war es geworden, um doch etwas zu sein. Ich glaube, die Liebenswürdigkeit Dorothea Schlegel's hatte darauf eingewirkt. Wir alle, die wir Augusten zärtlich liebten, waren froh, daß sie in diesem Entschluß einen Anlaß gefunden, selbständig zu handeln, und sich darin glücklich fühlte. Frau von Buttlar war Mutter zweier liebenswürdigen Mädchen geworden, sie verlor das eine durch den Tod; darauf wurde sie Witwe, und lebte nun ganz ihrer Kunst, in der sie ausgezeichnet ist. Sie war Gerard's Schülerin. Ihre Bildnisse sind durchaus charakteristisch und anmuthsvoll, und ihr Name ist in jeder Beziehung geachtet. Ihr schönes rühmliches und beglückendes Dasein beweist, wie eine edle Natur, die sich selbst bewahrt hat, durch sich selbst glücklich werden kann.

Ich hatte auch die Freude, in Dresden die liebenswürdige Gräfin Julie von Egga, die ich schon in Paris gekannt, wieder anzutreffen; wir sahen uns oft. Sie hatte den Muth gehabt, unwürdige Fesseln zu zerbrechen. Der Gemahl, der in Portugal zwar nur in effigie an einem Strange hing, durfte nicht mehr an ihrem Halse hangen. Sie war geflüchtet und frei; sie blieb es, bis die Verhältnisse sich so günstig gestalteten, daß sie dem Herrn von Stroganow, einem der liebenswürdigsten und geistvollsten Männer, die ich je gekannt, ihre Hand geben konnte. Selten sieht man ein Paar so ganz füreinander geschaffen wie diese.

Als wir den großen Meister Dahl besuchten, trafen wir dort einen Herrn, dessen Gestalt und Wesen nichts Gewöhnliches verkündete, dessen Gespräch uns fesselte. Ich errieth bald, wen ich vor mir hatte. Es war der edle Vater der Gemahlin Dahl's. Der Schmerz hatte seinen Zügen ein ausgeprägtes Siegel aufgedrückt. Doch wie Jean Paul sagt: „Tief im Menschen ruht etwas Unbezwingliches, das der Schmerz nur betäubt, nicht besiegt!" So hatte auch er im Kampf mit Geschick und Menschen sich selbst erhalten, und fand Trost und Liebe im Kreis der Seinen. Ich konnte mir nicht gestatten, Baron Bl. meinen Freunden vorzustellen; denn er verbot es streng, er durfte nur zuweilen und insgeheim bei seinem Eidam leben.

Auch Friedrich, den gedankenreichsten Landschaftsmaler unserer Tage, den ich gekannt, besuchten wir. Ferdinand von Olivier, den ich später auch in Wien antraf, strebte auf ähnlichem Wege zu den Höhen der Kunst hinauf. Diese zwei und der ernste Maler Krause, der herrliche Sachen aus Südamerika mitgebracht, erklommen, ohne sich zu kennen, steile Höhen zu gleichem Ziele. In Friedrich fand ich größere technische Vollkommenheit; was er schuf, stand da wie eine Wirklichkeit. Als wir in seinem Gemälde „Die Stubbenkammer" die Luft bewunderten, sagte seine holde Gattin leise wie in einer Andachtstätte: „Den Tag, wo er Luft malt, darf man nicht mit ihm reden!" Sie erschien mir sehr liebenswürdig, als sie das sagte. Die Demuth eines schönen Frauenherzens, die Liebesfülle der weiblichen Natur leuchteten in stiller Herrlichkeit daraus hervor. Stroganows waren über das, was wir gesehen, ganz entzückt. Leider war Friedrich nicht anwesend, ich hätte ihn herbeigewünscht.

Ich hatte in Dresden einen deutschen Miniaturmaler

aus Kurland kennen gelernt, der sich besonders hinsichtlich des Colorits zu einer bedeutenden Höhe aufgeschwungen hatte, sein Name war Oechs. Sein Bildniß Ludwig Tieck's war das beste unter den Bildnissen dieses Dichters, das ich gesehen habe. Es offenbarte den Menschen, den Dichter und den Genius. Vortreffliche Künstler hatten vergebens die Gediegenheit und technische Vollendung seiner Arbeit erstrebt, ihm war sie als freie Himmelsgabe geworden. Es konnte nichts anderes aus ihm hervorgehen als das Köstlichste und Vollendetste. Sein „Eulenboek" und seine „Mignon" strahlten in derselben Vollkommenheit. Freund Kraukling hatte seine Gattin von ihm malen lassen, doch bei dieser Darstellung kam ihm seine hohe Meisterschaft in die Quere. Sie gelang nicht, weil er zu strenge Anforderungen an sich selbst machte. Karoline Kraukling stand zu sehr aus allen Linien heraus, als daß sie hätte gemalt werden können. Die unnennbare kindliche Anmuth ihres Wesens gehörte der Erde nicht, sondern jenseits hin, wo sie hinging, nachdem sie kurze Zeit hienieden verweilt. Ich habe nie etwas gekannt, das ich durchaus mit ihr vergleichen könnte. Die herrlichen Frauen und Jungfrauen, deren Wesen mir in meinem langen Leben offenbar geworden, hatten zumeist etwas Angeeignetes, und erschienen mir vortrefflich in dem, was sie sich selbst dankten. Bei ihr stand jede schöne Eigenschaft im Einklang zum Ganzen ihres Wesens, und war freie Gabe des Himmels und der Natur. Kraukling's scharfer richtiger Blick hatte bei der ersten Begegnung das ganze Wesen und Sein dieses entzückenden Geschöpfs durchschaut; denn er sagte seinem Freunde Johann Georg von Körber: „Hast du das Mädchen betrachtet, welches an uns vorüberging?" „Gewiß, ja!" erwiderte Körber. „Wie findest du sie?" „Anmuthig!"

war die Antwort. Kraukling sprach leise: „Wenn diese nicht meine Frau werden kann, so soll nie eine mein werden!“ Körber kannte die Festigkeit seines Charakters, seine Strenge und Weichheit, die Innigkeit und den Reichthum seines Gemüths, er zweifelte keinen Augenblick, daß des Freundes ausgesprochener Entschluß für Zeit und Ewigkeit gefaßt sei. Es war die liebevolle Anhänglichkeit seiner Freunde, die Kraukling in Stand setzte, sie wieder zu finden, die ihm seit der ersten Begegnung ein Jahr hindurch verschwunden war, die er nicht wiederzufinden hoffte, dochwiederfand, und in der er das süßeste Glück des Daseins genoß, bis der Tod sie ihm für diese Welt entriß.

Ich habe mich auf diese wenigen Worte beschränken müssen, um von diesem geliebten Paare zu reden. Es gibt eine Verschämtheit der Tugend, wie eine der Liebe und des Glücks, die wollte ich nicht verletzen. Diese Freundschaft war für mich ein Himmelspfand für die Ewigkeit. Ich sah einmal wieder, was der Mensch durch sich selbst vermag; und daß es kein Schicksal gibt, sondern eine über Alles waltende Vorsehung. Man kann das nicht Schicksal nennen, was uns geschieht, sondern allein was wir sind; und der einzige Verlust auf Erden ist der, wenn wir uns selbst verlieren!

Ein kurländischer Freund, den mir Kraukling zuführte, Dr. Rosenberg, heilte Wilhelm's erkrankte Augen bald und sehr gründlich. Dieser grundgelehrte und liebenswürdige Arzt schien das vortreffliche Bild, das der Künstler Flor bei einer Reise von Italien nach Deutschland von meinen zwei Söhnen gemacht, und das wol zu seinen gefühlvollsten Werken gehört, zu seinem Eigenthum zu wünschen. Ich konnte es nicht abschlagen, und gestehe nun, daß ich mich im Herzen sehr schwer davon trennte. Jene vergangene Zeit, wo mein Wilhelm innerlich und äußerlich

so ganz verschieden von jetzt war, blühte in dem herrlichen Bilde, sodaß sie aus meinem Leben mit ihrem rührenden Frühlingsglanz, ihrer seelenvollen Zartheit und leuchtenden Begeisterung seit dessen Verlust nun auch verschwunden ist. Ich bin seit der Zeit nur selten so glücklich gewesen, Flor wiederzusehen. Er hat mich eines Abends gezeichnet, wo wir mit W. Hensel und andern Freunden bei Graf Kalckreuth beisammen waren. Graf Kalckreuth las uns gerade seine „Ebba, Gräfin von Brahe" vor, die das Schönste ist, das ich von ihm kenne. Sie geht zu Herzen und beseligt uns mit dem unendlichen Schmerz, der das Göttliche in der Menschenbrust weckt; wir nennen ihn Schmerz, da doch keine Wonne ihm gleichkommt.

Mein Bild von Flor ist das einzige, was mir nicht geraubt worden ist; es ist flüchtig gezeichnet, aber doch sehr geistvoll und lebendig aufgefaßt. Das von Hensel war in einem ganz andern Geist entworfen, die Freunde nannten es „Schwanemine" und das von Flor „Helmine". Hensel hat seine Zeichnung verloren. Mir ist die vortreffliche, welche Vogel gemacht hat, hier in Genf Anfang Juni vorigen Jahres abhandengekommen.

Anfang Januar 1818 veranstaltete Hofrath Böttiger, daß mich die Ministerin Baronin von Oelsen, geb. Baronesse von Sydow, in Gesellschaft ihrer Schwägerin aus Kurland aufsuchen kam und zu sich einlud. Beide liebenswürdige Frauen wurden meine Freundinnen, und ich verlebte mit ihnen schöne Stunden. Friederike von Oelsen war durch ihre schwankende Gesundheit zu der Reise nach Dresden veranlaßt worden. Sie besaß viel Verstand, viel Natürlichkeit und Anmuth.

Charlotte hatte ihre geistigen Anlagen sorgfältiger gepflegt als ihre Schwägerin Friederike, doch bei keiner von beiden vermißte man etwas, weil die eine durch innern

Reichthum seltener Art ersetzte, was ihr an Bildung fehlte, und die andere wiederum durch diese bedeutend erschien. Wir waren beinahe täglich beisammen. Frau Friederike von Oelsen besaß ein liebliches reichbegabtes Töchterchen, Lodoiska, es lebte nur acht Jahre. Ihrem kleinen Sohn Feodor fehlte es nicht an natürlichen Anlagen, doch sie wurden nicht sorgfältig genug gepflegt.

Bei Oelsens wurde ein Familienfest veranstaltet. Ich dichtete ein Festspiel dazu; ein Halbkreis von hohen Bäumen in Kisten, und ganz von herrlichen Blumen umgeben, bildeten einfach und wirkungsvoll die Scene. Der junge Baron Oelsen, Sohn des preußischen Gesandten, erschien nach dem Vorspiel in Rittertracht, und sprach mit Ausdruck die Ballade, welche die Familiensage enthielt. Ein glänzender Kreis von Zuhörern war zugegen und schien mit der Dichtung zufrieden. Auch Clauren war dabei und sagte mir höchst verbindliche Sachen. Ich glaubte ihm einen Dienst zu erweisen, wenn ich ihn auf das aufmerksam machte, was mir in seinen Erzählungen anstößig war, das war eben das Anstößige. Er nahm meine Bemerkungen als ein Mann von Geist und Welt auf. Ich habe später Gelegenheit gehabt, Briefe an ihn zu lesen, die sicherlich auf den Knien geschrieben waren, denn sie lauteten wie die Bitte eines Delinquenten um Gnade. Die Herren Verleger legen wol den Maßstab an Producte der Autoren, den ihnen der muthmaßliche Betrag des Ertrags in die Hände gibt. Der wirkliche Werth der Schrift kommt dabei selten in Betracht, das ist natürlich und consequent.

Im März war Kind's Geburtstag, zu dem ich ein Lied verfaßte, welches in der „Abendzeitung" steht und ihm viele Freude bereitete. Er lud eine anmuthige Gesellschaft ein, in welcher sich Karl Maria von Weber und seine Karoline sehr

verdient machten. Sie führten Charaden auf, desgleichen sinnreiche Sprichwörter ohne Dialog. Nicht minder ergötzten sie durch ihren allerliebsten Gesang von Volksliedern. Höchst erfreulich sind solche Bestrebungen einen Kreis zu erheitern, wenn sie rein und unbefangen aus der Gesinnung für diesen Kreis hervorgehen.

Weber und seine Gemahlin besaßen im höchsten Grade die Gabe der improvisirten Darstellung. Ich glaube, dies war der letzte Geburtstag Kind's, zu dessen Erheiterung Webers beitrugen, denn der Freischütz war noch nicht aufgeführt worden. Der Erfolg dieser Oper, der ein beispielloser war, und die Herzen des Dichters und Componisten fester aneinander schließen gesollt hätte, riß sie schroff voneinander los. Weber hatte wirklich unrecht gegen Kind, auch Kind gegen Weber. Das Publikum ist durch diese Spaltung um einen herrlichen Genuß gekommen, denn Friedrich Kind schrieb nun nicht seinen „Cid", den er schon entworfen hatte. In Betreff des Textes zu meiner „Euryanthe" wagte ich Einwürfe an Weber. Der Plan der Oper, den ich für ihn ausgesonnen hatte, wurde durch seine Umänderungen umgeschmolzen, und ich fand ihn unpopulär, fügte mich aber dem Wunsche des großen Meisters, und suchte ihn durch Entsprechen seiner Absichten von meiner Bewunderung und Liebe zu überzeugen. Ich wünschte die Oper volksthümlich und zugleich trubaduresk zu behandeln, den Leitfaden des alten Fabliau nicht aus den Händen zu lassen. Weber hatte Bedenken wegen des Veilchens auf Euryanthens Brust, Ludwig Tieck vermehrte diese durch seine Bemerkungen. Weber, der auch später im „Oberon" bewiesen, wie sehr das Geisterelement sein eigenes war, wollte eine Umwandelung, bei welcher es angewendet würde. O, wer daran gedacht hätte, daß Bellini's

Norma mit zwei Kindern auf der Bühne erscheinen würde, würde aus dem unschuldigen Veilchen der Euryanthe kein Bedenken gemacht haben und die Dichtung würde wirksamer geworden sein, wenn man ihr treu geblieben wäre. Es rächt sich jedesmal, wenn man eine Geistesschöpfung ihrer eigentlichen Natur entfremdet.

Ich und Malsburg sahen uns oft. Unsere gemeinsame Bewunderung Calderon's veranlaßte eine Beschäftigung, die für mich große Annehmlichkeiten hatte, nämlich eine gemeinsame Bearbeitung einiger sinnigen Stücke. Das geistfunkelnde Schauspiel: „Es ist besser als es war" hatte Baron Malsburg nebst einigen andern schon vollendet. Ich habe noch kein Gegenstück zu einem herrlichen Kunstwerk gelesen, gesehen oder gehört, welches die Wirkung des Urbildes auf mich gemacht hätte, es stand oft tief darunter. Die Gründe davon liegen auf flacher Hand, und brauchen hier nicht erst erörtert zu werden.

Calderon gefiel sich in den Pendants, gleichwol ist seine „Aurora" keine „Sibylle des Orients". Calderon scheint darauf verzichtet zu haben, zu seinen bewunderungswürdigen Stücken, wie z. B. „Das Leben ein Traum" u. a., ein Gegenstück zu schreiben, indem ihm das zur „Sibylle des Orients" mislungen war. Calderon war der rechte Dichter für Naturen, wie die von Malsburg und ihresgleichen. Calderon war Spanier, Priester, Adelicher, Aristokrat, Royalist, dies alles in einem edeln Sinn. In „Luis Perey", „Der Gallego", „Die Belagerung von Alpujarra" u. a., und vor allem im „Schultheiß von Zalamea" macht er sich auf die feinste und einschneidendste Art über Thorheiten und Lächerlichkeiten eines stumpfsinnigen Adelichen lustig. Dies hat Malsburg nicht gehindert, den „Schultheiß von Zalamea", und zwar meisterhaft zu übersetzen. Ehe er mich kennen lernte, über-

setzte er das knechtische Stück „Amigo Amante y leal", das ungeachtet seines Servilismus bezaubernd ist. Calderon ist mir noch heut ein Räthsel, und wird es jedem Nachdenkenden sein und bleiben. Er war ein hoher klarer Geist, ein herzhafter Freund des Volks, ein kraftvoller Kämpfer für die Rechte der Menschheit. Er kann unmöglich aus Ueberzeugung das Banner der Knechtschaft emporgehalten haben, sondern gewiß hat ihn ein unüberwindlicher Zwang dazu gebracht. Welches nun war seine eigenste Farbe? Ich kann mir nicht denken, daß es die des Servilismus war. Ich dachte damals nicht über die Sachen nach. Ich nahm sie unbefangen, rein von der poetischen Seite, ließ mich auch davon entzücken; vielleicht war es Calderon nicht besser ergangen. Sein gediegenes Stück „Liebe, Ehre und Gewalt" zeugt von Wahrheit und Tiefe der Empfindung; er muß geschwankt haben, und jede seiner augenblicklichen Stimmungen muß jedesmal, wo sie ihn überkam, sich seiner so bemächtigt haben, daß er sie für die seinige in voller Wahrheit hielt. Dem Geist unserer Zeit mag es ebenso ergehen; dies ist ein schmerzliches Schwanken, denn es ist unmöglich, sich von der einen oder der andern dieser Richtungen ausschließlich beherrschen zu lassen, ohne der Menschheit und ihren heiligen Rechten zu nahe zu treten. Es muß ein Drittes in der Mitte liegen, und der Fortschritt wird uns darauf hinleiten.

Da ich bald dahin gelangen werde, wo kein Parteiengeist waltet, so ist es wol an der Zeit zu gestehen, daß sich mein wallendes Volksblut mit dem altadelichen meiner väterlichen Abkunft streitet, daß ich mich zuweilen freue aus dem Volk entsprossen zu sein, ein andermal wieder stolz darauf bin zum Adel zu gehören; dies sind aber nur vorübergehende Zustände. Die Grundlage ist

Dank gegen Gott, dessen Gabe es ist, was ich bin. Wenn eine hohe Abkunft das wäre, wozu die menschlichen Satzungen sie stempeln, so müßte Gott eine besondere Menschenart eigens dafür geschaffen, kenntlich bezeichnet und über den Erdkreis verbreitet haben. Der Dynast, dessen Nachkommenschaft zahlreich und ganz unbedeutend ist, steht weit über dieser, und der zweiunddreißigste seines Stammes ist weit entfernter von seiner ursprünglichen Geburt, als der Sohn des einfachen Landmannes, der eine große That gethan und dafür geadelt worden. Einen Kaufadel sollte es gar nicht geben, wenn irgend noch der Adel einige Gültigkeit behaupten soll, und der Erbadel ist in meinen Augen wahrer Unsinn. Der persische Dichter sagt:

O rühme dich der hohen Ahnen nicht,
Wenn nicht dein Werth der Abkunft Glanz entspricht!
Der Zweig der Palme hoch und stolz,
Wenn unfruchtbar, — ist taubes Holz!

Die Rangordnung ist keine Weltordnung!

In meinen Briefen an Prinzeß Wilhelm von Preußen, nannte ich Dresden nie anders als „das schöne Dresden". Und sie that dasselbe. Einmal schrieb Malsburg an sie, und gab mir den Brief zur Besorgung. Die Prinzessin schrieb uns beiden, mir, wie es oft geschah, mit einer schon etwas stumpf geschriebenen Feder in höchster Eile, Malsburg mit einer neuen Feder und zierlich geschrieben; dies ergötzte mich höchlich. Die Prinzessin war äußerst genial, ihre Hand so ausgeschrieben wie die eines geübten fleißigen Schriftstellers; eigentlich bestand sie gar nicht aus Buchstaben, sondern aus Zeichen und Strichen. Sie hatte eine so ausgebreitete Correspondenz, daß sie zu diesem Mittel greifen mußte, um

niemand ohne Antwort zu lassen. Doch schrieb sie meist nur kurze Briefe, in denen dennoch viel stand; denn zwischen den Zeilen war unsichtbar vieles zu lesen. Sie war vielleicht die erste Prinzessin, welche den undeutschen Ausdruck „Ihre Wohlaffectionirte" bei der Unterschrift ihrer Briefe ausließ. In den meisten nannte sie sich Freundin. Ich habe viele Briefe von ihr gelesen, die nicht an mich waren, ich fand sie etwas freigebig mit dieser Benennung, auf welche sich die Empfänger etwas einzubilden pflegten. Mehrere hohe Damen hatten das Wort „Wohlaffectionirte" in „Wohlgeneigte" übersetzt. Dies war wol das Angemessenste. Die Menschen quälen sich ja noch immer mit dergleichen Dingen herum; die Form muß oft für den Gehalt gelten!

Wenn ich alle interessanten begabten Bewohnerinnen Dresdens, die ich dort gesehen, bezeichnen wollte, so müßte diese Schrift zu Bänden anschwellen. Ich muß hierauf verzichten und mich auf Einzelheiten beschränken. Noch in keiner Stadt, selbst nicht in Paris, Wien und Berlin, habe ich eine solche Fülle und Mannichfaltigkeit von in sich abgeschlossenen Kreisen gesehen als hier, die auf einem abgemessenen Raum nebeneinander standen und sich selten oder nie berührten, obgleich sie alle ihrer Natur nach zueinander paßten und ihren Verhältnissen nach zueinander gehören konnten.

Eine meiner liebsten Freundinnen war die edle Frau, die sich in ihren Schriften Wilhelmine Willmar nannte. Sie war die Gattin des Regierungsdirector Gensicken, Verfasserin der beliebten „Pfänder der Treue" und vieler Volkssagen und Novellen von Gehalt. Ihr gesellt standen Amalie Klarus (eigentlich Curtius) und einige andere Schriftstellerinnen, die ihre Werke zusammen herauszugeben pflegten, wie wol sie nicht alle in Dresden wohnten. Ferner nenne ich Frau

Wilhelmine von Gersdorf, eine Frau voll Gemüth und Empfindung; sie bildete mit Gleichbegabten einen eigenen Kreis mit ihren liebenswürdigen zwei Töchtern. Herr August von Schindel, Herausgeber des Werkes „Die deutschen Schriftstellerinnen des 19. Jahrhunderts", empfing die Hand der ältesten dieser zwei holden Schwestern, die so anspruchslos und sinnig als schön und herzig waren. Sodann nenne ich noch Theophanie, eine der liebenswürdigsten und begabtesten Dichterinnen, die nur unter diesem Namen schrieb, dessen Geheimniß wir nicht enthüllen wollen; Emilie Hermann, eine Nichte von Wilhelmine Willmar, die ein früher Tod ihrem geliebten Familienkreise entriß; Ludwig Hermann, ihren Bruder und begabten Dichter, der seiner Schwester bald in das Grab folgte. Luise Brachmann, die öfters nach Dresden herüberkam, war in diesem Kreise heimisch; ebenso Frau von Ahlefeld, geborne von Seebach, welche die Schwester der Freundin Schiller's, Frau von Stein auf Kochberg, war. Sie wird unvergessen bleiben. Auch sie gehört zu den vielen begabten Dichterinnen, die sich mühsam und heldenmüthig von unharmonischen Verbindungen losgerungen, und mit schweren Opfern sich losgekauft von der Tyrannei ihrer Verhältnisse. Sie war oft in Dresden; ich ehrte und liebte sie, ihr schönes Talent und ihr Fleiß sicherten ihre Existenz. Von andern ausgezeichneten Frauen, die meine Freundinnen wurden und der Poesie hold waren, nenne ich ferner die Hofräthin Weigel, Gattin eines Mannes, der mit hoher Wissenschaftlichkeit den feinsten Weltton und umfassendsten Geist vereinigte. Er hatte seine Gemahlin, eine schöne junge Comtesse, aus Wien mitgebracht; sie war ganz Seele und Liebe, und glückliche Mutter einer liebenswürdigen Tochter. August's und Friedrich Schlegel's Schwester hatte sie mir zuge-

führt. Wilhelmine Spazier, Jean Paul's Schwägerin, Tochter des geistvollen Geheimen Tribunalraths Meyer, Witwe des Hofraths Karl Spazier, lebte damals auch in Dresden, stand aber aus allen Linien dieser Kreise heraus, ohne deshalb minder berechtigt zu sein, sich mit ihnen zu verweben. Ihr Gatte war Instrumentmacher, zugleich der Erste, der in Dresden die Gasbeleuchtung in Aufnahme brachte; er war schlicht und wacker, wußte nichts von Charlatanismus und glich in seiner Bescheidenheit und Anmaßungslosigkeit dem Fruchtbaume, dessen Zweige sich unter der Last süßer Früchte beugen. Wie alle Frauen, denen kein Opfer genügt, welches sie nicht ganz bringen, war auch Frau Uthe-Spazier, ganz und gar aus Wahl und Liebe, nur demjenigen gewidmet, was ihre Stellung erheischte. Gattin eines Künstlers, den man zu den Handwerkern rechnete, weil er Gesellen hielt, war sie die sorgsame Pflegemutter dieser jungen Leute, und lebte in ihrem stillen Hause ganz für die Bedürfnisse desselben und für die strengste Häuslichkeit. Sie wohnte mit ihrer jüngsten Tochter Minona in Dresden; die älteste war fern von ihr als Erzieherin, kam jedoch dann und wann zu ihrer Mutter. Uthe-Spazier war eine sinnige Schriftstellerin und geistbegabte Frau, gastfrei und gesellig wie die meisten Berlinerinnen. Oft und viel sah ich sie nicht, besonders da ihre Verhältnisse sie sehr in Anspruch nahmen.

Ich fand in ihrem Hause zuweilen Dr. Karl Christian Friedrich Krause, den geistvollen und sinnreichen Begründer einer neuen Lehre der Philosophie. Seine Erscheinung machte einen tiefen Eindruck auf mich. Dieser merkwürdige Mann wird sich immer mehr und mehr in Zukunft dem Gedächtniß seiner Zeitgenossen einprägen. Ich kann ihm weder die gehörigen Lobsprüche ertheilen,

noch über ihn einen vielleicht verdienten Tadel ausspre- chen; denn ich bin nicht genug eingeweiht in seine Lehre, nicht vorurtheilsfrei genug hinsichts seiner Denkart, um ihn anders als oberflächlich zu beurtheilen. Er war von mittler Größe, sichtlich abgemattet durch überstandene Leiden, welche Spuren in seinen Zügen zurückgelassen hatten. Aus Freundlichkeit hätte er gern gelächelt, aber sein Lächeln verlor sich in liebevoller Wehmuth; es schien trösten zu wollen, sah jedoch eher aus wie eine Bitte um Vergebung, wie eine geheimnißvolle Selbstanklage. Er fühlte schmerzlich, daß ihn die Mitwelt nicht verstand; doch in seinen Augen war die Mitwelt nicht schuld daran, sondern er allein. Sein Blick war rührend, es schien als forsche er liebevoll nach der Quelle des frem- den Kummers, um ihn zu heilen, und als leite er mit seinen Blicken Ströme der Labung hinüber zu dem Lei- denden. Er übte einen gewaltigen Einfluß auf junge Herzen. Der ihm ergeben war, blieb es für immer. Soviel ich beurtheilen kann, liegen noch viele Keime des Guten in seiner Lehre und des Organischen in seiner Sprachforschung; die Zukunft wird hierüber entscheiden. Krause hinterließ mehrere Töchter und Söhne. Ein Sohn von ihnen lebt in der Schweiz, einer in Dresden als hoch- geschätzter Jurist, von den übrigen weiß ich nichts zu sagen.

Ueber die Herausgabe der „drei ältesten Kunstur- kunden der Freimaurerei", welche Krause ohne Vorwissen noch Bewilligung der Loge herausgab, kann ich gleich- falls nichts sagen, denn ich weiß nichts davon, als was Krause gegen mich geäußert. Er warf alle Schuld auf Böttiger's Zweizüngigkeit, wie er sie nannte. Hierüber habe ich kein Urtheil. Krause verließ Dresden und reiste nach Göttingen, wo man ihm gleichfalls keine Ruhe ließ. Hierauf ging er mit seiner ganzen Familie nach München.

Sein Sohn Karl wurde von dort weggewiesen, zugleich mit ihm Krause. Da trat er mit seinem Sohn eines Morgens leichenblaß und zitternd in mein Zimmer, und stammelte die Worte: „Ich bin verbannt, helfen Sie uns!" Ich erschrak heftig, der Mann jammerte mich. Alternd, mittellos, mit einer Familie von dreizehn Kindern in wenig Tagen aus dem Lande zu sollen, das man bewohnt, ist unermeßlich hart. Krause schwur, daß er nichts begangen. Ich glaubte ihm. Sein Sohn Karl sagte nichts; doch dies alles ging erst in München vor. Eine Masse Begebenheiten liegen dazwischen, und ich werde darauf zurückkommen.

Die jungen Krause, vorzüglich Wilhelm und Julius, die wackersten unter ihnen, schlossen sich eng an meine Söhne an. Dies flößte mir Sorge ein; doch meine verehrte Freundin, Frau Sarah Kaskel, suchte mich zu beruhigen, sie rief lebhaft aus: „Das ist ja gut, liebe Frau von Chézy, die Krause'schen Kinder sind geistreich!" Ich schwieg, doch ich beschloß selbst zu Krause zu gehen, um diesen Umgang zu überwachen.

An einem schönen Sommerabend begleitete ich Wilhelm und Max dorthin. Krause bewohnte einen untern Stock und einen Pavillon am Eingang des Plauenschen Grundes. Die älteste Tochter Sophie ließ diesen Pavillon mit schönen Blumen und hohen Stauden ausschmücken. Lage und Aussicht waren reizend. Die damals einundzwanzigjährige Besitzerin lebte dort wie in einer Welt, die ihr eigen. Nachdem ich sie eine Weile in ihrem ganzen Wesen beobachtet hatte, hielt ich es für wohlgethan, mich zurückzuziehen; wollte Gott, ich hätte es dabei gelassen! Die Sphinx unsers Geschicks verhüllt sich zuweilen, vor fremden Augen rühren wir nicht an ihren Schleier.

Frau Uthe-Spazier war eine Landsmännin, und wohnte ganz in meiner Nähe; sie hatte sich selbst aus den dresdener Kreisen zurückgezogen, und niemand machte ihr Vorwürfe darüber. Ich wollte nicht aufhören sie zu sehen, weil ich mich zeitlebens den Bedrückten zur Seite gestellt habe, — und bedrückt war sie. Die Gesellschaft rächt sich bitter für die Gleichgültigkeit, die man ihr bezeigt; es erbittert sie, wenn man ihren Satzungen nicht folgt, und sie läßt den überwundenen Feind nicht mit Wehr und Waffen und mit den militärischen Ehren abziehen. Sie excommunicirt die Ketzer, oder vielmehr diejenigen, welche sie für Ketzer gelten lassen will, viel leichter und geschwinder als jemals Päpste thaten. Das „Richtet nicht" unsers göttlichen Erlösers verhallt unbeachtet, jenes tiefe große Wort, dem die tiefe milde bange Warnung folgt: „so werdet ihr auch nicht gerichtet", die zugleich wie eine Verheißung klingt.

Ich hatte bei Eduard Hitzig die beliebte Schriftstellerin Fräulein Fanny Tarnow kennen lernen. Franz Horn nennt sie in seinem vielverbreiteten Werke über die „deutsche Literatur", und zwar zumeist wegen ihres Romans „Thorilde von Adlerstein" eine nothwendige Schriftstellerin. Fanny Tarnow hat bekanntlich im Fach der kleinen Romane Ausgezeichnetes geleistet; dessen hat Franz Horn nicht erwähnt, dagegen die „Thorilde von Adlerstein" sehr hoch gestellt. Fanny Tarnow ist eine der wenigen Personen, von denen ich mich wegwenden mußte, weil ich nichts in ihnen fand, was ihre störenden Eigenschaften versöhnend aufgewogen hätte. Ich will sie nicht schildern; ihr Bild kann diejenigen, welche sie nicht kennen, nicht in hohem Grade interessiren, und denjenigen, welche sie kennen, würden ihre Züge nichts Neues bezeichnen. Es sind nun bald vierzig Jahre, daß ich sie kennen lernte

und mich vom Zauber ihrer Beredsamkeit hinreißen ließ. Ich trug sie wie ein Kleinod im Herzen. Ich möchte ihre Briefe, die ich noch besitze, mit einem süßen Saft vergleichen, dessen Bestandtheile man nicht kennt und ohne Untersuchung hinunterschlürft.

Schon damals, als ich sie kennen lernte, sagte ich ihr von meinem Vorhaben nach Dresden zu gehen, und freute mich unbeschreiblich als sie äußerte: auch sie ginge dahin, und wir könnten, wenn wir nahe beieinander oder zusammen wohnten, gegenseitig manches Gute und Nützliche betreiben. Sie kam wirklich dorthin, zärtlich und sehnsuchtsvoll erwartet und durch bedeutende Opfer von meiner Seite befördert. Sie stieg in meiner Wohnung ab, und wurde auf das liebevollste behandelt. Auch war sie, ungeachtet, daß sie 400 Thlr. von mir empfangen, um ihre Reise anzutreten, geldlos, und ich mußte jede Auslage für sie bestreiten, was bei meiner vorhabenden Umsiedelung nach Schandau mir nicht leicht wurde.

Wir hatten eine sehr freundliche Wohnung, ganz von Waldung umgeben, am Eingang des Kirnitschgrundes; der helle schmale Fluß strömte an den Fenstern vorbei und spiegelte den Kirchthurm und die Tannenhügel an seinem Ufer anmuthig ab. Das niedliche Badehaus begrenzte linkerhand den Horizont. Zwischen der Kirnitsch und den Hügeln, die sie umgeben, breitete sich eine schöne Wiese aus. Unser Wohnhaus stand angelehnt am Waldhügel, sodaß wir gemächlich aus den Fenstern in den Wald gehen konnten. Ich schlief bei offenen Fenstern und fürchtete keine Diebe. Dies ist der Segen der Armuth, welche so manche verblendete Menschen für ein Unglück halten.

In allen Richtungen durchstreiften wir das schöne Meißener Hochland, mit Unrecht die Sächsische Schweiz

geheißen. Was ich von der Schweiz kenne, ist mit den deutschen Gegenden, die Hochgebirg und Seen haben, unmöglich in Vergleich zu bringen. Deutschland ist durchaus traulicher und schöner. Auch der fleißige Anbau, die sinnreiche Benutzung jedes Plätzchens zeugt für seine Bewohner. Es ist nicht übertrieben, wenn man sagt: „Die Schweiz liegt brach!“ Zwar darf man vielleicht dem Schweizer nachrühmen, daß er es an Dung nicht fehlen läßt; aber im Sommer geht beinahe der ganze Dung des Viehes durch die Alpenwirthschaft verloren, und der, welcher auf der Fläche erzeugt wird, kommt nicht auf die Felder. Sollte früher oder später, was Gott verhüte, das schöne Land mit Krieg überzogen werden, so kann man es bald und leicht aushungern, weil es fast alle Lebensbedürfnisse aus der Fremde beziehen muß. Selbst Grütze, diese wohlthuende, billige und leichte Speise, die überall fortkommt, wird dort nur nachlässig angebaut. Einzelnen Ackersleuten empfahl ich sie unablässig, als ich noch ordentlich ausgehen konnte. Noch immer begnügt sich der Schweizer damit Getränk zu erzeugen, und nur die äußerste Noth könnte ihn zwingen, für Speise zu sorgen. Er betrinkt sich lieber als er sich sättigt. Das oftmalige Erkranken der Hunde im Schweizerland rührt von der Sorglosigkeit her, mit der sie gefüttert und besonders getränkt werden. In keinem Lande, ausgenommen in Paris, habe ich solches Vernachlässigen der Hunde bemerkt wie hier. Nach meiner Ansicht sollte diese Fahrlosigkeit so streng behandelt werden wie Menschenmord, da sie ganze Gegenden weithin in Gefahr setzt. Zu den Uebeln des Mangels an Aufsicht und Pflege der Thiere selbst gesellt sich noch die Verwahrlosung der Kinder beiderlei Geschlechts. Die Schulen sind vortrefflich, vorzüglich im Waadtlande; allein die Kinder bleiben

in den Freistunden unbeaufsichtigt und meist unbeschäftigt, es sind der Freistunden zu viel, und vor den Aeltern zeigen sie nicht die geringste Achtung, sondern treten energisch vor ihnen und andern auf, worüber die Aeltern sich mehr freuen als betrüben. Einer der liebsten Späße der Kinder hierselbst besteht darin, Hunde bis aufs Blut zu quälen. Wenn sich, bis aufs äußerste gereizt, ein armes Thier wehrt, wird es für toll gehalten und vertilgt. Ein schöner englischer Wasserhund, der aus Lausanne nach Vevay gelaufen kam, in einige Behausungen eindrang, und einigen Köchinnen in die Schürze biß, dabei an den See rannte und dort fleißig trank, wurde auf das jämmerlichste und martervollste todtgeschlagen. Bei Untersuchung desselben ergab es sich, daß das harmlose Thier von einigen bösen Buben in Lausanne mit Vitriolspiritus begossen worden war. Man findet öfters Beispiele von der Bösartigkeit der Jugend in den Zeitungen angeführt. Blasröhre zerschellen die Fensterscheiben, Würfe von Steinen oder Koth verletzen anständige Personen, die über die Straße gehen, oder verunreinigen ihre Kleidung. Vor mehreren Jahren las man in den Zeitungen, daß Buben, die eine alte Frau zum Ziel ihrer Bosheit ausersehen hatten, sie mit einem ziemlich großen Stein an die Schläfe trafen und todt warfen. Keine strengere Rüge war dieser Thatsache beigesetzt, als ein Bedauern, daß die Kinder in Genf so zornig wären. Ich meine, es dürfte nicht schwer sein sie zu zügeln. Prediger und Vorsteher der Schulen sollten sich dieser Angelegenheit kräftig annehmen, und die Polizei sollte in den Abendstunden die schöne Natur nicht ohne ein Spanisch Rohr in der Hand fleißiger besuchen, als die Schenken und Brauereien. Doch wir sind ja in dem gutmüthigen

und gesitteten Dresden, wollen wir nicht drinnen bleiben?

Hofrath Althof, unser Arzt, verordnete meinem Max Selterwasser und Landluft; das Kind kränkelte seit der Pockeneinimpfung; es litt besonders an Kopfweh, bis dahin war er stets zart, aber dennoch gesund gewesen, seit es die Masern und den Stickhusten überstanden hatte. Vielleicht auch hatte eine neugebaute Wohnung am Rand der Elbe Antheil an dem Kopfschmerz, der es unaufhörlich quälte. Althof behauptete, es würde hinsiechen, wenn ich es nicht auf das Land brächte und vom Arbeiten abhielte. Arbeiten, dies war ja sein Leben, sein Glück, es sollte ihm Ruhm und Brot bringen. Denn der Vater dieser Söhne wiederholte oft: „er könne ihnen nur Brot und Salz hinterlassen". Ich hoffte, er würde mich überleben! Seine Einnahme in späterer Zeit war brillant genug, um voraussetzen zu lassen, daß er für die Seinigen ein anständiges Kapital zurücklegen würde. Schon das erste mal, als wir nach Schandau gingen, war es Max zuliebe geschehen.

Unter den geistvollen Freunden, die damals den dresdener Kreis belebten, habe ich, wie ich glaube, den unsterblichen Sänger der „Urania", und seine edle Freundin Elise von der Recke zu nennen vergessen. Ich sah sie nicht oft. Bereits lagen mehrere Jahrzehnde zwischen ihrem Abwelken und meinem Aufblühen. Ich erkannte ihren Werth und hatte Freude an ihnen.

Als wir in Dresden eines Tags über den Jahrmarkt gingen, hielt mich Kraukling auf, und sagte mir halblaut: „Da kommt Jean Paul!" Ich hatte ihn seit 1800 nicht wiedergesehen, und hätte ihn nicht wiedererkannt.

Ich suchte vergebens seine Züge mit meinen Erinnerungen in Einklang zu bringen: alles aufgelaufen, ausgedehnt, der Mann und sein Gesicht! Da er mich stutzend stehen sah, wurde auch er auf mich aufmerksam. „Sie kennen mich nicht?" fragte ich mit Wehmuth über ihn und mich. „Doch wol", antwortete er, und setzte hinzu: „Ich wollte zur Chézy!" Jetzt reichte ich ihm die Hand, stellte ihm meine Freunde vor, und wir feierten mit Rührung die Stunde des Wiedersehens; dann redeten wir die nächste Zusammenkunft ab. Sein Händedruck war warm, und sein Auge feucht. Es war nicht das Funkeln des Morgensterns, sondern des Abends, der eine Vergangenheit abschließt, und eine neue Zukunft verheißt. Man wird wieder jünger, wenn man einen alten Freund nach langer Trennung wiederfindet. Die ganze Strecke Lebens, die hinter uns liegt, seit wir geschieden, blüht wieder auf wie eine Blume im Wasser, gewinnt Duft und Farbe wieder. Unser feuchtes Auge spiegelt im Thau des Himmels den Sonnenglanz der ewigen Zukunft. O, man muß eine Trennung erlebt und ein Wiedersehen gefeiert haben, um das Wohl und Weh liebender Empfindungen ganz zu verstehen. Jean Paul war, wie bekannt, Schwager der Minna Uthe-Spazier, suchte sie als Freund und Bruder auf, bewies ihrer liebenswürdigen Tochter Minona väterliche Zuneigung. Ich hatte noch immer Jean Paul mit jungen Damen gern beisammen gesehen. Sein Wesen hatte etwas von der Wärme des Liebhabers, und von der Würde des Vaters. So war er in seiner Jugend, und so ist er geblieben. Ein junges Wesen machte auf ihn einen Eindruck wie ein Kind, oder auch wie eine Blume. Es mischte sich keine Persönlichkeit hinein; wer zart fühlte, konnte sich nicht darüber täuschen. Somit gaben sich Bräutigam,

Ehegatte, Vater und Bruder eines holden Wesens zufrieden. Der Kuß Jean Paul's erschien ihnen wie ein Ehrenschmuck auf Wange oder Lippe eines jungen süßen Geschöpfs, und so auch diesem selbst.

Durch eine stillschweigende Uebereinkunft fanden sich die Verehrer und Verehrerinnen nachmittags auf der Brühl'schen Terrasse ein; manche von ihnen brachten ihm Blumen oder ein Lied. Jean Paul's Wehmuth milderte sich in diesem Kreise. Der Tod seines Max hatte ihm eine tiefe Wunde geschlagen, die bei der leisesten Berührung blutete. Ich hatte oft die Freude, ihn in Dresden zu sehen. Er wünschte Wolke näher kennen zu lernen. Ich bat einige Freunde, mit Jean Paul zum Essen zusammen. Malsburg und Loeben waren gerade nicht in Dresden anwesend, meine Freundin Sarah Kaskel hatte Abhaltung, und auch Graf Egloffstein aus Weimar konnte nicht kommen. Bekanntlich beschäftigte sich Wolke am liebsten mit Sprachforschung. Es war Gediegenes und Zweckmäßiges in seinen Vorschlägen. Er wollte die Rechtschreibung zur Einfachheit zurückführen. Ich meine, sie bedürfte dessen sehr; es werden aber noch lange Zeiten und bedeutende Umwälzungen überhaupt vor sich gehen müssen, ehe es gelingen wird, die modernisirten Sprachen auf die frühere Einfachheit zurückzuführen. Die Umgestalter schneiden immer in das gesunde Fleisch, so auch Wolke. Unter anderm wollte er die „Hoffnung" nicht mehr statuiren, sie sollte heißen „die Hoffe". Seine Gründe habe ich vergessen. „Ach nein!" rief Jean Paul, „lieber Wolke, lassen Sie uns die Hoffnung, es darf kein Jota davon wegbleiben!" Dieser Scherz entmuthigte unsern Puristen, er wendete das Gespräch auf andere Stoffe.

Jean Paul hatte große Freude an Kraukling und dessen Gattin; dieser, einer der sinnigsten Denker, die ich gekannt,

kam im Gespräch immer auf das Rechte und Nothwendige, immer so, daß man wünschte, er möchte mehr sagen; und dennoch war er sich bewußt, nicht blos das Rechte, sondern auch genug gesagt zu haben. Auch Lindemann, ein liebenswürdiger Kurländer, trug zur Unterhaltung der Gesellschaft bei, er war gedankenreich und freimüthig. Ein angenehmes kleines Intermezzo dankten wir Krauklings blonden Kindern, die in ihren blauen und rothen Kleidchen mit ihren helleu Augen und rosigen Wängelchen plötzlich unter uns erschienen, ihre purpurnen Lippchen herreichten, und vom ganzen Kreise bewillkommt wurden, am herzigsten doch von Jean Paul. Er bemächtigte sich sogleich des kleinen Julius. „Wer bist du Kleiner"? „Ich bin der Julius!" „Was willst du hier?" „Mutterchen hat mir erlaubt, daß ich kommen darf." „Was willst du denn mit dem Kuchen da machen?" „Essen!" „Willst du keinen dem Schwesterchen geben?" „Wenn ich muß? Ja!" „Du mußt nicht, wenn du es nicht gern thust!" „Ich thu's auch gern!" „Warum hast du's denn nicht gleich gethan?" „Ich dachte nicht daran!" „Warum dachtest du nicht daran? Aber warum denn nicht?" „Weil ich meinte, es wäre genug für mich!" „Sieh einmal die große Menge Kuchen." „Ich hätte sie schon bezwungen!" „Nun, so nimm sie!" „Nein!" rief Julius, „Maria muß auch welchen haben." Er theilte sogleich für Maria ab. Jean Paul fragte sehr ernsthaft: „Wie heißt du?" „Julius", sagte der Kleine. „Julius, wenn ich dir nun deinen Kuchen wegnehmen wollte?" „Ach nein! da hättest du ihn mir nicht gegeben." „Warum das, ich bin ja groß und habe die Kraft dazu." „Die hast du freilich, aber nicht das Recht, denn was man behalten will, das gibt man nicht weg." Es ging noch eine Weile so fort. Maria aß indessen wohlgemuth ihren' Kuchen, und Julius auch.

Die Kinder verursachten gar keine Störung. Julius schien zu empfinden, daß er ein höheres Wesen vor sich hatte. Es war ein allerliebstes Gemisch in dem Wesen des Kindes gegen Jean Paul, ein Gemisch von Zärtlichkeit und Scheu, das ihm sehr wohl stand. Jean Paul hatte im allgemeinen Liebe zu Kindern und wußte mit ihnen umzugehen. Kraukling verlor seinen Julius früh. In dem Augenblick eines solchen Verlustes sieht man nicht ein, welch ein Glück es für ein solches Kind ist, in die Heimat zurückzukehren. Die Franzosen haben ein Gefühl davon, sie sagen gewöhnlich: „Das ist nun ein kleiner Engel in Gottes Reich!" Auch wenn ein Kind im Schlafe lächelt, sagen sie: „Es lächelt den Engeln zu!" Dies war wenigstens der Fall, als ich dort war. Es ist mir vorgekommen, als wären sie später von solchen anmuthigen Vorstellungen minder erfüllt gewesen. Vielleicht hatten die Greuel und Leiden der Schreckenszeit das Gemüth der Bessern unter ihnen weicher und empfänglicher gemacht, und die Wiederkehr der Ruhe wirkte abkühlend, abstumpfend auf ihr feineres Gefühl. Nach meinem Urtheil bedarf diese Nation, nachdem sie durch so viele schroff durcheinander geworfene Phasen gekommen, von nun an noch schwerern Unglücks, als sie bisher Schlag auf Schlag erlitten, um wieder zu Gott zurückzukommen und ihr eigenes Selbst zurückzugewinnen. Ihre Vertilgung durch Feuer und Schwert bahnt ihre Wiedergeburt vor, die Grundelemente ihres Wesens sind liebenswürdig und großartig, doch die bisherigen Misgeschicke und Wechsel haben ihnen nur gezeigt, was sie können, nicht was sie sollen.

In die Reihen der Personen, die ich sehr ungern verließ, gehörten noch vor vielen die Witwe Madame Fechner, Mutter des geistreichen Physikers und des rühmlich bekannten

Malers dieses Namens, und ihre sehr liebenswürdigen Töchter. Es athmete in diesem Kreise die frische belebende Luft schönen geistigen Seins, echten gemüthlichen Sinnes, hingebender Traulichkeit, warmen Gefühls für Kunst und Bildung.

Der hochverdiente Director der Blindenanstalt in Dresden und seine edle Gattin erholten sich gern in diesem Kreise von den strengen Uebungen ihrer drückenden Pflichten; drückend zwar nicht für sie, die ihnen ihr Dasein geweiht hatten.

Den Kreis der Familie erheiterte noch eine liebenswürdige alternde Dame, eine Gräfin Schmettau. Wenig von außen bedürfen Menschen, die in sich selbst beglückt sind, denen Arbeit eine Lust ist. Der Genügsame hat die rechte Lebenskunst inne. Die Fülle des Reichthums ist dem Genuß feindselig, sie steigert die Bedürfnisse, statt dem Besitze seinen Werth zu lassen. Der Sonnenstrahl, der die Wellen des stillen Baches vergoldet, welcher vor der Hüttenthür des armen Landmanns rieselt, durchdringt das Herz des Genügsamen, und weidet sein Auge mit süßerer Pracht, als die goldene Zier der Paläste.

Durch die reine Gebirgsluft und den Harzduft der Tannen belebt, gewann mein lieber Max ein neues Aufblühen. Die Badegäste hatten Schandau verlassen. Wir blieben noch solange, als die Verhältnisse es zuließen, denn der Herbst war entzückend. Zudem war eine Familie angelangt, deren Umgang uns wahrhaft beglückte. Es war Hofrath Clarus mit seiner liebenswürdigen Frau und hoffnungsvollen Kindern, der hier reine Luft und Einsamkeit suchte, um ein wichtiges wissenschaftliches Werk ruhig und freudig zu vollenden. Seine Frau und Kinder brachten die Abende bei mir zu. Es muß mir geahnet haben, daß ich nicht

wieder so glücklich werden würde wie damals, denn das Scheiden that mir unbeschreiblich weh.

Mein ältester Sohn kränkelte sehr, das Uebel fiel ihm auf die Augen. Dr. Rosenberg aus Kurland brachte bald und glücklich eine Heilung zu Stande. Wie schon erwähnt, hatten mehrere Aerzte geäußert, daß er entweder Meerbäder oder reine Schwefelbäder brauchen müßte; letztere gäbe es in Deutschland nur zwei: Baden bei Wien, oder Aachen. Das erste sei das kräftigste, unvermischteste.

Die Nothwendigkeit dieser Reise war ein harter Schlag für mich. Ich würde das Meerbad vorgezogen haben, aber der Weg dahin war zu weit, der Aufenthalt zu theuer; Wien lag näher. Ich hatte dort alte Freunde. Eine weitere mächtige Lockung dahin war meine Oper „Euryanthe"; es ließen sich dort literarische Verhältnisse anknüpfen, die ich nicht hoffen konnte, in einem Seebad zu finden.

Karl Maria von Weber misbilligte meinen Entschluß, und rief aus: „Ei, Sie werden doch nicht nach Wien gehen! Sie können sich keinen Begriff von der Censurstrenge machen. Gesetzt einmal, sie wollten drei Gänse kaufen, und ließen es in die Zeitung setzen, da meint die Censur: «Himmel, was will die Frau in ihrer kleinen Haushaltung mit drei Gänsen!» Und sie streicht Ihnen zwei." Ich lachte, und ging gleichwol hin.

V.

Erlebnisse im österreichischen Kaiserstaat.

Ausgenommen den Lichtpunkt Prag, war meine Reise nach Wien höchst beschwerlich und langweilig. Wen es nach einem Vorschmack der Hölle lüstete, der mußte damals von Sachsen durch Böhmen und Mähren reisen, und das mit schlaffer Börse wie ich. Der Oesterreicher sagte zu der Zeit: „Der Böhme ist ein Schurke und weiß es nicht!" Ich glaube, bei den wenigsten bedarf es des Nachsatzes. Ich halte den Böhmen für geistbegabt und tapfer von Natur; aber unterdrückt ein Volk, quetscht ihm das Mark aus den Knochen, so wird es elend an Leib und Seele!

Wir trafen in Prag das junge Ehepaar von Holtei. Luise von Holtei war eine der liebenswürdigsten Gestalten, die je die Bühne geschmückt. Sie starb früh. Ihr Andenken wird leben.

Professor Gerle ließ es sich angelegen sein, mir Prag zu zeigen. Clemens Brentano hatte mir ein günstiges Urtheil über diese Stadt eingeflößt, er sagte: „Da es kein Wien mehr gibt, ist Prag noch der beste Wohnsitz für unsereinen!"

Ich hätte darin bleiben mögen. Traulichkeit und Größe lebten in den Eindrücken, die ich dort empfing. Professor Gerle gab uns eine ausführliche Erläuterung über den Proceß Wallenstein's, Herzogs von Friedland. Ein deutscher Gelehrter hatte in Prag die Acten durchstudirt, und Auszüge daraus gemacht, aus denen Wallenstein's Unschuld sich klar und unwiderleglich herausstellte. Der Druck dieser Auszüge kam nicht zu Stande. Wenn Schiller sie gekannt hätte, so würde seine Arbeit leichter von statten gegangen sein; doch würden wir ein anziehendes ergreifendes Bild weniger besitzen, und vielleicht würde der unschuldige Wallenstein minder interessiren als der, den Schiller dargestellt hat, der die Lehre gibt, die zu oft vergessen wird, daß niemand glauben soll, er habe das Böse in Händen, und könne es guten Zwecken dienstbar machen. Lessing's Wort ist das richtige: „Laß dich den Teufel bei einem Haar fassen, und du bist sein auf ewig!"

Wir schieden mit Bedauern von Prag. Der zugemachte Wagen, den wir genommen hatten, schützte uns nicht vor den Fluten eines Wolkenbruchs, der uns und unser ganzes Gepäck durchnäßte. Wir mußten sogleich auf das Zollamt. Der brave Beamte, der beschäftigt war, die Uebersiedelung unsers Gepäcks in eine Kutsche, die uns nach dem Gasthof führen sollte, zu besorgen, und der sich von uns nichts Böses versah, obgleich meine Kinder langes Haar trugen — denn sie hatten ja keine Bärte —, wurde aus seiner humanen Stimmung wie durch einen Zauberschlag entrückt. Auf seine Anrede: „Declariren Sie nur, womit der Wagen so voll gepackt ist! Sie sind ja schon an der Grenze durchsucht worden, da sind wir gleich fertig!" antwortete ich, in der Meinung, meine Sache vortrefflich zu machen: „Gar nichts

Mauthbares haben wir bei uns, nichts als Papiere und Bücher!" Bei diesem Wort zuckte der Alte zusammen, wurde todtenblaß, und hemmte mit beiden Armen die Bewegung der Zolldiener, die eben jeder einen Pack zusammengebundener Bücher aus dem Reisewagen einschieben wollten. „Bücher!" rief er aus. Leichenbläße überzog sein Antlitz. Er ließ das ganze Umgepackte des Inhalts meines Reisewagens wieder hineinbringen, schloß ihn zu, und versorgte ihn in einem Schuppen, indem er sagte: „Bemühen sich Ew. Gnaden morgen um 9 Uhr wieder her, da wird der Herr Hofsecretär Ihnen wegnehmen, was nicht nach Wien hinein darf."

So mußten wir fort und hatten nicht einmal frische Wäsche für die Nacht. Der Kutscher führte uns in die „Drei Rosen" in der Josephstadt. Wir waren noch kaum aus dem Wagen gestiegen, so behändigte man uns eine Pränumerationseinladung auf „Bäuerle's Theaterzeitung". Ich schickte sie zurück, und erstaunte über die Aufmerksamkeit des Redacteurs, die wir übrigens mit allen neuangekommenen Fremden theilten.

Schnell hatte sich die Nachricht von meiner Ankunft verbreitet, und es kamen noch denselben Abend mehrere werthe Bekannte, die uns schon „draußen" besucht hatten. „Draußen" heißt nämlich alles, was nicht innerhalb des österreichischen Kaiserthums liegt, und Deutschland heißt so ziemlich alles, was nicht in Oesterreich liegt. Ich wäre neugierig zu erfahren, ob das Hidalgowesen aufgehört hat; wer zwei Stengel Petersilie kaufte, erhielt augenblicklich den Adel in Wien. Das war schön und nicht theuer! Diese Gewohnheit schreibt sich noch aus den Zeiten Karl's V. her, wo auch die Hauptstraße Callemayor, der Abendspaziergang der schönen Wienerinnen, sich in den Kohlmarkt umschuf, als die Spanier fortgingen.

Vielleicht haben überhaupt die Wiener die ominösen Namen ihrer Straßen, Plätze und Häuser umgeändert. „Stöß in Himmel" ist einer, „Zum schmeckenden Wurm" ein anderer; daselbst hatte ein Ritter einen geflügelten Lindwurm erlegt, den niemand wagte wegzuschleppen, weil sein Modergeruch die ganze Gegend verpestet hatte. Das französische und österreichische Volk sagt „schmecken" für „riechen". Ein Haus hieß „Schab den Rüssel", und neben diesem eines: „Küß den Pfennig". Es knüpften sich an diese Benennungen Familiensagen, die aber nicht interessant gewesen sein können, ich würde sie sonst behalten haben.

Den angenehmsten Eindruck in Wien machte die Leopoldstadt, besonders die Jägerzeile. Auf der linken Seite standen die Gezelte vor den Häusern gedrängt nebeneinander, die Tische beladen mit Erquickungen und Eßwaaren, die fremden Gäste wie Bienen dicht umher. Sie trugen vielleicht ihr ganzes Vermögen am Kopf und um den Hals herumgereiht mit vier doppelten Dukaten vom feinsten Golde; lange fahle Gesichter, jung, aber ohne Jugend und ohne Blüte, mit nichtssagenden Augen! Das viele Gold auf Hals und Scheitel gab ihnen eine gewisse Freudigkeit, aber nur von außen. Ich habe mich nie erkundigt, was das für Völker waren, die dort mit Golde prunkten; doch der Anblick war heiter. Die Musik, meist aus Böhmen, verdarb nichts. Die Gläser wurden nicht fleißig geleert, das Backwerk selten umher gereicht Man sah es den dürren Gesichtern an, daß sie keine Wiener waren. Der Wiener mag wol auch im Laufe der Zeiten aufgehört haben, ein Genießer zu sein. Leopoldstadt und Prater genossen wenig Wein; ein braunes widerwärtiges Bier wurde aufgetragen, und der gutmüthige Wiener trank es herunter, es brauchte nicht zu

schmecken, wenn es nur da war, und Freund Polichinel tapfer dazu quäckte und lustig dazu prügelte. Die Dramen waren von ungenannten Autoren und stereotyp. Grüner, klangdurchschwirrter Prater, mit deinen Rehansiedelungen, mit deinen harmlosen Menschenmassen, die froh sind, weil sie es sein wollen, löse mir das Geheimniß deiner Zauber und das tiefere deiner Umwandelung! Du ernst, du blutdürstig, du abhold deinen alten Neigungen, untreu deinen Gewohnheiten, gedankenloser Menschenfreund, und absichtlicher Gedankenfeind, du warst des Seins müde, und wolltest werden! Warum? du warst ja gut! Das „Bessere ist des Guten Feind!" sagt der Perser. Dies ist ein tiefsinniges Wort!

Wien ist vielmal geprüft worden seit ich es zum ersten male sah. Wassersnoth, Staatsumwälzungsnoth, Papiergeldnoth und wer weiß was sonst noch für Nöthe hat es durchmachen müssen. Es muß herzbeweglich ausgesehen haben, als die damals noch jungen Herzöge Ferdinand und Franz durch die überschwemmten Gassen wateten oder ritten, durch die kleinsten Hausthüren sich bückend schlüpften, und den Aermsten auf durchnäßtem Lager Geld reichten. Die Linke wußte nicht was die Rechte that. Aber das Rechte that sie, „sie half". Guter Wiener, du konntest dich empören?

Im Park bei Schönbrunn zeigte man uns die wilden Thiere, die man sehr hungern ließ. Der geistvolle Maler der Blumen, Pflanzen und Thiere, Klein in Schönbrunn, bemerkte gegen uns, daß in den Naturgeschichten eine Rubrik fehle, nämlich die der Thiere, welche ihr eigen Bett fressen. Der Elefant fräße alle Morgen sein Bett. Auch habe sich während eines harten Winters der Wolf in den Garten hineingegraben, und als freiwilliger Jäger gestellt.

Freund Castelli führte uns auf die Theaterkanzlei. Wir lernten Graf Moritz von Dietrichstein, Hofrath von Mosel, den Hoffecretär Schreivogel kennen, und verlebten einige schöne Morgenstunden. Diese drei so ausgezeichneten Männer vereinigten die Gewandtheit des Norddeutschen mit der Gemüthlichkeit des Wieners. Castelli war der wahre Theodor Hell von Wien. Wir versäumten auch nicht Duport aufzusuchen, und Barbaja kennen zu lernen, den lebhaften thätigen Italiener, welcher den Preis der Logen im Operntheater auf 80 Fl. gesetzt, was nie zuvor der Fall gewesen, und gleichwol in der Saison drei Millionen Fl. Schaden hatte. Er empfing mich sehr herzlich, und machte den gewöhnlichen Preis einer Oper, welche für das Kärnthnerthortheater geschrieben ist, voll. Weber hatte geglaubt, den Nutzen des Theaters wahrnehmen zu müssen, und mir in allem nur 30 Dukaten gegeben. Als Barbaja dies erfuhr, machte er, wie bemerkt, die 150 Fl. Conventionsmünze voll, und schenkte mir zu jeder Vorstellung eine Loge im dritten Rang, lud mich auch zu den Proben der „Euryanthe" ein. Dort fand ich den feurigen Lablache, den herrlichsten Baß, den ich je gehört; Rubini mit seinem ausdrucksvollen Tenor, nebst seiner Gattin mit einer ausgezeichneten Altstimme; den Bariton Forti; den Tenor Haizinger, der an seinen Erfolgen noch zweifelte: er stellte nämlich einen Fuß, ich glaube den rechten, wie er nicht stehen sollte. Zum Unglück waren die Zuhörer auch Zuseher, und ich glaube, Haizinger legte zuletzt diesen Fehler ab, und stand auf seinen Füßen, wie ein großer Tenorsänger stehen soll.

Henriette Sontag hatte ich in der „Donna del Lago" gesehen; aber diese Oper ließ mich kalt, um so mehr, da mein ältester Sohn sich an diesem Abend ganz übel befand und mir große Besorgniß einflößte. Den Italienern ist es

wenig um ein Ganzes zu thun, sie wollen nur eine Mosaik von Effecten; dies liegt im Volkscharakter. Sie kommen zerstreut in das Theater, um sich dort noch besser zu zerstreuen; ihre Loge ist ihr Salon. Nicht so der Wiener. Er fühlt für die Kunst, und gibt sich ungetheilt ihren Eindrücken hin.

Ja, diese Theatergenüsse waren nicht ohne eine Marter, denn die Hitze war eine wahrhaft tropische. Wir konnten es im Theater nicht aushalten, die Wiener hielten aus. Freund Castelli gehörte zur deutschen Partei. Er sagte: „Die Rage für die italienische Oper ist eine bloße Einbildung der Wiener. Wenn die Logen nicht so enorm theuer wären, so würden vielleicht keine zehn genommen sein, jetzt aber will sich niemand ausschließen. Wenn die Sorgfalt für deutsche Musik ebenso weit getrieben würde, wie würde sie aufblühen! Was ist Rossini gegen Weber? Was ist ein David gegen Wild? Und gehen wir zu den Sängerinnen über, so drängt sich natürlich die Frage auf: Was ist eine Fodor gegen eine Sontag? Was eine steife Dardanelli gegen die in allen ihren Bewegungen classische Unger? Sie wissen's wol in Italien, denn sie haben die Unger an sich gezogen!" Und Lablache? fragte ich. „Er ist ein Juwel", antwortete Castelli, „eine Feuerseele, aber ich gestehe es in den Blättern nicht ein, ich will dem Feinde nicht Proviant zutragen."

Auch Deinhardstein war von der deutschen Partei; diese erkannte die Rückwirkung nicht an, welche die italienische Oper in ihrer Kunstvollendung auf die deutsche ausgeübt hatte. Jeder Vernünftige konnte übrigens voraussehen, daß Barbaja weder zum zweiten mal eine Auswahl von Sängern zusammenbringen konnte, wie die letzte war, noch alle Jahre mehrere Millionen aufopfern, damit die Deutschen bei den Italienern in die

Schule gingen. Dresden hatte früher als Wien eine italienische Oper, deren erste Mitglieder nicht unter den glänzenden wienerischen standen. Wer jemals Cantu gehört, wird ihn nie vergessen; aber 1823 mußte die deutsche Oper in Wien der italienischen die Palme reichen. Karl Maria von Weber war mit schönen Hoffnungen aus der Kaiserstadt nach Dresden zurückgekommen, sie blieben unerfüllt. Die drei ersten Aufführungen der „Euryanthe" hatte Weber selbst dirigirt.

Sowie er Wien verließ, wurde diese Oper so zusammengestrichen, daß man sie nicht mehr kannte. Um alle herrlichen Uebergänge war es geschehen, und was mit Liebe und Inbrunst geschaffen worden, war fort. Dies hatte Konradin Kreuzer gethan.

Castelli hatte geäußert: „Die «Euryanthe» ist funfzig Jahre zu früh erschienen!" Jetzt sind vierzig von diesen fünf Jahrzehnden verschwunden. Castelli's Ausspruch scheint sich zu bewähren.

Ich kann nicht bei allen edeln Erscheinungen in Wien verweilen, um nicht diesem Werke eine zu große Ausdehnung zu geben. Ich weiß nicht, ob die Wiener jetzt sind, was sie damals waren; doch ich glaube, sie sind es noch: denn die Grundelemente ihres Wesens können sich nicht umgestalten, sie sind zu echt und zu reich, zu großartig, zu seelenvoll, zugleich auch zu frisch. Der Wiener ist zu gutmüthig und rein, um auch nur zu ahnen, was im Herzen der andern Völker vorgeht. Er spricht ein eigenthümliches Deutsch, aber es hat Farbe.

Nicht lange nach unserer Ankunft mußte mein ältester Sohn nach Baden bei Wien. Wir stiegen im Hause des Grafen Odonnell ab, sprachen mit dem Hausverwalter, und wurden schnell einig. Indeß mein Wagen

abgeladen wurde, nahm ich Feder und Papier, und schrieb ein kleines Lied auf. Nachher ging ich Besuche machen und brachte mein Lied gleich mit. Dr. Beck, ein Freund Friedrich Schlegel's, fand, daß auch Max das Bad brauchen müßte, und verordnete das Leopoldsbad, welches soviel ich weiß nur 19° Wärme hat. Unser Aufenthalt entzückte uns. Die Gegend von Baden bei Wien trägt einen ganz eigenthümlichen Charakter des Friedens, der Fülle, der Anmuth, der Wehmuth möchte ich sagen. Die hohen Buchenwaldungen, in deren Schos das Thal heiter wie ein schlummerndes Kind ruht, umfangen es wie eine grüne Schutzwehr, die unser ganzes Dasein von Sorge und Gewühl des Lebens abschneidet. Oft gedachte ich der gefühlvollen Zeilen aus Haller's Lied, das nun vergessen ist:

Die grüne Nacht umlaubter Bäume
Umfängt das Herz wie süße Träume,
Darin die Seel' sich selber wiegt!
Sie zieht die schweifenden Gedanken
In angenehm verengte Schranken,
Und lebt mit sich allein vergnügt.

Um den Weg aus der Stadt nach dem Helenenthal zu verkürzen, wurde ein Felsen gesprengt, damit die Equipagen schnell zur Brücke des Helenenthals gelangen konnten. Von der Brücke führt ein lieblicher Weg nach dem Felsenrand des Waldbachs, den große blaue Waldglocken und wilde Rosenhecken bis zur romantischen Krainerhütte bekränzen, wo wir oft ganze Tage zubrachten. Von dort aus gelangt man die Felshöhe hinauf nach dem eisernen Thor, und überblickt einen großen Theil der Steiermark. Dort hat die große Dichterin Natur das Idyll der Gegend beschlossen, und ein Epos begonnen,

wo sich herbe Anmuth mit süßer Trauer verschmilzt. Vergleichungen sind im Grunde ein undankbares Geschäft, sonst würde ich sagen, daß der Kirnitschgrund in Sachsen mir lieber ist wie das Helenenthal, und daß dieses vor der großartigen Anmuth und Herrlichkeit des Gosathals erblassen muß. Man sollte eben meinen, es seien die Gegenden, die voneinander so verschieden sind, für die mannichfaltigen Stimmungen der Menschen geschaffen, und daß jeder eigentlich der Schöpfer der Welt ist, die er dort findet.

Der schmucklose Odenwald grünt unter einem Himmel voller Reiz, von welchem die Sterne mit namenloser Pracht herniederglänzen. Baden-Baden, der Niederwald am Rhein, und all die grünen Kränze, mit welchen Gott die Stirn der Erde schmückt, athmen Duft und strömen Licht, säuseln und rauschen den Hymnus ewiger Wonne. Suche nur jeder, dessen Seele stürmt oder glüht, seine eigene Aeolsharfe, er wird sie finden, und jedem geistigen Morgenroth wird seine Memmonssäule erklingen.

Der Sommer neigte sich zu seinem Ende, schöne Herbsttage folgten ihm, sie waren auch geistig belebt. Der Kranz der Geselligkeit in Baden war reich gewoben. Auch von Wien aus empfingen wir viele und liebe Besuche. Die Witterung war so mild, daß sich das Scheiden des Sommers, und dann des Herbstes nur durch kürzere Tage bemerkbar machte. Wir blieben solange es möglich war in Baden. Die Freunde waren alle schon voraus nach Wien. Ein junger Freund Namens Kuppelwieser, Bruder des berühmten Malers, bat mich um ein Drama, zu welchem Franz Schubert die Musik schreiben wollte. Ein schönes Mädchen, das er liebte, M. Neumann, Schauspielerin im Theater an der Wien, sollte

dies Drama zum Benefiz haben. Wilhelm Vogel, Director des Theaters an der Wien, mein guter Freund, hatte schon ein Stück zu diesem Benefiz geschrieben, doch ich wußte es nicht. Es hieß „Der böse Krollo", und that seine Wirkung, als es späterhin aufgeführt wurde; eine drastische Wirkung, wie sie die Vorstädter liebten. Graf Ferdinand von Palffy war Inhaber des Theaters an der Wien, mußte aber seinem Director Vogel, der selbst ein beliebter Lustspiel- und Dramadichter war, die Leitung des Theaters unbedingt überlassen, weil Vogel sein Publikum kannte, und genau wußte, was er ihm bieten konnte, um es zu befriedigen. Er lieferte Kassenstücke. Das war genug, sie hielten eine Zeit lang vor, und füllten den Saal. Wenn sie nicht mehr zogen, wurden sie durch frische ersetzt. Ein famoser Bösewicht war obligat, war Salz und Gewürz; eine Hand voll Liebesjammer, ein mächtiger Beschützer und Retter, ein paar Knalleffecte und das Drama zog an und gefiel!

Der Autor empfing 100 Fl. Conventionsmünze, das Stück mochte gefallen haben oder nicht. Wenn das Publikum die Räume nur sparsam füllte, so behalf man sich mit Comparserie. Eines Abends begab es sich, daß Kaiser Franz mit seiner Gemahlin kommen sollte. Wenn ich mich recht erinnere, so wollten die Majestäten das große Kassenstück „Ein Uhr" sehen, dessen Pointe darin bestand, daß die bösen Geister, welche den jungen Helden Askur ins Verderben ziehen wollen, wie die Tölpel zurückweichen, weil ein wohlthätiges Wesen sich über die Wanduhr hergemacht, damit sie vorausging. Die dummen Geister, welche wahrscheinlich kein Pulver erfunden hatten, hörten Ein Uhr schlagen, und flüchteten sich. Der Held war gerettet. Das Stück hatte unzählige mal das Haus gefüllt. Kaiser Franz wollte es sehen. Ein

dienstfertiger Freund sprang kurz vor dem Aufrollen des Vorhangs herbei, Vogel zu benachrichtigen, daß die Majestäten unterwegs seien. Da wurde denn mehr Licht angesteckt, und was nur an Menschen aufzutreiben war höflich eingeladen die Räume zu füllen „damit der Kaiser Leute sähe". Die Schauspieler überboten sich. Es waren talentvolle Subjecte unter ihnen, und die Majestäten bezeigten ihre Zufriedenheit. Bei alledem konnte sich das Theater an der Wien nicht halten. Vogel ließ es verlosen, und der Inhaber Graf Palffy gewann es zurück. Das war das Schlimmste, was ihm geschehen konnte.

Zu jenem Drama, um welches mich Kuppelwieser bat, schrieb Franz Schubert die Musik. Wie schon erwähnt, war bereits ein Stück zum bestimmten Benefiz geschrieben. Schubert's herrliche Musik wurde gewürdigt, und mit rauschendem Beifall gekrönt. Doch die Dichtung war einmal nicht an ihrem Platz, denn das Theater an der Wien hatte sein eigenes Publikum, und für dies hatte ich nichts schreiben können, da ich es gar nicht kannte. Ueberdem hatte sich Karl Maria von Weber mit Franz Schubert entzweit. Seine Partei war aufgebracht gegen den jungen Tondichter, der nichts Schlimmeres begangen hatte, als daß er auf seine treuherzige wienerische Weise seine Ansicht über die „Euryanthe" aussprach.

Diese Ansicht würde richtig gewesen sein, wenn nicht damals Weber seinen Stil verändert hätte. Er mußte es auch zum Theil, denn bereits fing die Musik an, eine andere Bahn einzuschlagen. Sie suchte Wirkungen durch schwere Massen hervorzubringen. „Wozu denn die schweren Massen?" sagte Schubert. „Der «Freischütz» war so zart und innig, er bezauberte durch Lieblichkeit, in der «Euryanthe» ist wenig Gemüthliches!" Diese Worte genügten,

alle Weberianer in Harnisch zu bringen. Die meisten blieben weg, und die, welche kamen, schadeten soviel sie konnten durch ihre Anwesenheit. Dies alles focht mich wenig an. Im allgemeinen waren die Wiener so wohlwollend gegen mich, daß ich den geringen Erfolg meines Stückes bald verschmerzte. Die „Rosamunde" war sehr dürftig ausgestattet worden. Madame Vogel als Ara konnte wenig wirken. Das Publikum sieht zwar gern Mütter in den sogenannten besten Jahren, aber sie sollen jung aussehen. Es hört gern Romanzen von Schubert, und hat dies namentlich bei der meinigen allgemein bewiesen; aber sie erfordern eine frische Stimme. Madame Vogel sang sie brav, und die Instrumentalbegleitung mit Blasinstrumenten konnte ihre Wirkung nicht verfehlen. Fulvius hätte nicht glücklicher gewählt sein können, es war Rott. Das Talent der Fräulein Neumann war noch erst im Aufblühen. Die dritte Vorstellung der „Rosamunde" würde dem Stück volle Anerkennung verschafft haben, aber der „böse Krollo" gab es nicht zu, daß sie gegeben wurde.

Ich war so ungeduldig die „Euryanthe" zu hören, daß mich nichts anderes beschäftigte. Der ersehnte 24. October kam bald herbei. Der Saal war voll bis an die Dachfenster, der Beifall unermessen. Weber dirigirte das Orchester. Er wurde in Wien sehr geliebt und verehrt, doch als er Wien verlassen hatte, wurde das allerdings etwas lange dauernde Stück unverständig zerstückelt, wie ich schon weiter oben bemerkt habe.

Auf dem Burgtheater wurde im Lauf des Winters mein kleines Lustspiel „Der Wunderquell" sehr anmuthig aufgeführt. Das Dichten für Musik, mein eigentlichstes Fach, hatte so hinreißenden Reiz für mich, daß ich mich fast ausschließlich damit beschäftigte.

Duport ließ mir zu jeder Vorstellung auf dem Operntheater eine Parterreloge öffnen. Dort brachte ich mit meiner Schreibtafel, wogend in der Fülle der Genüsse, meine Abende zu. Solange die Sontag am Kärnthnerthor beschäftigt war, gingen wir vorzugsweise dorthin. Man konnte nichts Anziehenderes sehen als sie, besonsonders in schalkhaften Rollen, als Zerline, Susanne und andere dieser Art. Die Wiener wußten gar nicht, welchen Schatz sie besaßen, und ließen sie Abschied nehmen.

Die junge siebzehnjährige Künstlerin, die eine so glänzende Zukunft vor sich hatte, wurde bei der damals dort herrschenden Stimmung beinahe ganz unterdrückt; sie war ja keine Welsche. Madame Fodor, das reichhaltigste Talent, das man kannte, sah bald ein, was in der Sontag aufblühte. Sie hatte keinen Sinn für die Bewunderung und Liebe ihrer holden Mitbewerberin. Es war einmal bei Duport die Rede von einer Aufführung des „Figaro" auf Italienisch. Ich hatte die Susanne von der Sontag gesehen. „O", rief ich aus, „halten Sie diesen glücklichen Gedanken fest; wie wird die Sontag auf Italienisch entzücken!" Ein krauses Gewölk mit zuckenden Blitzen umschattete die Züge der italienischen Primadonna. Duport entging es nicht, er fiel rasch ein: „Ja, wenn Madame Fodor alle Rollen besetzen könnte; wir haben auch keine Gräfin Almaviva, und was die Sontag betrifft —" Mit Bitterkeit unterbrach ihn Madame Fodor: „Diese kleine Deutsche weiß gar nichts!" Duport brach klüglich das Gespräch ab. Aus der italienischen Vorstellung des „Figaro" wurde nichts. Als aber einige Jahre darauf Madame Fodor in Paris war, „die kleine Deutsche, die gar nichts wußte", hinkam, und alles ihr huldigte, da — dies ist Thatsache — schloß sich Madame

Fodor ein, wollte nicht auftreten, und ließ sich krank melden. Ich erfuhr dies mit Vergnügen.

Eines Abends, nicht lange vor ihrem Scheiden, ging ich auf das Theater, um ein paar herzliche Worte mit ihr zu sprechen; da rief das gute Kind aus: „Ach Gott, wir gehen jetzt alle von Wien, und wenn ich draußen kein Engagement finde, so müssen wir alle betteln gehen!" Dies sagte sie mit Thränen in den Augen, mit schmerzdurchzuckten Lippen, süß umglänzt von ihrer siegprangenden Schönheit und Lieblichkeit. Ich tröstete sie kräftig und zärtlich. Sie gab ihr Abschiedsconcert. Zum Glück war es garantirt. Späterhin gingen den Wienern die Augen auf, sie konnten gar nicht begreifen wie sie dieselbe hatten weggehen lassen können. Rahel schrieb, nachdem sie die Fodor gesehen: „Nächstens erfinden die Engländer eine Maschine, die so artig singt!" Es lag Wahrheit in diesem Ausspruch, und dennoch war er ungerecht. Henriette Sontag war keine Milder-Hauptmann, keine Schechner, keine Heinefetter, ihre Kraft war ihre Lieblichkeit. Alles, was sie ahnen ließ und nicht enthüllte, tönte wie aus höhern Sphären. Clara Novello sang wie sie, man konnte sie hörend sich an die Sontag erinnern; doch man dachte nicht an Clara Novello, wenn man die Sontag hörte. Auch die Seidler-Wranitzki erinnerte an sie, die aber dennoch einzig blieb.

Ich fand die Wiener noch immer in Klagen ausbrechend über die verschwundene „gute Zeit", die fort war wie „die Fremde" in Schiller's Dichtung, und gekommen wie sie, man wußte nicht woher. Zu groß war meine Wehmuth bei solchen Worten, als daß ich hätte fragen mögen, was ich doch so gern gewußt hätte. Mir kam die Zeit, die ich in Wien verlebte, noch immer so anmuthig, so geistdurchbebt vor, daß ich nicht begreifen

konnte, was denn die lieben Wiener beklagten. Sie waren so genussesfähig und so reich an Genüssen, so frischherzig, so empfänglich, so treu ihren Günstlingen, so stolz auf ihre Notabilitäten, wie es eine gute Mutter auf ein herrliches Kind ist. Man konnte kein erfreulicheres Volk sehen, und von allem, was sie liebenswürdig machte, wurde wehmuthvoll behauptet, daß es noch ganz anders gewesen sei. Möge Wien nur das geblieben sein, was es damals war, so werden noch immer diejenigen beneidenswerth sein, die es bewohnen. Möchte ihnen nur niemals die herrliche Eigenschaft verloren gehen, den Menschen gelten zu lassen was er ist und wie er es ist! Man hörte wol einzelne Klagen über Zwang; nie habe ich aber eine freiere Gesellschaft gesehen, als die in Wien. Die Wiener sind nicht fertig, so wenig wie der Baum fertig ist, der noch Aeste treibt, noch Wurzeln ansetzt und sich noch Jahr für Jahr mit neuen Blüten schmückt, und wie der Fels, in dessen Innern, der Außenwelt verborgen, noch Metall und Edelsteine sich bilden, welche die Zukunft ausbeuten wird.

Ich habe noch beinahe ganz von meinen Freunden in Wien geschwiegen; es fällt mir schwer ihrer zu erwähnen, denn zu groß war ihre Zahl, zu gehaltreich ihr innerer Werth. Nur von wenigen will ich sprechen.

Mein ältester Sohn hatte sich schnell einen dichterischen Kreis geschaffen, in welchem er heimisch wurde; ihn bildete eine Anzahl von ausgezeichneten jungen Leuten, von denen er mir täglich zu erzählen pflegte. Die Bedingung der Aufnahme in diesen Kreis war, ein Sonett Shakspeare's mitzubringen. Wilhelm's Gedicht gefiel allen, und der aufblühende Dichter wurde als Meister behandelt. Wilhelm befreundete sich dort mit Herrn von Bauernfeld, Ernst von Feuchtersleben, Andreas Schuhmacher,

Christian Huber und andern verheißungsvollen Dichtern, deren Knospe sich reich entfaltete. Mehrere von ihnen, z. B. Christian Huber, Andreas Schuhmacher, waren nicht allein Dichter, sondern auch vortreffliche Linguisten. Auch Moritz von Schwind, der geniale Künstler, gefiel sich sehr in ihrem Kreise. Erfreulich sind die Werke von jugendlicher Hand; es ist als strömte Jugend für den Beschauer aus ihnen hervor, und die Wonne des Schaffens geht auch auf sein Gemüth über. Moritz von Schwind arbeitete jenen Sommer an seiner köstlichen Zeichnung „Die Hochzeit des Figaro". Welche Kraft, welche Gedankenfülle, welch überschwenglicher Humor, welche Heiterkeit! Wer mag das köstliche Kunstwerk besitzen? Nur in den besten Werken der florentinischen Schule habe ich eine so innige Verschmelzung der Romantik mit dem Geist der Antike gefunden. Eine sehr liebe Bekanntschaft war uns die des originellen Malers Ruß. Die Gegenstände seiner zahlreichen Gemälde sind alle von glücklicher sinnreicher Wahl und umfassender historischer Kenntniß. Ruß malte ungefähr so wie Fouqué schrieb. Was ich hier meine, kann nur der verstehen, der die Werke des einen las, die des andern sah. Ueberströmende Fülle schöpferischer Kraft ohne Wahrheit, ein Typus für die Züge, Physiognomien und Gestalten, wie auch nicht minder für das Colorit, ein Streben nach Charakteristik, welches mitunter gelungen ist, lebendige Gruppirung, das Ganze erfreulich durch die Intention, abstoßend durch Mangel an Einklang und Vollendung — das sind die Eigenschaften, durch die sich beide verwandt zeigten.

Es sind mir von seinen Bildern wenig im Gedächtniß geblieben; von diesen nenne ich Kaiser Marimilian, der durch die Gasse geht, mitleidig auf die Negerinnen blickend,

die gestäupt werden, weil sie sein Schicksal beklagen, und ein anderes, den unschuldig angeklagten Edelmann Metter darstellend. Der Kaiser ruft aus: „Das that der Metter nich!“ Und von der Stunde an nannte man den unschuldig Gekränkten „Metternich“. Der Beschauer dieser Bilder freut sich des lebendigen Geistes und der Phantasie, die darin vorherrschen. Es bedarf nur wenig Arbeit mit dem Auge, um sie zu verstehen und vollenden zu helfen; die Gruppirung ist klar, oft gelungen.

Ruß starb jung. Er hatte sich immer sehr warm des Unterrichts seiner Kinder angenommen. Es wurde sogar behauptet, er bediene sich nicht der sanftesten Mittel, um ihnen Geschmack für die Kunst einzuprägen. Sein wackerer Sohn Leander und seine liebenswürdige Tochter Clementine waren noch sehr jung, als ich Wien verließ, und besaßen vielverheißende Talente, Schönheitssinn, Geschmack und Zartheit. Vor meiner Abreise wurde Ruß ein kleiner Sohn geboren. Er führte alle Besucher an das Lager des Knaben, und rief allen frohlockend entgegen: „Sehen Sie, da liegt mein christlicher Bildhauer!“ Doch der Knabe starb in den ersten Wochen seines Daseins. Ruß war äußerst belesen, und sehr angenehm im Umgang. Erzherzog Johann bezeigte ihm viel Achtung und Zuneigung, und bat ihn sich mehr als einmal zur Begleitung auf seinen weiten Wanderungen durch die Gebirge aus. Ruß war stolz auf diese Auszeichnung, und mit Recht.

Der Erzherzog führte ein Leben, zu welchem er kein Musterbild genommen hatte, wiewol es so vortrefflich war, daß zu wünschen wäre, daß es sich die Söhne des Thrones zum Muster nehmen. Er vereinigte schon in früher Jugend mit wissenschaftlichen Kenntnissen und geläutertem Geschmack für Poesie, Literatur und Kunst

alle Tugenden des Privatstandes. Er hatte sich vom Kaiser erbeten, statt eines theuern Hofhaltes, den Aufwand für einen solchen ersparen zu dürfen und für die Armen zu verwenden. Der Kaiser glaubte durch ein solches Verfahren alle diejenigen zu beeinträchtigen, die ein angeborenes Recht auf Hofstellen hatten, darum schlug er die Bitte ab. Erzherzog Johann beschied sich nach seinem Bedürfniß und Willen zu leben, ohne seinen Bruder, den er innig liebte, zu kränken.

Er wollte keine Prinzessin heirathen. Ein liebliches junges Mädchen aus dem Privatstande wurde die Seinige. Die ganze kaiserliche Familie bezeigte ihr Achtung und Liebe, mit solcher Zartheit und Herzlichkeit, als wäre sie in ihrer Mitte geboren. Diese Verbindung war eine der glücklichsten, die man jemals sah. Nanette Plochel, die Tochter des wackern Postmeister von Aussee, erfüllte ihren neuen Beruf als Gattin des Erzherzogs mit allem Eifer und aller Umsicht, die eine Throngeborene nur hätte anwenden können. Die Geschichte dieser Vermählung ist so oft in die Welt entstellt gekommen, daß ich es mir zur süßen Pflicht mache, sie wahrheitgetreu zu berichten.

Der Erzherzog war oft im Gebirge. Sein Weg führte ihn durch Aussee. Er pflegte beim Postmeister abzusteigen, und unterhielt sich gern mit dem jüngsten Töchterchen, dessen Lebhaftigkeit und Geist ihn so ergötzten, wie sich ein zärtlicher Bruder eines angenehmen Schwesterchens erfreut. Er fragte sie oft scherzweise: „Nanette, willst du mit mir kommen, wenn du groß bist?“ Das Kind umschlang ihn mit beiden Aermchen, drückte ihn an sich, verbarg sein kleines Gesicht an seinen Hals, und hob seine thränenschweren Augenlider zu ihm hinauf. Sein Herz war tief gerührt, er schwelgte in

seinem Glücke, der Krone seines schönen Lebens. Es war für ihn ein Heiligthum, unberührt von Wünschen und Gedanken, die es hätten entweihen können.

Als Nanette ihr sechzehntes Jahr erreichte, trat eines Morgens der Erzherzog sichtlich bewegt in die alterthümlichen Hallen der Post ein, zog Nanette an sein Herz und betrachtete sie mit strahlenden Blicken voll Innigkeit und Rührung. Ihr Vater und ihre Geschwister erstaunten, und wagten nicht, seinem so veränderten Bezeigen eine Deutung unterzulegen; nur Nanette verstand es, denn sie weinte laut. Der Erzherzog rief dem Vater zu, auf einen großen Bogen verschiedene Namen aufzuschreiben. Der Postmeister gehorchte. Der Erzherzog bat ihn, durch expresse Boten alle die Personen, die auf der Liste standen, zu seiner Vermählungsfeier mit Nanette Plochel einzuladen. Heftiger weinte Nanette, inniger umschlang sie den Geliebten, dessen Hand sie nie gehofft zu besitzen, und über dessen Empfindungen für sie erst der jetzige Augenblick ihr Klarheit gab.

Ihr Vater aber erblaßte und bebte heftig. Er stürzte zu den Füßen des Erzherzog Johann nieder, und flehte ihn bei allem was heilig an, ihn nicht unglücklich zu machen und den Frieden seines Lebensabends nicht zu stören! Der Erzherzog lächelte sanft, und bat den Alten sich zu beruhigen, und ihm zu vertrauen. „Er kenne ganz den Werth des Geschenks, das er von ihm erbitte, und wolle sein Kind glücklich machen", fügte er hinzu. Nanette hatte keine Worte; sie weinte nur über Johann's Hand, die sie mit Küssen bedeckte. Ihr Vater konnte ihren stummen Bitten und glühenden Thränen nicht widerstehen, er wagte zu äußern, daß dieser Entschluß des Prinzen ihm vielleicht seine Freiheit oder gar sein Leben kosten würde, allein er gäbe nach, um nicht Nanettens Herz zu brechen. So

wurden denn die Anstalten zur Vermählung getroffen, die ganz in Stille vor sich ging. Die Stimmung der Neuvermählten und ihrer Familien war ernst und feierlich, aber beseligt.

Es geschah hier was so selten der Fall ist, ein Bündniß an des Thrones Stufen aus innerer Nothwendigkeit geschlossen. Es verletzte keine Pflicht, kein Verhältniß. Zwei freigeborene Menschen schlossen aus freiem Antrieb und wahrer geprüfter Zuneigung den Bund für die Ewigkeit, der ihr Leben heiligen und beseligen sollte.

Als ich nach Aussee kam, um das Stift Admont zu besuchen, eilte ich zu Postmeister Plochel, um ihm den Zweck meiner Reise zu erklären. Ich bat ihn und seine Familie, die junge Gemahlin des Erzherzogs davon in Kenntniß zu setzen. Ich fand sie hierzu ganz geneigt, und werde späterhin auf diesen Zeitpunkt zurückkommen. Für jetzt muß ich noch bei meinen Erinnerungen aus Wien verweilen.

Unser gesellschaftlicher Kreis war dicht geschlossen; er wirkte zwar nur oberflächlich, aber doch erfreulich auf uns. Wilhelm studirte Geschichte und Philologie, Max seine Kunst in Abbildungen nach der Natur; Max aber war durch zu verschiedene Schulen gegangen, um sich einen eigenthümlichen festen Stil zu bilden, er verließ sich zu sehr auf seine angeborene Fähigkeit zur Charakteristik, und that doch auch wiederum zu wenig, um auf dem Naturwege zum Ziel zu gelangen. Dies Schwanken wurde ihm schädlich. Ihm fehlte der Muth, frisch um sich her zu greifen und das Errungene fest zu halten. Seine ersten Studien machte er in Dresden, unter Professor Hartmann's weiser und meisterhafter Leitung. Wir mußten nach Wien, wo er die Akademie fleißig besuchte, und Wahrheit errang, aber nicht Methode. Der in Dresden so zart

und kräftig errungene Schönheitssinn ging, wenn nicht verloren, dennoch zu sehr in treuherzige Wirklichkeit über, die zu nichts führen konnte. Unsere Reise nach dem Salzkammergut riß den Jüngling aus allen Studien heraus, und übergab ihn ganz allein der Natur. Dieser Weg war für ihn der rechte, doch er verließ ihn, als er nach Frankreich ging, wo ihn sein Vater zum Maler Hersent brachte, dem wackersten Techniker, den er nur hätte ausfindig machen können. Ein unwiderstehlicher Hang trieb ihn auf den frühern Weg der heitern Anmuth und Innigkeit zurück, den er unter Hartmann und Wach eingeschlagen. Er copirte die berühmte „Brautschau" von Greuze, und in bewunderungswürdiger Weise. Er hatte dem eigenthümlichen Meister seine zartesten und tiefsten Geheimnisse abgelauscht. Die Juliusrevolution hinderte ihn, dies Bild zu vollenden, welches mir leider in meinen alten Tagen gestohlen wurde, als ein schlauer und frecher Dieb, der unter dem erborgten Namen J. Moore in irgendeinem Weltwinkel lebt, Mittel gefunden hatte, mich wahrscheinlich durch Chloroform einzuschläfern und mit Hülfe meiner damaligen Umgebung auszurauben. Meine schönsten und liebsten Bücher in Prachtbänden, meines Max früheste und letzte Werke, seine Skizzen, die Bildnisse unserer liebsten Freunde und Freundinnen wurden mir entwendet, und doch hatte ich diesem Menschen nur Gutes erzeigt. Noch kann ich nicht an diesen Raub denken, ohne den heftigsten Schmerz zu empfinden, und nur schwer fasse ich den Trost, daß es Gott war, der ihn zuließ, in unerforschlicher, aber gewiß heilsamer Absicht.

Der Mangel an Landluft wirkte sehr empfindlich auf uns alle; ich glaubte diesen Uebelstand durch eine Wohnung in der Heugasse beseitigen zu können. Nur drei oder vier Häuser von der Familie Schnorr von Karolsfeld entfernt,

dem fürstl. Schwarzenberg'schen Garten gegenüberliegend, frische Luft vom Linienwall empfangend; in nächster Nähe des herrlichen Schlosses Belvedere, schien uns diese Wohnung alle wünschenswerthen Vorzüge zu vereinen, und that es auch an den Tagen, wo kein Zucker in der nahegelegenen Zuckerfabrik gebrannt wurde. Wir waren jetzt in demselben Fall wie in Dresden, wo auch ein solches Etablissement uns aus unserer Wohnung vertrieben hatte, und litten unbeschreiblich durch die Ausdünstungen des Ochsenblutes, die jeden Athemzug vergifteten. Schnorrs litten nicht dadurch, denn die Gassen machten einen Bogen, der die gräßlichsten Dünste nach einer andern Seite hinführte. Einen Theil des Frühlings brachten meine Söhne im Schloß Niederwallsee bei unserm unvergleichlichen Freunde Graf Konstantin Wickenburg zu. Auch mein Max hatte einen Krankheitsstoff aus unserer Wohnung mitgenommen, der ihn dem Grabe nahe brachte, ohne daß ich es wußte; auch wurden die Arbeiten in der Fabrik erst im hohen Sommer lebhaft betrieben. Es war der glühende Sommer 1826, der uns in dieser unheilvollen Wohnung fand. Dr. Jeitteles, ein junger Mann, dessen Gemüth, Geist und Kenntnisse im schönsten Einklang standen, und sein Freund, Dr. Grohmann, bestanden darauf, daß wir auf das Land müßten. Grohmann verschrieb eine Fußreise über Baden und Heiligenkreuz, nach Marienzell in das Salzkammergut, um dort die Soolbäder zu gebrauchen und in der unvergleichlichen Luft der Gebirgswaldungen zu genesen. Wir hatten mehrere vortreffliche Aerzte gehabt, die uns die höchste Achtung für ihre Wissenschaft eingeflößt hatten. Welche Wunder hatte unser Freund Koreff an uns gethan! Hufeland, Osann, Hofrath Althof in Dresden, Hofrath Czihak, dessen be-

scheidenes Andenken nicht neben dem jener großen Männer glänzt, aber dennoch immer blühen wird, waren uns unaussprechlich theuer, unser Glaube an sie war unerschütterlich.

Was Dr. Grohmann betrifft, so hatte dieser lange in Aegypten bei Mehemed Ali verweilt, und sich dort sehr wohl befunden. Mit der höchsten Achtung nur gedachte er seines ehemaligen Gebieters und der Türkei, aus welcher ihn ein unüberwindliches Heimweh nach Wien zurückgetrieben. Die Fußreise, die er verordnete, war uns allen sehr heilsam; allein mit dem Soolbad war er auf einem Irrwege — es schadete uns allen. Dr. Klinstein, der verdienstvolle Badearzt von Gmunden, machte uns auf die Gefahren desselben aufmerksam, und wir folgten ihm. Von der Wassercur war damals noch keine Rede; doch auch bei dieser bedarf es der höchsten Vorsicht.

Die eigentlichste Cur für alle Geschaffenen ist — ein tugendhaftes Leben, ein strenges Abwenden von allen Lastern der sogenannten Civilisation. „Laßt uns besser werden, gleich wird's besser sein!" Der große Hufeland hat hierüber vieles angedeutet. Es ist zwar die bequemste, und wenn man will die angenehmste Art, sich in leiblichem Zustand zu erhalten, selten zu erkranken, und durch die Behandlung eines geschickten Arztes wenigstens scheinbar zu genesen; allein oft brütet die in den Körper zurückgetriebene Krankheit Verderben. Strenge Tugend ist der einzige rechte Arzt; sie ist nicht so leicht wie Arzneinehmen, aber weder so gefährlich wie dieses, noch wie eine unvorsichtig gebrauchte Wassercur. Der berühmte französische Arzt Tissot kam Hufeland nahe. Die Herren Aerzte sollten seine Werke studiren; denn die Neuheit der eingeschlagenen Wege kann den Nutzen der geprüften Erfahrung nicht ersetzen, die noch immer ihren Werth behält, wenngleich die

Lebensweise der jetzigen Welt gegen die Anwendung früherer einfacherer Mittel streitet, und vor allem das oben vorgeschlagene verwirft. O es wird anders werden! Es wird eine Zeit kommen, welche die Menschheit in das Geleis der Vernunft und Ordnung wieder zurückführen wird, aber nicht aus freiem Willen, sondern durch heilsame Nothwendigkeit; denn bereits schlürft die Menschheit an den Hefen des Taumelbechers.

Wie ahnungslos betritt der kurzsichtige Mensch seine verhängnißvollsten Lebensbahnen: was ihm Mittel scheint, ist Zweck; er aber weiß es nicht. Mancher müht sich redlich ab, und wenn er am Ziel seiner Kräfte ist, wird er es gewahr, daß er nur einen Maulwurfshaufen aufgeworfen hat!

Unbewußt stand ich im Salzkammergut an dem entscheidendsten Wendepunkt meines irdischen Daseins. Ich zweifle, daß ich Kraft finden werde, das Ueberschwengliche zu schildern, was in mein Leben und Handeln eintrat. Viel Täuschung waltete dabei ob; aber Wahrheit war mein redlicher Wille, den verwüstenden Krebsschaden zu heilen, der an einem guten bravgesinnten Volke nagte und seine schönste Kraft verzehrte.

Manches ist mir von meinem schweren und frommen Werk gelungen. Ich habe mehr geopfert, als meine Ruhe und Gesundheit. Die Lockung war zu groß; ich vertraute zu kühn auf meine eigene Kraft. Mit Recht sagte einmal Erzherzog Johann: „Wenn das Gute zu üben leicht würde, so hätten wir den Himmel auf Erden!“ Auch er fühlte sich aus innerer Nothwendigkeit gedrungen, mit weiser und zarter Hand an die Aufgabe der Zeit zu gehen. Auch er stieß auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Sein Bruder, der Kaiser Franz, war gut und wohlmeinend; er wollte das Gute, das Rechte.

Sein guter Engel, die Kaiserin, kämpfte mit Besonnenheit und Kraft gegen die Einflüsse, die des Kaisers edeln Willen lähmten und den Standpunkt seiner Ansichten verschoben. Er pflegte von ihr zu sagen: „Ich habe drei Kaiserinnen gehabt, jetzt habe ich ein Weib!“ Sie äußerte zuweilen: „Ich bin im Staate nichts als des Kaisers Weib!“ Ich hörte das nicht gern. Die Ansicht war bescheiden und rein weiblich, aber bei dem Geist, den sie besaß, wäre es ersprießlicher für den Staat gewesen, wenn die Kaiserin sich erinnert hätte, daß sie berufen war, dem Kaiser mehr zu sein als ein Weib. Eine gewisse nothwendige Reform im ganzen Hauswesen der kaiserlichen Burg war ihr gelungen, und hatte der edeln Frau große Mühe gekostet. Der Gegenstand war dringlich, es mußte Ordnung gemacht werden. Die Gebräuche und Misbräuche einer frühern Zeit konnten nicht mehr bestehen, wäre es auch nur der Ordnung wegen gewesen. Man hatte ehemals den Glanz und die Würde eines kaiserlichen Hofes in der Vergeudung gesucht. Nicht ohne Gefahr konnte man diese fortsetzen. Die Kaiserin wollte dem Volke zuwenden, was die feiste betreßte Camarilla verschlang. Dies war kein leichtes Werk, und ich weiß nicht genau, ob es in seinem ganzen Umfang gelungen ist. Ich könnte hier einige Beispiele anführen, um einen Begriff von dem zu geben, was vorgenommen werden mußte und zum Theil auch wurde. Z. B. ein wackerer Mann, der nützlicher verwendet werden konnte, genoß in vollkommenster Ruhe einen ansehnlichen Gehalt als Kammerherrenansager. Seine Functionen bestanden darin, daß er, wenn ein neuer Kammerherr an den Hof kam, in der Stunde seines Empfangs die Flügelthüren öffnete und den neuen Ankömmling meldete, worauf er sich alsbald bescheiden zurückzog.

Von mehreren ähnlichen Ausgaben werde ich nur einige nennen, die wahrscheinlich abgeschafft wurden. Ein Mitglied des Burgtheaters wurde mit einer Sinecure ähnlicher Art begnadigt. Er bezog 500 Kaisergulden jährlich, und hieß kaiserl. königl. Ofenheizer. Einen andern Herrn wird man im Hofkalender unter der Bezeichnung: „kaiserlich königlicher Hofschwanzrührer" mit einem ansehnlichen Gehalt bezeichnet finden. Seine Function war eine Oberaufsicht bei den Feuerröhren der Oefen und Kamine. Ich glaube nicht, daß er sie oft untersucht hat. Centnerweise und sackweise wurden Zucker und Kaffee an die Domestiken vertheilt, ebenso Lebensmittel und Speisen. Dies und ähnliches wurde gestrichen. Das kaiserliche Hofgesinde empfing nun Kostgeld. Ich glaube mich zu erinnern, daß ähnliche Misbräuche, die stark in die Kasse griffen, nun auch an den königlich sächsischen und bairischen Höfen abgeschafft wurden.

In ihrer gewöhnlichen Kleidung beobachtete die Kaiserin große Einfachheit. Sie that viel für die Armen in allen Provinzen des Reichs, und suchte immer ihre Wohlthaten auf eine Art einzurichten, daß sie im allgemeinen ersprießlich wurden. Wollene Decken, welche sie verfertigen ließ, wurden an Arme vertheilt, die kein Bett hatten. Die Leinwand, die in Salzkammergut gesponnen und gewebt wurde, war zum Verkauf bestimmt. Das daraus gewonnene Geld wurde zum Ankauf frischen Flachses und zu neuem Arbeitslohn verwendet u. s. w. Die Kaiserin hatte auch eine Erziehungsanstalt für junge Domestiken errichtet. Den ersten Impuls hatte ein schweizer Canton dazu gegeben, ich weiß nicht welcher. Zwei würdige Fräulein in Strasburg hatten nach diesem Muster eine ähnliche Anstalt errichtet, welche ich 1836 in voller Blüte fand. Es sollte keiner Stadt an ähn-

lichen Anstalten fehlen, deren Nutzen und Segen unermeßlich ist. Arme Mädchen werden darin von zartester Kindheit aufgenommen, zur Arbeit angeleitet und zur Ordnung, zum Fleiß, zur Religion, zur Reinlichkeit und zu gesittetem Betragen angehalten. Die Arbeiten, welche sie verfertigen, werden zum Theil zum Besten der Anstalt verkauft, zum Theil für die Mädchen selbst verwendet oder zu einer Aussteuer für dieselben aufgehoben, die ihnen mitgegeben wird, wenn sie die Anstalt verlassen. Eine Menge Familien sind aufgemerkt, und werden nach der Reihe versorgt, sobald ein solches Kind 18 Jahre erreicht. Man erzieht sie nicht für den Küchendienst. Es ist erfreulich, diese jungen Mädchen alle so gesund und heiter zu sehen. Ich dachte jedoch mit tiefer Wehmuth daran, wie selten es ist, so glückliche Kinder im Schos der Familien anzutreffen, und welchen traurigen Einfluß die meisten Familienverhältnisse, die Zwistigkeiten der Aeltern, der tägliche Kampf mit der bittersten Noth und alles übrige Weh, das mit der höchsten Dürftigkeit verbunden ist, auf die unschuldigen Kinder ausüben. Schon oft habe ich darüber nachgedacht, daß Menschenfreunde für allgemeine Erziehung der Kinder aus der Volksklasse sammeln und sorgen sollten, damit der arme Mensch doch wenigstens eine glückliche Kindheit hätte, und die Grundlage zur Sittlichkeit und Rechtschaffenheit in das Leben hinübernähme. Für viele Waisenkinder sorgt der Staat; doch das Kind, welches im Elend geboren, zugleich bei lasterhaften Familienmitgliedern lebt, ist schlimmer daran, als ein älternloses Kind. Es gibt soviel bemittelte Menschen, die sicherlich von ihrem Ueberfluß keinen bessern Gebrauch machen könnten, als den, ihn für die Erziehung solcher armen Kinder

zu verwenden. Es gibt soviel einzelnstehende Frauen und Mädchen —: welche gottgefälligere Anwendung ihrer Zeit könnten sie ersinnen, als einige Stunden des Tages der Aufsicht oder dem Unterricht solcher Kinder zu widmen? Soll man nicht Keime pflegen, ehe die Pflanze emporsproßt? Und wenn auch die vortrefflichsten Bestrebungen durch die Gewalt der Umstände lange Zeit vereinzelt bleiben müssen: darf man nicht erwarten, daß sich das Einzelne nach und nach zum Ganzen gestaltet? Beklage sich doch keine, die einzeln auf der Welt steht; sie suche nur eine Familie, sie wird bald eine finden. Sie unterstütze eine arme Familienmutter, sie unterrichte und bilde ein verwahrlostes Kind, so wird ihr dabei zu Muthe sein, als wäre es ihr eigen.

Die Kaiserin Witwe von Oesterreich hat beim Lichte des Schmerzes den Weg zum wahren Glücke gefunden. Ihre erste Vermählung war nur eine Verlobung unter diesem Namen. Die Scheinehe, die aus politischen Rücksichten geschlossen worden, wurde getrennt. Kaiser Franz von Oesterreich fühlte sich glücklich in Charlotten Augustens Besitz, und sie suchte und fand Trost für die Leiden der umstürmten Jugend in den frommen Mühen um das Glück ihres Gemahls, um die Linderung der öffentlichen Leiden; denn wer so glücklich war ihr nahe zu stehen, hielt es auch für Pflicht, sie vom wahren Zustand der Dinge in Kenntniß zu setzen. Auch ich that es treulich und herzhaft, ich gab mich in der Nähe einer so hohen Frau voll Geist und Empfindung, voll Poesie und Anmuth, willig dem Zauber hin, der von ihrem Wesen ausströmte, der strengen Pflicht, die Stunden, die ich bei ihr zubrachte, einzig und allein den Leidenden zu widmen, welchen sie helfen konnte. Sie verstand mich, und vielleicht wurde ich ihr dadurch lieber.

Sie fühlte, daß weder Absicht noch Zufall mich in ihre Nähe geführt, sondern göttliche Fügung.

So schwer es mir bei meinen jetzigen Leiden wird, meine Gefühle in Worte zu fassen, so muß ich dennoch in diesem Werke, meinem letzten Vermächtniß an die Welt, zu schildern versuchen, was mich damals beseligte, erhob und entzückte.

Es war im Sommer 1826, wo die furchtbare Hitze und die Ausdünstungen der Zuckerfabrik, verbunden mit dem unbeschreiblichen Fleiß meines Sohnes, der über seine Kraft hinausging, diesem eine schwere Krankheit zugezogen. Dr. Grohmann verordnete Blutegel, späterhin, wie schon erwähnt, eine Fußreise bis nach Gmunden und eine Soolcur. Ich habe schon bemerkt, daß ihm diese nicht zuträglich sein konnte. Wir rüsteten uns zu der vorhabenden Reise, und machten theils zu Wagen, theils zu Fuß den vorgeschriebenen Weg.

In Kloster Heiligenkreuz sahen wir die Bildsäulen der frühern Geistlichen; sie sind fleißig gearbeitet, aber ohne allen Geist. Uns fiel eine derselben auf, auf welcher ein Mönch ein Kelchglas in der Hand hält, in welchem eine Spinne schwimmt. Unser Führer erklärte uns, daß vor etwa vierhundert Jahren beim heiligen Abendmahl eine gewaltige Kreuzspinne von der Decke herunter in den Kelch gefallen sei. Der Geistliche hatte das Glas bebend von der Lippe wieder zurückgezogen. Er widerstand dem Befehl, die Spinne zu verschlucken, weil sie schon im geweihten und gesegneten Wein geschwommen hatte. Der Kelch wurde zurückgestellt, verdeckt und eingeschlossen, sonst hätte sich die Spinne vielleicht herausgearbeitet. Ein expresser Bote mußte nun diesen Vorfall nach Rom berichten. Die Antwort kam in circa zwölf Tagen an, mit dem Bescheid, „der Geistliche müsse den Inhalt des

Kelches verschlucken". Er bereitete sich nun zum Tode, und sank, nachdem er getrunken, entseelt auf den Boden. Ich habe diese schaudervolle Ermordungsgeschichte nie vergessen können. Mein ältester Sohn nahm daraus den Stoff zu einer Romanze.

Unsere Fußreise ging so glücklich von statten, daß wir uns nach jeder Stunde Weges frischer und stärker fühlten. Wir gelangten nach Eisenerz, und trafen hier einige elsasser Mineralogen und eine Familie aus Wien, die wir dort schon in Gesellschaft gefunden hatten und mit der wir unsere Bekanntschaft erneuerten. Und da eben das Bergfest einfiel, welches alle Bergleute von Vordernberg und Eisenerz jährlich zum Dank für den Segen des Berges feiern, beschlossen wir, es in Gesellschaft mitzubegehen. Erzherzog Johann, sagte man, würde den Zug eröffnen. Mich hatte die schöne Gebirgsreise, der erquickende Waldweg auf den Höhen, der Anblick des entzückenden Landes, der Gedanke an das Fest, die Hoffnung, den hochverehrten Fürsten, von dem ich schon soviel Gutes wußte, nun von Angesicht zu Angesicht zu sehen, wunderbar begeistert. Ich dichtete die ganze Nacht. Joseph Dessauer, der vortreffliche Tondichter, hat diese Wanderlieder sehr schön in Musik gesetzt und herausgegeben. Noch in derselben Nacht schrieb ich die Lieder für den Erzherzog Johann ab, um sie ihm zu überreichen.

Frühmorgens machte sich die ganze Gesellschaft auf den Weg zu der Gebirgshöhe, wo der Altar für die Messe aus Laub und Blumen errichtet stand. Die ganze Bevölkerung des Thals war oben. Lustige Feuer flackerten auf der ganzen Fläche der Gebirgshöhe. Die Familien, die herbeigeströmt waren, bereiteten ihre Morgensuppe; auch wir bekamen unsern Kaffee von den Dienstboten unsers Gast-

hofes, die uns mit allem Nothwendigen nachgefolgt waren. Bald verkündeten Musik und Gesang die Ankunft der Bergleute.

Erzherzog Johann ging dem Zuge voraus, in Bergmannstracht. Wehmuthsvoller Ernst leuchtete aus seinen edeln Gesichtszügen. Die Bergleute sahen bleich und abgezehrt aus. Jetzt, wo ich die Dinge der Welt ohne Prisma sehe, erinnere ich mich dieses Umstandes; an jenem Tage fiel er mir blos auf, aber ich glaubte, der Aufenthalt unter der Erde sei schuld daran, daß man an diesen Arbeitern beinahe nur Haut und Knochen sah. Das ist nun das Los der Arbeitsbienen! Der Honig kommt in die Waben, die sie selbst gebaut, und erquickt die Müßigen, indeß die Arbeitsbienen verschmachten müssen.

Während des Gottesdienstes, beim herrlichsten Sonnenschein, wob sich ein Regenbogen, wie ein Kranz, dicht um die Sonne her. Viele Tausende sahen dies bedeutungsvolle Zeichen. Als sich der Zug wieder vom Berg herabbewegte, nahte ich mich dem Erzherzog, und überreichte ihm die Rolle meiner Lieder. Sagen konnte ich nichts, ich war zu bewegt. Er nahm sie schweigend, mit freundlicher Geberde, und der Zug ging weiter. Wir ließen uns an den Kaisertisch führen, wo ein erquickendes Mittagsmahl bereitstand. Dann traten wir die Bergfahrt nach der großen Tropfsteinhöhle an, welche unsere Mineralogen aus dem Elsaß untersuchen wollten. Uns entzückte die Pracht und die Mannichfaltigkeit der Bildungen. Das Lied, welches ich den Bergleuten widmete, möge hier eine Stelle finden.

Der Bergmann kennt den Frühling nicht,
Ihm leuchtet nicht der Sonne Licht,
Ihm weh'n nicht Blumendüfte.

Der Eisenblüte weißer Flor
Rankt ihm aus Tiefen sich empor,
Im perlenden Geklüfte.

Und was in stiller Tiefe blüht,
Erfreut wol auch ein fromm Gemüth
Und wird zur Frucht ihm reifen.
Drum, Mensch, willst du in Kraft gedeihn,
Mußt du dein eigner Bergmann sein,
In deines Herzens Teufen.

Du kennst den ewigen Magnet,
Um den das All im Schwung sich dreht,
An dem sich Sonnen zünden.
O laß ihn aus den Augen nicht,
Die Blüten fördert er zum Licht
In deines Herzens Gründen!

Was lieblich auf der Fläche prangt,
Verglüht, veraltet und erbangt,
Vergebens wirst du's pflegen!
Drum bring' in deines Herzens Schacht,
Und ringe muthig ab der Nacht
Der innern Blüte Segen.

Es war, glaube ich, auf Eisenerz-Höhe, wo ein liebliches Marienbild unsere Blicke anzog; darunter standen vier schlichte Zeilen, die mich innig rührten:

Herzliebes Kind, wo willt du hin?
Weißt nicht, daß ich dein' Mutter bin?
Weil ich dich lieb' herzinniglich,
So komm herbei und grüße mich!

Sollte dieser Nachtigallenlaut der Liebe nicht in irgendein Herz gedrungen sein wie ein Mutterblick,

nicht Einen Schwankenden auf den rechten Weg zurückgebracht haben? Gewiß; denn nichts ist Zufall in der Welt!

Nach beschwerlicher Wanderung gelangten wir die Höhe herab nach Aussee, und von da über die Pötschen und Ischl nach Gmunden. Es war ein herrlicher Sonntagmorgen; wir fühlten uns so gestärkt und erquickt, daß wir wünschten, die Wanderung möchte nun erst beginnen. Die schwarzäugigen Mädchen, mit ihren italienischen Gesichtsbildungen und mit großen weißen Filzhüten, kamen uns scharenweis entgegen, um nach der Kirche zu gehen. Sie waren alle in schwarzen Perkal gekleidet. Ihre Gestalt und der Ausdruck ihrer Physiognomie zeigte keine Spur von der herrschenden Noth, von welcher wir später erfuhren. Die frühe Jugend hat unbegreifliche Hülfsmittel dagegen. Man sieht rosenwangige Mädchen, pausbäckige Kinder, wenn auch das Brot im Hause fehlt. Wenn aber erst die reifern Jahre kommen, so stehen Gerippe vor uns. Dies frühe und vollständige Abblühen ist nicht minder räthselhaft als das erste Frühlingsprangen der Kindheit und Jugend bei dieser elenden Lebensweise.

Es war Zeit, daß wir nach Gmunden gelangten, denn unser Reisegeld ging zur Neige. Wir stiegen im Goldenen Schiff bei Bauernfeind ab. Dieser Name stammt noch von den Zeiten des Bauernkriegs her, der in diesen Gegenden seine volle Wuth verübt hatte. Die den Bauern anhänglichen Familien wurden Bauernfreund genannt. Noch zeigt man auf einem großen Grasplatz am Rande des Waldes die Stelle, wo die Gefallenen eingescharrt wurden. Der Kampf mit diesen Scharen glich einem Vertilgungskrieg.

Ich habe in den Gegenden, die ich in der Schweiz besucht, ehe meine Sehkraft erlosch, nichts angetroffen,

was so reizend wäre wie das Salzkammergut, und so prachtvoll wie der Trauensee, den nur noch der Gardasee übertreffen soll. Was ich von der Schweiz kenne, ist gewaltig, großartig; doch die Anmuth fehlt, mit der jede Stelle im obern Kammergut und Steiermark geschmückt ist, selbst da, wo die Schauer der Natur düstere Wehmuth verbreiten. Das gute treuherzige Volk entspricht dem Charakter der Gegend, es ist einem wohl in der Mitte dieser Gebirgsbewohner.

Mein jüngster Sohn fand es hier so lieblich und traulich wohnen, daß er mir mit seiner hinreißenden Weise der Ueberredung den Entschluß einflößte, den Winter hier zuzubringen. Frau Bauernfeind, eine verständige Gastwirthin, bei der es uns behaglich war, äußerte Bedenklichkeiten über diesen Entschluß. Sie stellte uns vor, daß hier die Fröste scharf und anhaltend wären, dicke Nebel die Gegend einhüllten und der Frühling sehr spät erschiene. Doch es grünte und prangte noch alles so freudig um uns her!

Wir hatten eine wahrhaft göttliche Wohnung. Wir blieben, und gingen unbewußt der verhängnißvollsten Zukunft entgegen. Ich arbeitete damals an einem Roman aus Ludwig's XIV. Zeit, und entwarf eifrige Vorstudien zu diesem Werke, welches ich „Hofgunst und Dichterglück" benannte. Es liegt noch unvollendet unter meinen Papieren. Mein Max hatte ein schönes Gemälde entworfen, was ihn eifrig beschäftigte, Wilhelm eine dramatische Dichtung. Wir schlossen uns ein, um den ganzen Morgen ungestört zu bleiben. Unser Umgang beschränkte sich auf einige Beamtenfamilien, und auf die damaligen Besitzer des Schlosses Ebenzweir, welches späterhin Erzherzog Maximilian von Este gekauft hat. Es liegt unbeschreiblich schön. Der breiteste Spiegel des

Traunsees und die ganze Majestät des Traunsteins, dessen Wald und Gebirgsherrlichkeit den Blick einladen, leuchten vor seinem Ufer. Mit Büchern versorgte ich mich in der Bibliothek eines hochgeschätzten Salinenbeamten, des Herrn Hörner von Roitberg, dessen ganze Zuneigung und gute Meinung ich der Frage verdankte: „ob er Incunabeln besäße?" Er glaubte nun, ich wäre ein Inbegriff aller Gelehrsamkeit, und ich durfte über seine Schätze gebieten. Wir sahen uns oft. Er hatte zwei liebenswürdige Töchter. Seine verstorbene Schwester war Oberaufseherin des Taubstummeninstituts gewesen. Kaiser Joseph hatte es einigemal besucht und dort seiner harmlos muthwilligen Laune Raum gegeben, denn dieser Kaiser war ein großer Humorist; das Volk wird ihn nie vergessen. „Vergessensein ist ein vollständiger Tod, der wirkliche Tod ist nur ein Scheintod!"

Dieser würdige Mann hatte im Franzosenkriege durch Besonnenheit und Muth die Kasse des Salinenamtes gerettet und genoß der allgemeinen herzlichsten Achtung. Sein funfzigjähriges Dienstjubiläum wurde ehrenvoll begangen. O wie schön muß der Rückblick eines Greises auf solch ein Leben sein!

Dem langen Herbst des Jahres 1826 folgte ein scharfer Winter mit sonnigen Tagen. Unsere Arbeiten beflügelten uns die Stunden. Wir vermißten nicht den lieben Kreis in Wien, noch die reichhaltigen Kunstgenüsse, die uns zur Gewohnheit geworden. Wie schon öfters geschehen, arbeitete ich mich krank. Eine Beamtenfrau kam mir Vorwürfe zu machen, daß ich mich gar nicht mehr sehen ließe, und ich erfuhr bei dieser Gelegenheit von der schaudervollen Noth, die in diesem nackten Gebirgsland herrscht, und welche mir die verständige

Frau Registrator Buchgräber mit den lebhaftesten Farben schilderte. Wir hatten bis dahin keine Ahnung davon gehabt. Ich wurde blaß und bebte. Mir war zu Muth, als müsse man zu helfen versuchen. Die Mildthätigkeit des kaiserlichen Hauses war allgemein bekannt; ich glaubte, es käme darauf an, dort Hülfe zu erbitten, und mit einigen huldvollen Spenden, meinte ich, würde dem Lande geholfen sein. Der kaiserliche Hof muß dasselbe geglaubt haben; denn das Obersalzamt empfing 550 Kaisergulden vom Erzherzog Karl, und ähnliche Gaben von den Mitgliedern des kaiserlichen Hofes, die sie dem Pflegamt Orth zuschickten, um sie auszutheilen. Ohne mein Zuthun war es bekannt geworden, daß ich zu diesen Wohlthaten durch meine Briefe Veranlassung gegeben. Nicht allein die Armen wollten mich sehen und mir danken, sondern auch mehrere Pflegebeamte, vor allen der Pfleger von Orth und einige Geistliche. Die paar Federstriche, die mich die ganze Sache gekostet hatte, wurden hoch angeschlagen, wie eine edle That. Ich war es noch von meiner Kindheit gewohnt, ähnliche Handlungen von der Karschin zu sehen, fast ohne mir Rechenschaft abzulegen. Ich hielt uns Dichter für berufen, den Nothschrei zu erheben, da wir es im Liede können. Eigentlich gedachte ich wol nur der göttlichen Worte: „Bittet, so wird euch gegeben!"

Der Pfleger von Orth machte mir nach der Austheilung des Geldes seinen Besuch, und schickte mir dann auf mein Verlangen das Verzeichniß der Beschenkten, dem er noch einen besondern Dankbrief hinzufügte. Ich schrieb mir hastig das Verzeichniß ab. Nach einem halben Jahre, in welchem viele Bittgesuche an mich eingelaufen waren, durchlas ich das Verzeichniß wieder, und bemerkte mir daraus mehrere Namen und Adressen, um den dort angeführten hülfsbedürftigen Armen Gaben zuzuwen-

den, die mir von der Frau Gräfin von Kollowrat und einigen andern höchsten Wohlthäterinnen zugesendet waren.

Ich schickte dem Amtmann Plasser die Namen und Adressen aus der Liste, und ersuchte ihn, diese Leute zu mir zu bescheiden. Dieser Amtmann, der nichts von der Liste wußte, kam mir anzuzeigen, daß er mein Verlangen nicht erfüllen könnte, weil es im ganzen Salzkammergut niemand gäbe, der so hieße, noch Ortschaften, welche die bezeichneten Namen trügen. Somit sah ich ein, daß ich auf das keckste betrogen und auch ein Theil der Hülfsgelder unterschlagen worden, weil die Leute, die sie laut der amtlichen Liste empfangen haben sollten, niemals am Leben gewesen waren. Mich schauderte. Ich machte noch eine schmerzliche Entdeckung. In dem Verzeichniß hieß es von einer Familie, daß das Amt sie mehr als andere habe bedenken müssen, weil dort sechs Kinder, eine alte Auszüglerin und die zwei Aeltern nichts besäßen als ein kleines baufälliges Haus, das ganz mit Schulden belastet sei, und nicht einmal eine Kuh besäßen. Man hätte ihnen also fünf Gulden Conventionsmünze gegeben. Ich fand diese Spende gering für so große Noth; doch ich erfuhr weit mehr von der Sache. Die so entblößte Familie hatte keinen Heller bekommen. Der Pfleger war ihnen, nachdem er ihnen dies Geld gegeben, nachgeeilt, und hatte ihnen diese fünf Gulden schnurstracks wieder abgenommen, unter dem Vorwand einer rückständigen Steuer von diesem Belang. Diese Handlung war ganz geeignet, gerechten Verdacht gegen seine ganze Denkungsart zu erregen.

Die Kaiserin Charlotte Auguste hatte den Armen in der Hallstadt 200 Kaisergulden bestimmt, und Weisung gegeben, dieselben dem Ortspfarrer zu schicken. Dem

Salzoberamt war die ganze Sache fatal; denn es hatte nicht ohne Mühe vor kurzem eine große Staatsersparniß-maßregel vorgeschlagen und ermittelt. Nach der Ansicht des Salzoberamtmanns von Schiller beschäftigte und zahlte der Staat überflüssigerweise 3000 Salinenarbeiter, welche erspart werden konnten, indem sie anderweitig Arbeit finden könnten, und im ganzen Bergwerk die Arbeitsaufgaben so gering seien, daß man sie erhöhen müsse. Dies wäre die Ersparniß einer Summe von 60,000 Kaisergulden. Der gute Kaiser Franz gab seine Bewilligung zu dieser Maßregel, nur unter der Bedingung, daß man keine betagten Männer und Familienväter abdanke. Auf das feierlichste wurde betheuert, man würde nur junge Burschen verabschieden. Kaiser Franz glaubte diesen Betheuerungen, daß alles in Salzkammergut vortrefflich ginge. Ja, er gab dem Salzoberamtmann jährlich 1000 Gulden Zulage. Endlich erfuhr er die Wahrheit, und nun wurde die Sache bedenklich. Das Salzoberamt wollte weitern Nachforschungen vorbeugen und schrieb nach Wien, daß man die 200 Gulden von Ihrer Majestät der Kaiserin nicht zum Austheilen an den Ortspfarrer senden könne, weil er gestorben sei! Hierauf gab mir die Kaiserin Befehl, das Geld selbst in der Hallstadt auszutheilen.

Als ich dort ankam, erfuhr ich, daß Pfarrer Handlos, ein beliebter Redner, einstweilen als Vicar dort angestellt sei. Somit war die Kirche nicht verwaist, und der Befehl der hohen Landesmutter konnte erfüllt werden. Frau Erzherzogin Sophie fügte 200 Gulden hinzu. Die Vorstände der lutherischen Schule luden mich sogleich nach meiner Ankunft ein, dort meine Wohnung aufzuschlagen. Mein Sohn Wilhelm war in Gmunden zurückgeblieben.

Ich beeilte mich, dem Pfarrvicar Handlos die Spende

der Kaiserin zu übergeben. Und da ich infolge der Reiseanstrengungen und unnennbarer Gemüthsbewegungen krank lag, mußte ich noch in der Hallstadt bleiben, wo ich Tage zubrachte, die ich nicht zu überleben glaubte. Ich lag schwer erkrankt, beinahe sprachlos darnieder. Mein Zimmer wurde am Tage und abends nicht von Menschen leer — wahre Jammergestalten mit eingefallenen Wangen, die mir sanft und bescheiden ihre Noth vortrugen. Ich schrieb ihre Namen auf, und die Zahl ihrer Kinder, und ihre Bitten; diese beschränkten sich darauf, durch Arbeit Brot zu verdienen. Die guten Menschen hielten sich nun für geborgen. Ich gab ihnen Almosen von meinem wenigen Gelde. Meine kleine Kasse war zwar bald erschöpft, doch kümmerte ich mich nicht darum. Das herzerschütternde Elend um mich her verlieh mir einen gewissen Gleichmuth gegen mein eigen Schicksal.

Einige greise Bergleute besuchten mich, um mir genaue Nachrichten über die Zustände der dortigen Gegend zu geben. Gerührt von der Treuherzigkeit und hülflosen Lage der Gebirgsbewohner, ließ Graf Arthur Potocki bei seiner Anwesenheit in Ischl den Aufruf ergehen: Blinde sollten sich bei ihm einfinden, um unentgeltlich operirt zu werden. Dr. Alexander Rasumowski unternahm die Operationen, und führte sie mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit aus. Einer der Greise, der mich in der Hallstadt aufsuchte, gehörte zu diesen glücklich geheilten Blinden; man hieß ihn nur den alten Wesel. Kein treueres Auge hat je zum Himmel emporgeblickt, kein treueres Herz je unter grober Leinwand geschlagen. Er starb 1830. Sein letzter Hauch war ein Segenswunsch für seinen geliebten Wohlthäter. Im Jahre 1827 war er noch sehr rüstig und mir der Wertheste unter diesen guten Bergleuten. Dieser Mann machte mir

über den Zustand der lutherischen Kirche folgende Mittheilungen.

Die arme kahle seeumflutete Hallstadt, die arme, vom Lande abgeschnittene Obertraun, wo damals wenige katholische Familien, wol aber mehr als tausend Protestanten wohnten, hatten keinen evangelischen Pastor, und im Bethaus der Hallstadt war nur alle vierzehn Tage Gottesdienst, den entweder Herr Wehrenpfennig, Pastor in Goisern, oder dessen würdiger Bruder Bernhard versah. Beide mußten oft mit Lebensgefahr über den See zur Zeit der Stürme und Eisgänge. Die Protestanten hatten auch keinen Schulmeister in der Hallstadt. Der dies Amt versah, ein Bewohner Obertrauns, bekam von der blutarmen Gemeinde nur 105 Gulden, und hätte Hunger gelitten, wenn er in zweiter Ehe nicht eine Mühle erheirathet hätte. Oft sah man ihn mit einem Sack auf der Schulter, oft mit dem Ruder in der Hand, über den stürmischen See schiffen — eine schwere Arbeit, die er dem zweistündigem rauhen, und im Winter lebensgefährlichen Gehen längs den Felsen und Lawinen vorzuziehen alle Ursache hatte. Derselbe hielt auch an dem Sonntag, wo der Prediger fehlte, eine Andachtsübung in dem Bethause. Er war ein Mann von Bildung und Belesenheit, und sorgte musterhaft für die sittliche Ausbildung der Schuljugend.

Der alte Wesel glaubte, es könne mir gelingen, der Hallstadt eine protestantische Kirche zu schaffen, und bat mich in den rührendsten Ausdrücken, ich möchte mich darum bemühen, Gott würde mit mir sein! Ich war bei dieser treuherzigen Bitte unbeschreiblich bewegt. Ich dachte an meine Großmutter Karschin, die arme Schneidersfrau, die sich frühmorgens im Winter, in dünne Kleidung gehüllt, über drei lange Gassen zur Höferin

schleichen mußte, ein Bündel Reisholz zu borgen, an dessen Glut sie eine Morgensuppe bereitete; an das demüthige Weib aus dem Volke, die den göttlichen Funken im Busen trug und gewürdigt worden war, ihrem heimatlichen Orte Tirschtiegel zum Kirchenbau behülflich zu sein. Mit klopfendem Herzen und nassen Augen reichte ich meinen guten Gebirgsleuten die Hände, und rief: „Ja, ich verspreche euch eine evangelische Kirche!“

Dies war ein großer Augenblick in meinem Leben. Ich fühlte so recht klar und tief, was Geist und Wille auf der Welt vermögen, wenn sie von Gott sind. Zwar wurde mir nicht eine Kirche zu Theil, aber doch ein Pastor und ein regelmäßiger Gottesdienst, und zwar keine zwei Jahre nach jenem unvergeßlichen Abend.

Auf die Einladung des Brauers von der Hallstadt nahmen wir nun dort unsere Wohnung. Sie lag reizend am Seeufer, und zeigte in ihrer Einrichtung von bürgerlichem Wohlstand und strengem Ordnungssinn. Die Gespräche ihrer Besitzer waren unterrichtend und anziehend, so wehmüthig sie mich auch stimmen mußten; denn ihr Gegenstand war die allgemeine Noth der ganzen Gegend, in welche der Wohlhabende mit hineingezogen werden mußte, da jedermann unter vermehrter Arbeitslast, geschmälertem Verdienst, erhöhten Abgaben, Verkürzung der Rechte des Bürgers und Vermehrung seiner Pflichten zu leiden hatte. Die Bräuerin sagte in ihrer Volkssprache: „Wir haben keine Kinder, wir danken dem Himmel dafür! Unser Vermögen ist seit den schlimmen Jahren zugesetzt worden, und neues können wir nicht erhausen! Wir sind froh, wenn wir nur überhaupt mit Ehren bestehen. Den Kunden müssen wir borgen, die Kasse bleibt leer. Der Herr muß einen Knecht machen, und ich eine Magd; wenn Sie in allen Häusern nachsehen, so finden Sie dasselbe. Der Bürger

muß arbeiten, und darbt selbst dabei. Wenn wir nicht so klug lebten, und hätten das Haus voll Kinder, wir hätten schon abhausen müssen. Hallstadt ist der schlimmste Ort im ganzen Salzkammergut, es wächst nichts darin. Er hat keinen Handel, kein Gewerbe, das seinen Mann ernährt, keine Fabrik. Nur der Berg erzeugt Salz, aber er hat den vierten Theil, oder auch mehr von seinem Betrieb verloren."

„Sie haben Mineralien und Fossilien", unterbrach ich sie. Kopfschüttelnd fiel sie ein: „Wir haben keine Verkäufe zum Absatz, sonst könnten wir wol etwas besser gedeihen. Wir haben auch Marmor und Erz, Alabaster, Kupfer, Zinnober, und ich weiß nicht was noch; aber was hilft es uns, wir sprechen nicht einmal davon. Denn wenn ein Schlaukopf darüber kommt, so beutet er die Berge aus, und schöpft uns das ganze Fett davon weg. Ja, wenn ein rechtschaffener Mann den Arikogl ausbeuten wollte, er könnte reich dabei werden, man könnte an hundert Arbeiter dort beschäftigen, aber die Sache muß einen Haken haben." Ich kannte den Haken. Gold und Silber, und die gehaltvollsten Erzstufen des Berges lagen in der Tiefe, und konnten nur noch mit Lebensgefahr erbeutet werden. Schon die Römer hatten zu ihrer Zeit diesen Bergbau eingehen lassen. Wahrscheinlich war dies die Ursache, daß das Salzoberamt vorzog, das Volk auszubeuten. Das ging leichter, und es konnte niemand dabei ins Wasser fallen. Wenn dieser Schacht einmal erschöpft war, so konnte man noch immer den Arikogl angreifen. Ich habe nicht erfahren, ob man es nicht endlich gethan hat; denn bei den ungeheuern Fortschritten der Wissenschaft ist es vielleicht möglich geworden, im tiefsten Schos des Berges zu arbeiten, und vielleicht liegt ein Eldorado, oder gar ein

Californien im feuchten Schos des armen Landes. Es ist eine Thatsache, daß von Zeit zu Zeit fremde Männer kamen, und in dem undurchdringlichsten der Wälder des Obernkammerguts Steine und Metalle ausbeuteten. Dies geschah schon seit undenklichen Jahren. Niemand hinderte diese Leute. Im Lande wurde versichert: sie fänden Gold — vielleicht nur Steine mit Goldadern; wer weiß aber, ob das nicht Fingerzeige der göttlichen Vorsehung sind, und ob man nicht bei genauem Nachforschen Goldminen fände, die hier im Schos der bittersten Armuth verborgen liegen?

Ich ließ damals solche Vermuthungen nicht laut werden, sondern begnügte mich, den Einwohnern Muth zuzusprechen so gut ich konnte. Mit Worten läßt sich kein Hunger stillen, und ich hatte nichts als Worte. Mein Max sagte einmal in seiner treuherzigen Art: „Meine Mutter ist die ärmste Wohlthäterin!“ Gott segne es meinen beiden Söhnen in alle Ewigkeit, wie liebevoll und trostreich sie mir in jenen drangvollen Zeiten zur Seite gestanden; wie sie sich gern bemühten, heldenmüthig entbehrten, wenn irgend guten Menschen Hülfe geleistet wurde. Diese Stimmung in ihren Gemüthern war nicht haften geblieben. Am längsten zeigte mein Max Gesinnungen, die mich entzückten. Wilhelm ließ sich vom Schriftsteller Spindler hinreißen, der alles lächerlich machte, was jener ehemals heilig gehalten, der jeden edeln Keim in ihm erstickte, und ihn von der Poesie durchaus entfernte. Was ich hierbei litt, weiß Gott allein! Es gibt moralischen Meuchelmord, der nicht den Leib tödtet, aber die Seele! Max kam wieder zur Einsicht, er fand Gott wieder. Er schuf mir entzückende Augenblicke für ein Mutterherz. Einst als er nach einem gefährlichen Fieber

noch Hoffnung zur Genesung gab, und ich ihm sagte: „Wirst du auch nicht sterben?" antwortete er: „O gewiß, ich werde leben bleiben!" „Wirst du auch ein guter Junge werden?" „Ja, und ein noch besserer Mann!" „Wirst du mir die Augen zudrücken?" „Ja, wie Joseph; wie es in der Bibel steht." Ich mußte vor Freude weinen. Ein andermal, als er eben in sein fünftes Jahr ging, und noch wenig Deutsch konnte, kam die Rede auf meinen Gesundheitszustand, der damals sehr schwankend war. „Wenn ich nun stürbe?" sagte ich. Er antwortete schnell: Alors je mourrais aussi! Ich habe dich eben gar zu lieb!"

O mein Max! Gott und die Engel hörten deine süßen Worte, und freuten sich.

Der Tag der Austheilung der kaiserlichen Gaben rückte heran, man wollte mich dabei haben. Ich hatte mich darauf gefaßt gemacht, den Saal, in welchem sie geschehen sollte, mit nothdürftig gekleideten abgemagerten Müttern, oder hinfälligen Greisen anfüllen zu sehen; doch im Gegentheil erblickte ich nur wohlgenährte rüstige Dirnen, und wohlgekleidete Matronen, welche ihr empfangenes Theil rasch in die Tasche steckten, und mit einer schnellen Verbeugung wieder aus dem Saale gingen. Da jedoch die Liste der Beschenkten nur Dürftige und Würdige, nur Cretins und halbsterbende Kranke enthielt, so glaubte ich, die wohlbeleibten geschniegelten Empfängerinnen seien nur im Auftrag der Betheiligten da, und es mag auch zum Theil so gewesen sein.

Es war nun Zeit nach Gmunden zurückzufahren. Die guten Hallstädter beschenkten mich noch beim Abschied mit manchem merkwürdigen Fossil, mancher Versteinerung, einer Kiste voll Salzarten, darunter rosenfarbene und himmel-

blaue, und mit andern merkwürdigen Kleinigkeiten, welche sie als Augenweide jahrelang aufgehoben hatten. Im Jahre 1854 verschwanden mir diese lieben Andenken in Genf.

Mir fehlen Worte, meine damalige Stimmung zu schildern; sie war überspannt. Von vielen Seiten her war ich bitter getäuscht worden. Ein höllisches Lügengewebe hielt mich umfangen; ich will davon was hier möglich ist enthüllen, denn Wahrheit ist immer nützlich und gut!

Nach den Ansichten des neuen Salzoberamtmanns, Hofrath von Schiller, war sein verstorbener Vorgänger in der Vorsorge für die armen Bergleute zu weit gegangen. Lenoble von Edelsberg hatte ganz entgegengesetzte Grundsätze. Er wollte das Volk beschäftigt und gesättigt wissen. Er meinte: „Die Füße, die den Kopf tragen, müssen kräftig und gesund sein, sonst könne der Körper nicht vorwärts!" Lenoble's Widersacher meinten dagegen, „daß ein Volk noch immer weit mehr für den Staat leisten könne, als je von ihm verlangt worden sei; daß große Nachsicht und ein zu gutes Leben das Volk nur verweichlichen könne, und es widerspenstig mache; nur unter dem Druck befinde es sich wohl! Maria Theresia und ihr Sohn, Kaiser Joseph, hätten schon einen guten Anfang gemacht, den Charakter des oberösterreichischen Unterhauses zu verderben, die Folge davon wäre mit jedem Jahre fühlbarer, man müsse noch bei Zeiten einlenken!" Lenoble starb über diesen Streit. Nach seinem Tode begann die Einführung des neuen Systems. Man entsann sich in Salzkammergut einer alten Prophezeiung, welche seit Menschengedenken im Lande umhergekreist hatte, sie hieß: „Wenn die Füchse in der Sudpfanne nisten werden, und ein schönes Schloß in der Lahn gebaut wird, dann wird das Kammergut

ein Jammergut werden!" Kurz nach Lenoble's Tode brannte die Sudpfanne in der Hallstadt ab. Man beschloß, sie nicht wieder aufzubauen. Die alten Leute erinnerten sich der Prophezeiung, von der sich nun schon ein Theil erfüllte. Und das Oberamt ließ ein prächtiges Verwesamt in der Lahn bauen. Nun war auch das Schloß da. Zwei Theile der Prophezeiung waren erfüllt; man fürchtete, der dritte würde nicht ausbleiben, und es geschah so. Im Jahre 1824 wurde zu der Abdankung der dreitausend armen Salinenarbeiter geschritten. Sie hatte Hunger und Mangel zur Folge, und die politischen Behörden, die nur allzu gut wußten, daß nicht die Abdankung allein, sondern ihre Umtriebe und Erpressungen einen großen Antheil am Elende des Landes hatten, setzten alles in Bewegung, um den Glauben zu verbreiten, daß die Brotlosigkeit von dreitausend Individuen ganz allein schuld an den unglücklichen Zuständen des Landes sei.

Man fing an die Eisenbahnen zu unternehmen, allein das gute Volk war dieser Arbeit nicht gewohnt, und benahm sich ungeschickt dabei, vermißte auch schmerzlich die Begünstigungen, die noch von bessern alten Zeiten her mit dem Bergbau verknüpft waren. Sie bedachten nicht, die armen Menschen, daß die Staatsersparnißmaßregeln, wenn auch nicht human, dennoch zum Theil unerlaßlich waren; sie empfanden die Entziehungen früherer Begünstigungen als eine Strafe, da sie doch nichts begangen hatten. Ihre Väter und Mütter waren gehegt worden wie Kinder des Landes, die Mutterhand Maria Theresia's hatte gewaltet. Jetzt herrschte eine fremde Behörde. Die Söhne des Landes waren verwaist.

Man muß diese Menschen kennen, um sich einen Be-

griff von ihrem Gemüthszustand zu machen. Der herrschende Nothstand rechtfertigte ihren Schmerz und ihre Besorgnisse für die Zukunft des Landes. Ueberdies war das Salzkammergut mit Grundsteuer bedroht. Zwar war unter den frühern Kaisern beschlossen worden, dies arme Land, wo nichts wuchs als Gras und schlechte Obstbäume, wo alle Bedürfnisse höchst kostspielig aus der Ferne her eingeführt werden mußten, mit einer Grundsteuer zu verschonen. Aber im Widerspruch mit jenem frühern Beschluß war das Salinenamt stark darauf bedacht, sie einzuführen.

Ich kannte nichts von den innern Umtrieben, von den frechen Räubereien, die an den ausgehungerten Einwohnern schamlos verübt wurden, und auf welche das Salinenamt ganz in der Stille ein wachsames Auge hatte. Ich sah nur die Thränen der Verschmachtenden, hörte nur das Wehklagen der Unterdrückten, und folgte nun meiner Ueberzeugung, daß der Staat helfen könne, und müsse, wo ein gutes Volk durch Entziehungen und Erpressungen zu Grunde ging. Ich beschloß, mich um Hülfe zu verwenden, wie viel Mühe es auch kosten sollte. Das Unrecht war gewiß auf allen Seiten, doch am wenigsten auf der meinigen, die durch listige Vorspiegelungen getäuscht war, und nur zu helfen kam. So eilte ich denn, mit geringem Reisegeld versehen, meist zu Fuß nach Aussee, um mich dort mit einigen verständigen Salinenbeamten zu berathen.

Der Oberamtsrath Dickinger war mir als einer der erleuchtetsten und wohlgesinntesten genannt worden. Ich besprach mich mit ihm. Der würdige Mann mochte wol bemerken, wie entbrannt ich von der Vorstellung der Rettung des Landes war, wie selbstvertrauend in meine Kräfte und Kenntnisse, wie durchdrungen von der Ueberzeugung, daß

nur die Härte des Salinenamtes alles Elend hervorgebracht; aber im Stillen mochte er mich doch als eine gutmüthige Phantastin bedauern, die man auf alle Gefahr gewähren lassen könne, und die niemandem schaden würde, als allenfalls sich selbst. Er bekämpfte keine meiner Ansichten, widerrieth keinen der vorhabenden Schritte, und ließ mich freundlich ziehen, wohin ich zu gehen gedachte. Mein ältester Sohn, als der stärkste von beiden, hatte alle Documente und Vorstellungen, die mir gebracht worden waren, in ein schönes schwarzes Felleisen gepackt. Wir machten unsere Wallfahrt zu Fuß bei drückender Hitze. Wir gelangten nach dem Stift Admont, wohin wir auf unserer ersten Reise nach Steiermark eingeladen worden. Wir wurden auf das herzlichste empfangen. Diese würdigen Geistlichen, dem Erzherzog Johann treu ergeben, und mit den Zuständen des Salzkammerguts innig vertraut, wußten zwar nichts von der Handlungsweise der politischen Behörden, sondern nur von dem Nothstand, der große Aehnlichkeit mit dem des Landes ob der Enns hatte, und von den einschneidenden Maßregeln des Oberamts. Sie äußerten sich wenig über eine Verfügung desselben hinsichts des Stifts, wonach eine starke natürliche Salzquelle, die dasselbe früherhin versorgte, versiegelt worden war, und das Stift sein Salz kaufen mußte. Doch wurde keine Klage über diese Beeinträchtigung laut. Hier arbeitete ich meine Vorstellung an die Kaiserin Charlotte Auguste aus.

Schon am Morgen früh nach ihrer Vollendung gingen meine Söhne mit der Schrift und ihren Beilagen durch die Ennsschlucht, die das Gesäuse genannt ist, nach Vordernberg zum Erzherzog Johann. Der Postmeister Plochel in Aussee, bei dem ich, wie schon erwähnt, gewohnt hatte, gab ihnen einen Brief an seine Tochter, die

Gemahlin des Erzherzogs, mit. Ich wußte nicht, daß der Weg durch das Gesäuse in so früher Jahreszeit lebensgefährlich sei, ich würde sonst schwerlich zugegeben haben, daß meine Kinder ihn unternahmen. Sie aber hätten sich durch keine Rücksicht abhalten lassen, denn es war in ihnen dieselbe Begeisterung, dasselbe Gefühl des Unrechts, dasselbe Erbarmen, welches in meiner Brust glühte. Ich weinte die süßesten Freudenthränen, die wol je Mutteraugen genetzt. Jetzt sind die Lichtquellen dieser Augen vertrocknet, selbst ihre Thränen sind versiegt. Ich bin ausgeplündert, besitze nichts mehr als mein knappes Jahrgehalt als Witwe eines der ersten Männer in Frankreich. Ich bin verkannt selbst von ihr, der immer meine ganze Seele offen lag. Doch ich murre nicht; Gott kennt mein Herz und meine Thaten.

Am Abend des dritten Tags nach ihrer Abreise kamen meine Söhne wieder, freudezitternd und mit leuchtenden Blicken. Erzherzog Johann hatte sie huldvoll empfangen, ausführlich angehört, und seinen freudigen Beistand für mein Unternehmen verheißen. „Aber Ihre Mutter sticht in ein Wespennest", hatte er geäußert. Da jubelte Wilhelm, dessen Feuerseele, damals noch vom Hauch der Welt unberührt, so tief und kräftig das Rechte erkannte und das Gute übte: „O kaiserl. Hoheit, meine Mutter hat schon oft in ein Wespennest gestochen, sie fürchtet sich nicht!" Der Erzherzog lächelte, der Muth des Knaben gefiel ihm. Er lud ihn nebst seinem Bruder zu Mittag ein. Da beide in steirischer Jägertracht waren, wollten sie sich entschuldigen; doch der Erzherzog sprach: „In der Landestracht sind Sie hier immer willkommen." Die Tafel war heiter und durch geistvolle Gespräche belebt. Der Erzherzog nahm die jungen Leute noch mit in sein Nebenzimmer. Der Inhalt des Felleisens lag

auf seinem Tisch ausgebreitet. Wehmüthig lächelnd sagte der Erzherzog: „Ich habe alle diese Papiere durchgesehen, längst schon kannte ich sie alle, — was hilft das Recht ohne die Gewalt! Doch Gott wird das Werk Ihrer Frau Mutter segnen, denn es geht aus reinen Beweggründen hervor. Sie selbst denkt nicht an sich, und das soll auch kein Mensch thun, der etwas Gutes ausrichten will. Ich werde heute noch nach Wien schreiben, und morgen eine Depesche an meinen Bruder Ludwig schicken, der wird die Sache besorgen. Ihre Frau Mutter soll mir schreiben, aber nur durch einen Expressen; ich habe meine eigene Post. Wenn der Herr, der Kaiser, meine Briefe läse, so wäre mir's recht; aber die Schurken lesen sie, und das soll nicht sein!"

Wilhelm und Max glaubten, daß ich besorgt um sie sein und sie ungeduldig erwarten würde; sie hatten auch nur etliche Zwanziger bei sich, um ihren Rückweg zu bestreiten. Freude und Liebe beflügelten ihre Schritte, sie wußten, daß ich Eile zur Rückreise hatte.

Die ehrwürdigen Väter hörten die Erzählung meiner beiden Söhne mit dem innigsten Antheil an. Ich besuchte noch den Pfleger Staari, und seine liebenswürdige Schwester Lisette. Wir schieden mit schwerem Herzen. Ich hätte in Admont sterben mögen. Die prachtvolle Gegend, der herrliche Fluß, die gesunde Luft, und die guten Menschen — alles vereinigte sich, um diesen Wohnsitz anziehend zu machen. Er wird in alten Büchern rauh und unwirthbar genannt. Seinen ersten Anbau verdankt er den Benedictinern. Die frommen Väter nahmen selbst die Schaufel in die Hand, lichteten die Waldungen, ebneten das Erdreich und pflanzten es an. Ich habe noch selten einen geistlichen Bau gesehen, der nicht in der reizendsten Lage wäre. Lilienfeld in Ober-

steiermark ist ein Paradies! Der Prälat, den wir 1826 dort fanden, hat es unter weiser Leitung mit schaffendem Feuergeist aus seiner Asche neu erstehen lassen. Zacharias Werner schrieb dorthin, und bat um Aufnahme für seine letzten Lebensjahre. Der Brief war rührend. Die Bitte wurde abgeschlagen. Ich fand dies grausam; den Grund der Weigerung habe ich nicht erfahren können. Auch der sanfte gefühlvolle Greis Ladislav Pyrker wurde in Lilienfeld nicht verstanden.

Nur allzu oft sind die Menschen gewöhnlichen Schlages demjenigen feind, der aus ihren Kreisen heraustritt. Selbst in bloßen Aeußerlichkeiten beunruhigt es sie, wenn sie eine Verschiedenheit wahrnehmen. Sie wollen das Hergebrachte auch in Kleinigkeiten aufrecht erhalten. Die Ausgelassenheit der Sitten ist ihnen nicht eigentlich verhaßt, wenn nur alles scheinbar im alten Gleis bleibt.

Nicht lange vor unserer Ankunft hatte sich eine erschütternde Begebenheit dort zugetragen. Zwei junge Geistliche knieten am Tage ihrer Einkleidung am Altare. Der Blitz schlug ein und tödtete sie. Einer der fungirenden Geistlichen äußerte: „Man weiß nicht, ob man sie bedauern oder beneiden soll!“

Wir verweilten auf unserm Rückweg noch einige Tage in Aussee. Die liebenswürdige Familie Plochel war uns sehr theuer geworden. Der Hauptgegenstand unserer Gespräche war immer Erzherzog Johann. Plochels erzählten, daß eines Tags, wo er im Begriff war, Postpferde nach Gratz zu nehmen, wohin ihn ein dringendes Geschäft rief, ein alter Bauer, den er sehr wohl kannte, ihn um mehrere hundert Gulden Darlehn bat, um sein Haus und Gut von der Gant zu retten. Der Erzherzog ließ sich alle Gegenstände dieser Sache erläutern, und beschloß dem braven Manne zu helfen. Er

fragte Graf Mortschin, seinen Adjutanten, wie viel Geld in der Reisekasse läge. Graf Mortschin nannte ihm die Summe. Der Erzherzog sagte: „Wohlan, geben Sie her, was unser alter Freund verlangt!" „Und die Postpferde?" fragte der Graf. „Die bestellen Sie ab; wir gehen zu Fuß durch das Gebirge nach Gratz!" Das Leben des Erzherzogs umfaßt unzählige solche Züge, ich weiß nicht ob sie aufgezeichnet sind, aber man vergißt sie nicht.

Der Sohn des Bergmeisters Pruckner, Heliodor, war erst vor kurzem von seinen Studien aus Kemnitz zurückgekehrt. Er begleitete mich auf meiner Rückreise. Es ergötzte ihn, daß man ihn nach fünfjähriger Abwesenheit nicht wieder erkannte. Meine Söhne waren auf einem Alpenausflug, wir wollten uns in der Obertraun wieder treffen. Auf dem Wege dahin schlug mir Heliodor vor, eine Niederalpe zu besuchen, welche statt auf einer Spitze in einer tiefen Schlucht liegt, wo herrliche Futterkräuter wachsen. Es war dunkel geworden, Heliodor schlug vor dort die Nacht zuzubringen, der Weg ging fast abschüssig hinunter. Wir gelangten glücklich bei dem Dorfe an, sahen die Feuer zur Abendkost brennen, und athmeten die sanfte Abendluft ein, durchwürzt vom Oden des blumenbedeckten Bodens. Einige Almerinnen bemerkten uns, und fragten uns ziemlich verwegen, wer wir denn seien, und was wir hier wollten? Die Erläuterung war kurz und deutlich. Als die Mädchen hörten, ich sei „die Frau", denn so hieß mich das ganze Land, erschraken sie heftig, und baten mich um Verzeihung. Es wurde beschlossen, Heliodor sollte zu einer alten Almerin in die Hütte.

Sie konnten sich über seine Wiederkehr nach Aussee gar nicht fassen, und bereiteten uns ein köstliches Nachtmahl. Sie boten mir an, uns von ihren Liedern einige

zu singen. Ich ging indessen weit ab von der Hütte, um ungestört zuzuhören. Die Mädchen hatten sich bei der Auswahl von Liedern schnell und eifrig wie zu einem Concert verabredet. Diese Sennerinnen sind wahre Künstlerinnen; herrlich nahmen sich ihre Töne beim Schimmer der flackernden Herde, beim Säuseln der dichtbelaubten Buchenwipfel aus. Das ganze Dorf lief zusammen, um mich zu bewillkommnen. Mehr als hundert Stimmen fügten sich zum vollen Chor, den sie nur mit Hülfe der Natur einstudirt hatten. Einige Solostimmen von der erquickendsten Frische und keckten Höhe setzten mich in Erstaunen. Ich dachte daran, ob ich nicht Anstalten treffen sollte, diese Natursängerinnen nach Wien zu schaffen; doch ich verwarf diesen Gedanken, die guten Kinder hatten mir ja nichts zu Leide gethan.

Eine angenehme Müdigkeit, wie sie nur nach einem solchen Gang und nach solchem Vergnügen folgen kann, bemächtigte sich meiner, und ich schlummerte ganz beseligt ein. Zu meinen Füßen hatte sich die gute Almerin ein Lager bereitet. Der Waldbach rauschte in meine Träume hinein, und einzelne Klänge von Alpenliedern kamen wie Freunde, die nach unserm Schlummer schauen.

Mit der Morgenröthe erschien Heliodor's Hausfrau mit einem guten Kaffee, und die lieben Mädchen begleiteten uns bis auf die Heerstraße, wo sie uns noch nachsangen, solange sie uns sahen. Sie sprachen nicht mehr von ihrer Ungeschicklichkeit beim Empfang, aber sie küßten mir die Hände, auf welche verstohlen manche Thräne fiel.

Liebes gutes Volk! Obertraun bleibt eine meiner wärmsten Erinnerungen. Ostsüdlich der Hallstadt gegenüber liegt das idyllische Thal hart am See, den es im

Halbmond einschließt. Eine schmale Brücke über die Traun, die von hier aus in den See strömt, verbindet es mit dem jenseitigen Felsufer, von welchem aus in zwei Stunden die Hallstadt auf schmalem gefährlichen Fußwege erreicht werden kann. Diesen Weg muß der Schulmeister nehmen, wenn es stürmt. Hier sank seine erste Gattin in das feuchte Wellengrab, dreißig Personen mit ihr. Sie kamen fröhlich von einem Hochzeitsfeste in Hallstadt, der Sturm erhob sich, der leichte Nachen schlug um.

Diese Gegend, nach der wir, ich und meine Söhne, uns oft zurücksehnten, wird von Salzarbeitern bewohnt, unter denen es viel Wildschützen gibt, die ganz im stillen die Gegend weit umher mit dem köstlichsten Wildpret versorgen, welches ihnen nur knapp bezahlt wird. Die politischen Behörden und die Geistlichkeit gehörten zu ihren freigebigsten Kunden. Die Freude des Erlegens, die Gefahr des Fortschaffens bringen eine Art von Poesie ins Leben des Jagdvölkchens, sie meinen dabei treuherziger Weise: „Das Wild sei ihr Eigenthum, es lebe in freier Luft, und koste kein Futter.“ Es ist schwer sie über diesen Punkt aufzuklären, da sie der Ansicht sind, daß ihre Behörden es nicht genau mit dem Mein und Dein nehmen. Wie in Böhmen die Contrebande, wird das Wild bei diesen freiwilligen Jägern bestellt. Das grüne Deutschböhmen umschließt ein Dorf, das von sogenannten Paschern bewohnt wird, und wohin die Einwohner der umliegenden Dörfer und Städtchen gehen, um sich mit Kaffee und Zucker zu versorgen. Sie wissen wol, daß dies verboten ist; aber sie sagen, die Waaren, die verzollt werden müssen, seien zu theuer, und halten daher ihr Contrebandiren für eine menschenfreundliche Handlung. Es gibt keine geschicktern Schützen als die

Obertrauner, die dabei die ehrlichsten Seelen von der Welt sind. Mord und Todtschlag fiel wenigstens zu jener Zeit in dieser Gegend nicht vor; die Wilddiebe hatten wachsame Auflaurer und sichere geschickte Zeichen; sie freuten sich der Gefahr und des Sieges darüber.

Wir rasteten am Steg bei unserer guten Stadlemann, einer der eifrigsten Beförderinnnen der Angelegenheiten der Armen. In Traunkirchen angelangt, wurde uns ein großer Brief mit fünf Siegeln entgegengereicht. Er war vom Grafen Wurmbrand, Oberhofmeister der Kaiserin, und enthielt in den huldvollsten Ausdrücken die Bezeigungen des Beifalls und Dankes der höchsten Frau, für die Art und Weise, wie ihre Aufträge erfüllt worden, und den Befehl, einige Centner Flachs, welche dieser Geldsammlung und diesem Briefe folgen würden, zur Verarbeitung auszutheilen. Wo fände ich Worte, um mein Entzücken zu schildern! Schon hielt ich das Land für geborgen, die Armen für versorgt, die unglücklichen abgedankten Arbeiter für wieder aufgenommen in den kaiserlichen Dienst, und das durch eine unbedeutende Fremde. Die erfreulichsten Nachrichten aus Gmunden gesellten sich zu dem Inhalt des Schreibens von der Kaiserin, denn es hieß, ihr Gemahl habe dem Salzoberamtmann heftige Vorwürfe über die Abdankungsmaßregel gemacht, und auf das strengste befohlen, alle, in meiner Vorstellung gerügten Ungerechtigkeiten auf der Stelle wieder gut zu machen.

Hofrath von Schiller kannte zu gut seinen kaiserlichen Herrn, um die geringste Besorgniß wegen seiner Aufwallung zu hegen. Er wußte, wo und wie ich getäuscht worden. Er hatte als Beamter seine Pflicht gethan, nur daß, wie Jean Paul sich auszudrücken pflegte, „der Mensch lieber mehr thut als seine Pflicht!“ Er

lächelte dazu, daß die politischen Behörden schon vermeinten, er würde seinen Abschied nehmen müssen.

Der unglückliche Pfleger von Orth war (um mich des dort üblichen Ausdrucks zu bedienen) „schwarz“, er war auch reif, und mußte fallen. Er hatte gedacht sich durch meine Schritte retten zu können; seine Rechnung war falsch. Der Pfleger hatte geglaubt mich zum Werkzeuge seiner Rettung zu machen; ohne es zu ahnen, hatte er durch seine Schritte nur seinen Untergang beschleunigt. Als ich nach Traunkirchen kam, besuchte mich Schiebel mit einer herzlichen Einladung des Kreishauptmanns von Dornfeld, zu ihm zu kommen und dort Maßregeln für die Aufhülfe zu nehmen. Was hätte mich, die ganz Bethörte, in Verwunderung setzen können? Ich ahnete nicht, daß man glaubte, es sei mir um mich und meinen Vortheil zu thun, und daß man mich in diesem kritischen Zeitpunkt aus dem Salzkammergut weglockte, um mich sicher in Händen zu haben.

Dankbar und vertrauensvoll kam ich nach Steier und bezog das Gastzimmer, das mir dort angewiesen wurde; es war eng und versteckt. Mein Sohn Max erkrankte darin, die liebenswürdige Familie pflegte sein mit Sorgfalt.

Der Kreishauptmann sah wohl ein, daß es nicht in meiner Absicht lag, den österreichischen Staat umzuwälzen, sondern daß ich ganz einfach an einer Verwirrung der Begriffe litt, und Welt und Leben nur aus meinen Büchern kannte. Mein Donquixotismus mag ihn belustigt haben. Er begriff klar aus allem, was um mich her geschah, daß meine Absicht unsträflich, meine Handlungsweise makellos sei. Er versicherte mich mit großem Ernst, ich müsse zu dem Generalgouverneur Grafen von und zu Ugarte! Ich konnte nicht begreifen, was ich da sollte; doch ich

fügte mich und reiste nach Linz. Der Kreishauptmann dictirte mir die Worte, die ich dem Präsidenten sagen sollte; ich verstand sie nicht, doch lernte ich sie auswendig.

Es hat lange gedauert, ehe mir nur ahnete, daß ich glühende Kastanien aus der Asche holen sollte, die Absicht, die man mit mir hatte, wurde jedoch durch meine Einfalt vereitelt; denn ich sagte dem Präsidenten nicht ein Wort von denen, die mir in den Mund gelegt worden, und ich glaube, das war gut.

Er hatte mich sehr kalt empfangen, mein guter Wille schien mir das nicht zu verdienen, und ich betrübte mich im stillen darüber, ohne mir die Sache erklären zu können. Wahrscheinlich war es gelungen, dem Präsidenten eine unrichtige Meinung von mir einzuflößen, denn das Pflegamt und Consorten hatten die lügenhaftesten Berichte über mich nach Wien und Linz eingeschickt. Ich nahm Abschied vom Präsidenten, ohne im geringsten über seine Gesinnung für das Salzkammergut und für mich beruhigt zu sein, und ohne zu ahnen, was gegen mich war unternommen worden. Zum zweiten mal in meinem Leben blieb ich unverstanden, und hatte meine Widersacher durch weibliche Einmischung aufgebracht. Sie hatten auch zum Theil recht! Ist es aber nicht bedauernswerth, daß Männer nicht eingreifen, wo sie sollten? In kurzem sah ich mich von lauter Räthseln umgeben, und es bedurfte mehrere Jahre, ehe ich klar sah. Die Greuel der bejammernswürdigsten Verwaltung wurden mir offenbar, auch die erbärmlichste Verdächtigung, die man über mich zu bringen versucht, wurde mir enthüllt, und durch eine vortreffliche Verfügung des Kaisers kam die Wahrheit an den Tag.

Es war nach Wien berichtet worden, daß ich Volks-

versammlungen hielt, daß meine Söhne das Volk aufzuwiegeln strebten. Nachts sei eine Tenne zu den Zusammenkünften bestellt, und Maßregeln zu einer Revolution wären genommen worden. Es sei alles soweit gediehen, daß man genöthigt sein würde, Militär in das Salzkammergut zu schicken. Nur durch meine Entfernung könne die Ruhe wieder hergestellt werden!

Der kaiserliche Hof lächelte zu diesen Beschuldigungen. Es gab dort einen Cavalier, der mich genau kannte, und den das ganze Gewebe mehr belustigte als empörte. Er vertheidigte mich jedoch auf das wärmste, pries meine Gesinnungen, meine Rechtschaffenheit, meinen feurigen Willen für das Gute, welches er nicht allein aus meinem ganzen Betragen entnommen hatte, sondern auch durch Zeitschriften kannte, die bei Anlaß meiner Rechtssache gegen die preußische Invalidenprüfungscommission in den Jahren 1815—17 ihre Stimme erhoben hatten. Auf diese Erläuterungen hin ersuchte Kaiser Franz den Ehrenmann um eine strenge geheime Untersuchung der Anzeigen des Pflegamtes Orth und meines Betragens in den Orten, wo ich mich bisher im Kammergut aufgehalten hatte. Der edle Graf, der bereits dreizehn verschiedene wichtige Stellen im Kaiserthum bekleidete, den der Kaiser mit schwierigen Aufträgen, unter anderm mit einer Untersuchung der Beschwerden einer bedeutenden Provinz und der Schurkereien dortiger Beamten, beehrt hatte, weigerte sich nicht, meine Sache an das Licht zu ziehen; denn er konnte weder an der Reinheit meiner Absichten, noch meiner Handlungen zweifeln. Er begab sich zuerst nach dem untern Kammergut, wo er mich zu finden glaubte, und meine Abwesenheit dazu benutzte, um sich ungestört und unbemerkt nach mir zu erkundigen. In Traunkirchen sagten die Leute, ich würde wahrscheinlich

in Ischl sein. Er eilte dorthin, begleitet vom Baron G. seinem Freunde, mit welchem er Gastein besuchen wollte. Auf der Post, wo die Badegäste von Ischl sich abends zuweilen versammelten, hörte er meinen Namen nennen, erfuhr meine Wohnung, und kam am andern Morgen mich aufzusuchen. Er traf mich in einem Saal, wo alle meine Papiere auf einem großen Tisch in Ordnung lagen, und zeigte Verlangen, sie sich anzusehen; nachher äußerte er, daß er einige davon sich mitzunehmen wünsche, was ich ihm natürlich freistellte. Er steckte sich alle Taschen voll. Ich sagte ihm, er fände hier nichts als Notaten über die Zustände der Einwohner. „Das ist eben was ich will", rief er aus, und pfropfte immer mehr kleine Packetchen in die Tasche hinein, die er mit nach Hause nahm. Andern Tages war er wieder bei mir. Seine am gestrigen Tage zwar freundliche, aber doch sehr ernste Miene war in Heiterkeit umgewandelt. Er zog meine Papiere hervor, ordnete sie von neuem auf dem Tische, und sagte lachend: „Da haben Sie Ihre hochverrätherischen Plane zurück! Ich hatte Auftrag, über Sie Erkundigungen einzuziehen, und Ihre Papiere zu untersuchen, — dies ist geschehen! Ich weiß nun alles, nur über einen Gegenstand müssen Sie mir selbst Auskunft geben. Sie haben nämlich, laut Bericht, alle Bewohner des Salzkammerguts allnächtlich in einer Tenne vereinigt, wo mag die Tenne sein? Es ist alles ausgeschickt worden, jedes Rattenloch, um sie zu finden. Im ganzen Salzkammergut ist keine Tenne, und kein Bewohner erinnert sich, politische Vorträge von Ihnen gehört zu haben. Jetzt müssen Sie aushelfen! Sollte die Tenne vielleicht im Monde liegen? Aber wie kommt man hin?" Ich mußte lachen, so empört ich war. „Ich bin ganz unschuldig", rief ich aus, „und beleidigt

habe ich niemand; es ist eine Schandthat, mich anzuklagen!" Unwiderstehliches Schmerzgefühl hatte mich hingerissen, und ich konnte mich der Thränen nicht enthalten. Der edle Graf suchte mich zu trösten. „Ich habe mich vom Ungrund der gegen Sie erhobenen Verdächtigungen überzeugt", sagte er. „Alle Vorbereitungen zu einer Revolution seien getroffen, und man würde sie in Ihren Papieren finden, hatte man versichert. O, was habe ich gefunden? Die Zahl der Kinder einer Familie, die Chiffre der Schulden, die auf dem Besitzthum lasten, die Einnahmen von Salz, von Korn, von Butter u. s. w.; aber keine Spur von politischen Umtrieben, von Umgestaltung des Kaiserreichs. Fahren Sie auf dem angetretenen Wege fort, der Kaiser und seine Gemahlin werden mit Ihnen zufrieden sein; keiner der Schurken kann Ihnen etwas anhaben. Jene haben sich fürchterliche Blößen gegeben, die Folgen sind nicht abzusehen!" Ich verlangte keine weitere Erläuterung, fragte nicht nach den Namen meiner Ankläger, und ließ die ganze Sache auf sich beruhen.

Die Kaiserin war auf einer Reise begriffen; sie ließ mich nach Salzburg bescheiden. Ich eilte dorthin. Diese Zusammenkunft war herzerhebend; sie dauerte lange. Ich fand in der höchsten Frau ein Mutterherz für das arme Land, einen Geist, der diesem Herzen das Gleichgewicht gab, und ein Vertrauen, das mich in meinen eigenen Augen erhob. O fände ich Worte, zu schildern was in mir vorging! Schneidend war der Contrast zwischen meiner Lage, meinem Beginnen und den Erfolgen meiner Bestrebungen! Mir, so unerfahren, so unbekannt mit aller Größe, allem Glanz der Hoheit, allen Verwaltungsverhältnissen; mir, die ein einzig Kleid nach Salzburg mitgenommen, es am Abend vor der Audienz zum Putzen

geschickt, noch kurz vor der anberaumten Stunde es nicht zurückempfangen, und schmerzlich ausgerufen hatte: „Das ist wie ein böser Traum, zur Kaiserin zu sollen, und mein Kleid ist nich trocken!" — mir entgegen sprangen die Flügelthüren des Palastes auf, riefen zwei hohe Gestalten entgegen: „Ah, schön, daß Sie da sind!" — „Haben Sie meinen Brief?" rief die Dame. „Haben Sie meine Wolle?" fragte der Graf in demselben Augenblick. Die Dame setzte hinzu: „Ich werde Sie gleich Ihrer Majestät anmelden!" Es waren Graf Wurmbrand und die Gräfin von L., welche vor mir standen. Die Wolle hatte ich noch nicht empfangen. Es war nämlich Flachs, den Ihre Majestät geschickt, um ihn an arme Spinnerinnen auszutheilen. Es erwies sich, daß der Frachtfuhrmann die Ladung aus Versehen nicht an mich bestellt hatte.

Ich wurde zur Majestät der Kaiserin eingeführt. Sie trug ein himmelblauseidenes Kleid und einen großen Hut mit drei prachtvollen Schwungfedern, welche die sanften und majestätischen Bewegungen ihres Hauptes anmuthig begleiteten. Ihre himmelblauen Augen überstrahlten mit überirdischem Glanz ihr rosenfarbenes Wangenpaar. Frühlingsschön leuchtete der Schmelz ihrer Farbe, und in ungekünstelter Zierde umwallten dunkle Locken die weiße erhabene Stirn. Sie sagte mir herzige Worte, und erhöhte den Werth derselben durch Darreichung ihrer feingeaderten Lilienhände. „Ihre Vorstellung an mich ist gut besorgt worden und hat viel Eindruck gemacht", sagte sie mit Engelstönen. Während ich sie vorlas, hielt der Kaiser seine Schreibtafel auf den Knien, und schrieb sich die Stellen aus, die ihn am tiefsten bewegten. Beruhigen Sie sich ganz, die Leiden des armen Landes werden sich in Freuden umgestalten!" Nach diesen Worten begann die Kaiserin ein langes Gespräch voll Kraft und

Herzlichkeit. Die seligsten Stunden meines Lebens verklangen. Ich hoffte nicht, daß ihnen noch viele andere folgen sollten, die ihnen gleich wären an Schönheit der Empfindung, wenn auch nicht an überschwenglichem Glück.

Ich glaubte mein Ziel erreicht zu haben, doch es war dem nicht so. In Salzkammergut fand ich eine merkwürdige Veränderung gegen mich, als ich zurückkam, die mir unerklärlich war; doch ich hielt noch immer das Oberamt Gmunden für meinen Feind, und schrieb alles nach Wien, was mir gegen dieses gesagt wurde. Es war in der That erbarmungslos gegen die Salzarbeiter. In der Ueberzeugung, die Wunden der Gegenwart würden heilen, wenn erst die Zukunft mit ihrer weisern Einrichtung festgestellt wäre, wurde zuversichtlich in das gesunde Fleisch hineingeschnitten, der Jammer der Gegenwart unbeachtet gelassen. Meine Vorstellungen und Bitten blieben unberücksichtigt. Dennoch wurde ich durch einen Auftrag des edeln Mannes überrascht, der mich ersuchte, mir Steuerbücher bringen zu lassen und sie unverzüglich im stillen an ihn einzusenden. Ich gehorchte. Der Grund dieses Verlangens war nicht von mir ausgegangen, ich habe nie erfahren, woher er gerührt. Die Sache ist zu merkwürdig, um sie hier unerwähnt zu lassen.

Im Jahre 1817 war das arme Land, welches der Hunger zum Theil verheerte und die Seuchen aufrieben, in einen so entsetzlichen Zustand gerathen, daß man die Leichen der Verhungerten auf den Heerstraßen fand. Der gute Kaiser schickte große Summen und Erquickungen aller Art für die Leidenden. Es ist mir unbekannt geblieben, wie diese Hülfsleistungen damals verwendet worden. Im Jahre 1826, als ich in Salzkammergut

angelangt war, hörte man wenig mehr von jener entsetzlichen Zeit der Hungersnoth und der Seuchen sprechen, wiewol ihre Folgen noch auf dem Lande lasteten. Seit dem Zeitpunkt, wo ich angefangen hatte Hülfe zu ermitteln, waren von allen Richtungen, besonders aus der Grafschaft Orth, die Einwohner zu mir gekommen, und hatten mich angefleht, doch um Gottes willen nur ihre Steuerbücher anzusehen. Ich that es, aber ich konnte nichts daraus entnehmen, sie waren unleserlich für mich. Ein Schuhmacher in der Viechtau, der gute Arbeit machte, einer von den unliebsamen Männern, welche die dortigen Behörden Grübler zu nennen pflegen — ein Schuster, der nicht bei seinem Leisten blieb —, erläuterte mir unaufgefordert die Bedeutung zweier Buchstaben, die häufig in den Steuerbüchern vorkamen, und neben welchen stets eine beträchtliche Summe verzeichnet stand. Diese Buchstaben hießen „K. K." Diese große Steuer war abgetragen worden. Die Einwohner der Viechtau hatten berechnet, daß sie auf dem nicht umfangreichen District des Gebirgs über 20,000 Fl. eingetragen hatte. Wahrscheinlich war es diese geraubte Summe, über welche eine Untersuchungsbehörde Licht haben wollte. Es mögen hierzu noch andere Umstände gekommen sein. Nicht lange nach meiner Einsendung wurden die Steuerbücher umgearbeitet, die unleserlichen Bezeichnungen verschwanden, und die wenigen Rubriken, welche beibehalten waren, standen gedruckt im Buche. Der Betrug war mithin sehr erschwert worden. Auch erließ der gute Kaiser den Viechtauern drei Jahre von der schuldigen Grundsteuer. Diese erfreulichen Begebenheiten waren Vorläufer der wichtigen Dinge, die da kommen sollten.

Der Hofrath von Schiller beauftragte den Oberamts-

rath von Villeford und einige andere tüchtige Beamte mit der Untersuchung der Amtsführung des Pflegers von Orth; man fand, es würde scharf gegen den Angeklagten verfahren. Welche Schärfe konnte doch gegen einen Mann genügen, der durch eine so lange Reihe von Jahren den Staat betrogen, und die Gegend ausgeraubt hatte! Nicht lange vor dieser Katastrophe war der Kreishauptmann von Dornfeld nach Ischl gekommen und hatte mich zu sich bitten lassen, weil er krank im Bett lag; ein heftiges Fieber schüttelte ihn. Es war mir nicht leicht, in dem nun so unfreundlichen Kranken den jovialen Kreishauptmann wieder zu erkennen, in dessen Hause ich und mein Max so liebevoll aufgenommen worden. Der Gegenstand der Unterredung war mein Aufenthalt in Salzkammergut. Herr von Dornfeld stellte sein Ansinnen so unklar, daß es nicht möglich war daraus zu entnehmen, ob es vom Präsidenten oder von einer freundschaftlichen Ansicht des Kreishauptmanns aus guter Meinung und Fürsorge für mich, oder, weil er vermeine, daß mir eine Gefahr drohe, gar höchsten Orts herrühre. Ich fragte ihn darüber; seine Antworten waren ausweichend und unverständlich, und sein Fieber schien zuzunehmen. Ich klagte Schiebel an, auf eine versteckte und feindselige Weise gegen mich aufgetreten zu sein, indem er sich doch bemüht hätte, mir begreiflich zu machen, daß alle Freunde des Salzkammerguts dahin streben müßten, daß der Kaiser die Grundsteuer abschaffe, denn diese sei unerschwinglich. Das Salzoberamt bestände darauf, und wolle sie nun auch im obern Kammergut einführen, wo Grund und Boden nichts als mageres Gras und saures Obst hervorbrächten. Herr von Dornfeld setzte hinzu, Schiebel sei ein Freund und Vater des armen Landes, habe die kräftigsten Vorstellungen wegen Ab-

schaffung der Grundsteuer höchsten Orts eingereicht, und hoffe auch durchzudringen. Aus diesem allen wollte mir nicht einleuchten, warum ich mich entfernen sollte, und ich erklärte, ich würde fortfahren, meine höchsten Aufträge zu erfüllen, bis ich derselben enthoben würde. Hierauf konnte der Kreishauptmann nichts erwidern, klagte über sein Fieber, und entließ mich mit dem üblichen Landesgruß „Führt Gott", indem er seinen Kopf in die Ecke des Bettes verbarg. Der ganze Vorfall war eigentlich darauf berechnet, mich tief zu kränken, mir das ganze Kammergut zu verleiden. Doch ich ließ mich nicht irre machen, ich hatte das Volk zu lieb. Was ich später davon verstehen konnte, gehört nicht hierher. Zarte und gebietende Rücksichten haben im Lauf dieser Erzählung oft meine Feder gehemmt, und noch jetzt walten mehrere derselben vor. Manche meiner Leser werden entziffern können, was zwischen den Zeilen ruht, und werden verstehen, warum ich keinen andern Platz dafür wußte. Niemand wird sich verwundern, zu hören, daß ich für den redlichsten Willen, den treuesten Eifer, die liebevollste Hingebung, die martervollste Aufopferung im Grunde nur Undank erfahren habe, daß mein Vertrauen vielfach getäuscht worden ist.

Eine bedeutende Verfolgung machte sich gegen mich fühlbar; ich ertrug sie standhaft und geduldig, und fuhr ungestört in meinen Beschäftigungen fort. Die Noth war gestiegen, ich that bei dringenden Veranlassungen, was in meinen Kräften stand, und mehr, ich gab mich arm. Und wiewol ich in Rücksicht über meine Befugnisse hinausging, reut mich noch heute nicht, was geschehen, wenn auch der Erfolg nicht im Verhältniß mit der Aufopferung stand. Mein Gewissen und die Liebe des Volks hielten mich über jede Anfechtung empor. Ich hatte das Gute gewollt, und das Rechte gethan. Wer

sich in die Flamme stürzt, um Erstickende herauszuziehen, fragt nicht danach, ob er sich das Kleid verbrennt!

Ich mußte häufig Ausflüge in das obere Salzkammergut machen, theils um in den Hütten nach dem Gespinst und den Spinnereien selbst zu sehen, theils um mich zu überzeugen, daß die Angaben verarmter Familien über Bedrückung und Ausraubungen seitens der Beamten nicht übertrieben seien. Sie waren nur allzu begründet; ich hätte Bände darüber schreiben können, wenn ich die Zeit dazu gefunden hätte.

Oefters mußte ich in Goysern verweilen, wo mein Asyl bei der Familie Wehrenpfennig war. Hier verlebte ich selige Stunden. Ich schrieb dort sehr fleißig Fürbitten, Erläuterungen über gekränkte Rechte der Gemeinden, und versäumte über diese Pflichten öfters die Kirche. Der Pastor Wehrenpfennig war ein echter Diener des Herrn, der die Herzen seiner Zuhörer erschütterte, erhob und erquickte. Die Kirche gewährte einen wohlthuenden Anblick. Die ärmsten Bewohner der Gegend erschienen dort reinlich, gewissermaßen geschmückt, so einfach ihre Gewänder waren; ihr Anstand war ernst und gesittet in Mienen und Geberden, die Heiterkeit des Frommen sprach aus ihren Gesichtszügen. Es war wohlthuend, mit dieser Gemeinde den Gottesdienst zu verrichten, und ich gestattete mir mehrere mal diese Gemüthserhebung, so oft ich in der Gegend war.

An einem Sonntag morgens, wo ich dringende Abhaltung hatte, war ich im Pfarrhaus geblieben und schrieb. Während des Läutens zum Gottesdienste vernahm ich ein scheußliches Grunzen, ein wüstes Getümmel vor der Kirche. Es trieb mich unwiderstehlich, auf den Platz zu eilen und nachzusehen. Welch ein Anblick! Eine starke Heerde von jenen Thieren, die Jesus

in den See von Genezareth stürzen ließ, lagerte sich unter Hader uud Umherbeißen dicht um die Kirche her. Dazwischen tobte und fluchte der Treiber laut knallend mit seiner mächtigen Peitsche, und Gassenbuben mischten sich hetzend hinein, um die Thiere recht erbost zu machen. Die Kirchenthür war zu. Ich, deren Furcht vor dem Borstenvieh nur meinem Abscheu gleicht, machte mich auf, ergriff eine Gerte, die am Boden lag, und erhob sie, um allenfallsigen Andrang abzuwehren, indem ich dem Treiber drohte, ihn sogleich in das Gefängniß führen zu lassen, wenn er nicht auf der Stelle die Heerde von der Kirche entferne. Verdutzt und verschüchtert gehorchte er; es dauerte keine Minute, so war der Platz frei und alles still um die Kirche her, in die ich hineinging, um im Gebet meine Aufwallung zu stillen; ich war auf das höchste empört und erzürnt. Nach beendigtem Gottesdienst beim Herausgehen umringte mich die Gemeinde dankend und händeschüttelnd, und auch Wehrenpfennig kam und drückte mir die Hand. Ein alter Mann äußerte, der Vorgang müsse von irgendeinem Buben herrühren, welcher der evangelischen Gemeinde Schmach habe anthun wollen. Ich ging noch vormittags zum Pfleger, der ein gesitteter Mann war, und der mir versprach, besondere Acht zu haben, daß nichts Aehnliches mehr vorfallen könne. Der Treiber kam in Verhaft. Noch lange nach diesem Vorgang wurde desselben erwähnt mit gemischten Gefühlen, in gerechter Entrüstung und lebhaftem Frohlocken über den Ausgang. Es ist seitdem noch manches geschehen, was in demselben Geist unternommen wurde, aber, wie ich hoffe, keinen schlimmern Ausgang hatte. Der erbitterte Kampf zwischen zwei Parteien verbreitet sich von Ort zu Ort, und wird schwerlich anders erlöschen, als in Strömen Blutes. Gott wende dieses Unheil gnädig

ab, und wehe allen, die mit dem Odem der Hölle die glimmenden Zwietrachtsfunken anfachen!

Der Sommer verging in reger Beschäftigung für mich. Weit besser als mit der ersten Lieferung von Leinwand, die ich besorgt hatte, ging es mit der neuen. Manche der Spinnerinnen waren nicht achtsam genug mit dem Flachs umgegangen, der ihnen anvertraut worden: sie hatten schlecht gesponnen, oder auch gar das Material verkauft. Ich bat daher Ihre Majestät, keinen Flachs mehr zu schicken, und meldete derselben, ich würde mich darauf beschränken, gesponnene Waaren zu kaufen.

Ich gewann nun vortreffliche Leinen. Einige Weber betrogen mich; da sie aber sehr arm waren, mußte man ihnen verzeihen. Die Umstände machten das unglückliche Volk unzurechnungsfähig. Aber klar erkannte es meine Bemühung, meinen redlichen Eifer. Von allen Richtungen her schickten mir die Gemeinden Abgeordnete mit Vorstellungen voll Kraft und Klarheit, und diese Leute baten mich um Beförderung an den Kaiser. Ich versprach es und hielt mein Wort. In weitläufigere Erläuterungen kann ich mich hier nicht einlassen, es genügt zu sagen, daß in jedem Orte offenbare Ungerechtigkeiten begangen wurden, und daß die Beschwerdeführer alle ihre Vorstellungen mit Beweisstücken belegten.

Ich nahm hochgestellte erleuchtete Rechtsgelehrte zu Hülfe, welche aus reinem Eifer für die gute Sache die Actenstücke untersuchten und gediegene Referate darüber aufsetzten. Der eifrigste und befähigtste unter allen war Herr von Buchholz aus Münster, kaiserlich königlicher Hofconcipist, den ein früher Tod seiner gesegneten Wirksamkeit entriß. Ich kann mir nicht versagen, hier dem Baron von Sina einige Worte dankbaren Andenkens zu

widmen, weil er in der Sache fünf beeinträchtigter Gemeinden, mit deren Abgeordneten ich zu ihm ging, nach gewissenhafter Durchlesung ihrer Beweisstücke einen gediegenen Rath ertheilte. Jeder Rechtschaffene konnte sich aus den vorliegenden Documenten überzeugen, daß das Land von allen Seiten her bedrückt und ausgesogen wurde, und daß es sich dabei um bedeutende Summen handle, die nicht allein dem Volke, sondern auch dem Staate entzogen worden. Ich will hiervon nur ein Beispiel in möglichster Kürze anführen.

Ein ehemaliger Pflegbeamter, der Gutsbesitzer auf Schloß Almeck, lebte mit der Tochter des Gerichtsdieners Fanny Hofbauer auf seinem Besitzthum, und führte mit Hülfe dieses Mädchens eines der verwegensten Bubenstücke aus, die je begangen worden. Er hatte verschiedene Helfershelfer in sein Interesse zu ziehen gewußt, und ließ auf dem Kirchenplatz eines Sonntags vormittags ausrufen, „daß die Bauern bei ihm den Zehnten der auf ihren Grundstücken hafte, ablösen könnten". Jeder Grundbesitzer der Gegend erstaunte über die Verkündigung und freute sich. Nun mußten in den folgenden Tagen die Helfershelfer des Ignatz von Auegg in der ganzen Ortschaft unter allerhand Vorwänden von Haus zu Haus gehen, und die Bauern mit ungefähr folgenden Worten berücken: „Leute, wißt ihr's denn schon, der Ignatz Auegg gibt ja dem ganzen Ort den Zehnten billig zum Ablösen; man weiß ja, daß er immer Geld braucht. Es kostet euch eine unbedeutende Summe, und ihr und Kindeskind seid auf ewige Zeiten von der Last frei. Schlagt nur bald ein, der gnädige Herr könnte sich anders besinnen!" Niemand unter der Sonne ist argloser als ein oberösterreichischer Bauer. Nächsten Sonntag nach der Kirche wurde die Ablösung des Zehn-

ten von neuem angeboten. Der Termin zu diesem Geschäft wurde auf kurze Zeit anberaumt. Herr von Auegg hielt Wort. Er ließ die Kaufpreise mäßig stellen, dennoch wurden sie den armen Bauern schwer herbei zu schaffen, und es kam eine ansehnliche Summe zusammen. Die Kaufcontracte wurden mit Hülfe eines Advocaten, namens Joseph Solterer, wenigstens scheinbar in aller Form Rechtens aufgesetzt und den hochvergnügten Bauern zugestellt.

Nicht lange nach dieser Begebenheit, und kurz vor der Erntezeit, verkaufte Ignatz von Auegg der Fanny Hofbauer, die, wie schon bemerkt, mit ihm lebte, das Schloß und die Herrschaft Almeck um einen mäßigen Kaufpreis. Nicht ohne Verwunderung erfuhren die Bauern diesen Kauf; doch ahnten sie nicht, was ihnen bevorstand. Als die Ernte vor sich gegangen, und die Bauern im Begriff waren sie in ihre Scheuern zu führen, erschien die Fanny Hofbauer, nunmehrige Besitzerin der Herrschaft Almeck, auf den Aeckern, und verlangte den Zehnten. Vergebens betheuerten die Bauern, daß sie den Zehnten gekauft, und brachten ihre Kaufcontracte herbei. Die Fanny erklärte: „der Handel sei null und nichtig! Nicht Ignatz von Auegg, sondern sie sei Herrschaft, in ihrem Kaufbrief stehe der Zehnten mitverzeichnet, und sie werde sich ihn nicht entreißen lassen!“ Sie ließ nun sogleich Arrest auf die Ernte legen, und kam mit Soldaten, sogar mit großen Hunden auf die Felder, wo sie den Zehnten eigenmächtig von der Ernte abtheilen und in die Scheuern von Schloß Almeck einführen ließ. Vergebens protestirten die Bauern; wahrscheinlich war in den Kaufcontracten absichtlich etwas versehen worden. Soviel ich glaube, zahlen sie diesen Zehnten noch immer an die Herrschaftbesitzerin. Ich kenne genau

mehrere solche Vorgänge, beschränke mich aber hier nur auf diesen einen.

Der Kaiser hatte mich nach Wien verlangt, ich ließ ihn nicht warten. Ueberfüllt von Eindrücken kam ich im December 1828 nach Wien, wo ich glaubte die letzte Hand an mein Werk legen zu können. Ich war bedenklich krank, aber frohen Muthes. Noch waren damals meine beiden Söhne in der Stimmung, in welcher sie durch das Gesäuse zum edeln Erzherzog Johann mit Lebensgefahr gewandert waren. Max mit seinem weichen Herzen war noch derselbe geblieben, aber Wilhelm hatte sich von den Einflüsterungen gewissenloser Menschen hinreißen lassen, und sah die Sache in einem schiefen Lichte an. Er schrieb mir aus Wien: „Vom Salzkammergut ist so wenig die Rede, daß ich kaum zwei mal in dem Fall gewesen bin, das Gespräch darüber coupiren zu müssen!" Diese Worte machten mein Mutterherz bluten. Wehe dem, der sie ihm eingeflößt hat; denn mein Sohn hatte immer großartig und edel gefühlt, seine Worte durch Thaten bekundet, seinen Thaten durch Worte Nachdruck gegeben. Er war noch in den Händen eines falschen Freundes, der den bedauerungswürdigsten Einfluß auf ihn geübt hat, als er seine „Wanda Wielopolska" und seinen „Fahrenden Schüler" schrieb, zwei Werke, die seine Feuerseele beurkunden. Erst im Jahre 1845 schrieb er seinen „Frommen Juden", den man infolge der Namenverwechselung mir beigemessen hat, an welchem ich jedoch nicht den geringsten Antheil habe.

Spindler, der die Gemächlichkeit liebte, und überall sparte, wo er es konnte, ohne sich den geringsten Abbruch zu thun, wohnte und lebte bei Wilhelm unter den knauserigsten Bedingungen und mit großem Aufwand, höchst unzufrieden mit allem, was er bei ihm genoß. Er

nahm seinen Freund beim Arm, führte ihn in das leckerste Gasthaus. Beide ließen es sich dort behagen, doch auf Wilhelm's Kosten. Wilhelm's Gattin ließ sich diesen Aufwand gefallen, solange es möglich war ihn zu bestreiten; endlich aber erklärte sie, sie wisse nicht mehr, wofür den andern Tag das Essen hernehmen, und müßte Spindler inständig bitten, selbst für seinen Unterhalt zu sorgen, ja sogar ihr Haus zu verlassen. Spindler nahm bereitwillig Abschied. Ich kannte seinen Charakter zu gut, um sie nicht vor den nothwendigen Folgen dieses Schrittes, den ich unbesonnen nannte, zu warnen. Sie sah meine redliche Meinung ein und sagte: „Ich kenne jetzt Spindler ganz, doch es ist zu spät!" „Und ich", fiel ich ein, „kenne ihn genug, um nicht zu wissen, daß er Sie seinen Ingrimm wird fühlen lassen. Er, der stets betheuert hatte, er würde Wilhelm aus den Krallen seiner Gläubiger ziehen; er, der alle Mittel dazu besaß, hat ihn nun hineingestoßen und ihn rettungslos zu Grunde gerichtet!" Die Schwiegertochter konnte nicht widersprechen; sie vermochte nichts, als unter den herbsten Entbehrungen ihr Leben zu fristen, und auf einen Glücksfall zu hoffen, der nicht eintraf. Spindler, der im Ueberfluß schwamm, nahm von seinem Freunde die Zinsen von den Zinsen der angewachsenen Schuld, zertrat ihn, und lenkte alles dahin, daß die Gant erklärt wurde. Doch meines Sohnes Anhänglichkeit überwog jeden Zweifel, und er blieb ihm ergeben, wie er es jemals gewesen war. Die Kette, welche ihn an den falschen Freund schloß, war in der Hölle geschmiedet, dennoch zerriß sie. In Freiburg trennten sich wenige Jahre nachher, als meines Sohnes Untergang vollendet war, der falsche Freund, und der, der mir das Herz zerriß. Ich schreibe dies alles ohne Mitwissen meines Sohnes, aber mit vollständiger Ueberzeugung der

Wahrheit. Vor dem Throne des Allwissenden werden wir unsere Rechnung zu schlichten haben. An mir ist ein Mord geschehen, an meinem ältesten Sohne auch. Nicht aus Rache klage ich hier den Mann an, der uns vernichtet hat, nur aus Warnung für liebevolle Aeltern, und für unbesonnene Jünglinge sind diese Worte aufgezeichnet; wer ihren Sinn nicht zu fassen vermag, der lese Spindler's „Boa Constrictor." Spindler hat sich selbst gerühmt, daß dies Werkchen sein Bild und einen Theil seines Lebens enthalte.

Ich hatte für Pflicht gehalten, Eduard Duller, den ich ganz von ihm eingenommen sah, mit Behutsamkeit und Mäßigung gegen Spindler zu warnen. Die einzige Frucht dieser Warnung war, daß Duller mein Haus mied. Doch keine zwei Jahr später entfernte er sich von Spindler.

Der geistreiche, grundgelehrte, talentvolle Philolog Dr. Braun folgte seinem Beispiel nicht. Er verschied in der Blüte der Jugend nach langen entsetzlichen Leiden an den Folgen einer Brustwunde, die Lieutenant Gottraun ihm im Zweikampf geschlagen, zu welchem er ihn gezwungen hatte. Ehe er ihn gefordert, hatte ein sehr hochgeachteter Mann, einer unserer beliebtesten Dichter, ihm gesagt: „Braun, Sie stehen am Rande des Abgrundes, vielleicht ist noch Zeit zur Umkehr. Wer Mittel hat, wie Sie, kann wiederkehren; Sie müssen leiblich und geistig zu Grunde gehen, wenn Sie so fortfahren!" Braun lachte, er rief aus: „Mag ich doch! Die Würfel sind gefallen. Wie ich jetzt lebe, kann ich mich immer noch eine Zeit lang halten! Wenn alles für mich aufhört, so finde ich wol noch einen, der mich zusammenschießt, oder ich ihn, es ist mir dann beides recht!" A....... schauderte, er eilte fort. Wenige Wochen darauf

lag Braun auf dem Sterbelager. Möge ihm der Allmächtige jenseits vergeben. Mich drängt es sein Bild auszumalen, so trostlos es ist. Er nannte sich einen eifrigen Katholiken. Dagegen konnte niemand etwas haben. Es war um die Zeit, wo eben der deutschkatholische Priester Ronge gegen den Rock zu Trier auftrat.

Ich sprach mit Braun über diesen Gegenstand; er äußerte mit sanftem Blick: „Die guten Menschen haben da einen poetischen Begriff unwillkürlich und unbewußt in ihr Leben gezogen, und nun werden sie darüber ausgehöhnt!“ Ich blickte ihn voll Erstaunen an, ich konnte nicht sprechen. Etwas über ein Jahr später kam Braun mit meinem Sohn nach Heidelberg. Wir aßen sämmtlich im Badenschen Hof. Es hatte sich dort eine geistreiche Gesellschaft vereinigt, das Gespräch wendete sich auf Religionsfragen. Braun äußerte: „Der Kampf wird jetzt ernster als je, und es ist hohe Zeit, daß er es werde! Wir haben den Protestanten große Concessionen gemacht, diese müssen alle aufhören. Bald wird sie schlagen, die große Stunde, wo die neue Bartholomäusnacht gefeiert wird, keine Pariser Bluthochzeit! Keine europäische! O nein! Die Bartholomäusnacht der Welt. Und da will ich zuschlagen solange ich den Arm rühren kann. Vertilgt müssen sie werden bis auf den letzten Mann, Gott wird seine heilige Sache schützen!“

Mir schauderte, ich war keines Wortes fähig. Ich sah auf meinen Sohn Wilhelm hin, ich hoffte ein tröstliches Wort von ihm, er schwieg mit der ruhigsten Miene, ich seufzte tief. Nun wurde eine ganze Wagenburg von Flaschen, gefüllt mit den edelsten Sorten Rheinweins, die Braun um sich her stehen hatte, verschluckt, er schien nur noch Sinn für diese zu haben. Ein Hannoveraner, ein

sehr feiner Mann, der mir schrägüber saß, und innerlich aber sichtlich warmen Antheil an dem ganzen Vorgang nahm, brach nun gemäßigt, aber kräftig los in ungefähr folgenden Worten: „Niemand hat jemals der katholischen Religion mehr Ehrfurcht bewiesen als ich; mehrere Mitglieder meiner Familie sind katholisch, alle lieben einander, denn alle fühlen sich Eins als Christen. Unter meinen Freunden sind die geehrtesten und theuersten gerade Katholiken. Es hat sich so gefügt, weil auch diese katholischen Freunde von Ehrfurcht für die Religion durchdrungen sind wie wir. Wenn ich nun aber hinzusetzen muß, der Vorsehung dank, daß ich ein geborener Evangelischer bin, so will ich hiermit keine Schmähung gegen den Katholicismus aussprechen. Ich sehe in der katholischen Religion noch immer, was sie zur Zeit der frühern Christen war, was sie vor dem Concilium von Trident gewesen, und was sie im Grunde noch heute ist und morgen wieder werden kann, ja wieder werden muß, wenn der Frieden erstehen und bestehen soll!" Braun horchte hoch auf, er sah forschend um sich her, er fühlte sich allein mitten unter den Gästen, denn nicht Einer nahm Partei für seine Sache. Der beinahe allgemeine Aufbruch begünstigte einen geschickten Rückzug, auch war es mit dem Wein zu Ende, und der Mitkämpfer in spe der Bartholomäusnacht auf dem Halme, entfernte sich. Ihm folgte mein Sohn. Braun verließ den Gasthof und Heidelberg, ohne seine Rechnung zu tilgen.

Ich bin in meiner Erzählung den Begebenheiten weit vorausgeflogen; doch der innere Zusammenhang ist geblieben, und ihn muß jedermann anerkennen, der dies Werk liest, wenn auch der äußere fehlt. Vorsehung und Geschick gestalten ihre Werke ebenso. Eine ferne Zukunft scheint nur durch Augenblicke von der Gegenwart getrennt, weil die Be-

gebenheiten der Zukunft die unvermeidliche Folge der Gegenwart sind. Gestaltung und Duft der Weinrebe, die eben aufblüht, verheißt uns schon die reife Traube.

Ich hatte erfahren, daß Graf von Wickenburg in Wallsee erwartet wurde, und sehnte mich lebhaft, die Angelegenheiten des lieben Salzkammerguts mit ihm zu besprechen. Er war nicht immer einerlei Meinung mit mir. Ihm lief das Herz mit dem Kopf nicht davon, er wollte helfen und retten, aber vom normalen Weg kein Haar breit abweichen. Ich fand, daß bei außerordentlichen Begebenheiten und Zuständen, wie die des unglücklichen Landes, auch außerordentliche Mittel in Anregung gesetzt werden müssen. In Graf Wickenburg's Ansichten bestärkte ihn der Minister Graf von Baldacci, der mit seinem jungen Freunde nach Niederwallsee gegangen war, um sich mit ihm über verschiedene Angelegenheiten zu besprechen. Wir sahen uns nur bei Tafel. Ich fand am Minister Baldacci einen Gegner, mit welchem ich es muthig aufnahm, weil ein unverkennbares Wohlwollen für mich und meine Absichten ihn beseelte. Bei alledem ging die Sache nicht nach meinem Wunsch, denn er blieb bei seinen Ansichten und beim Hergebrachten stehen, und ich meinte, System und Gewohnheit müßten sich fügen, weil das Volk hungerte und fror, weil beinahe alle Lebensbedürfnisse im Preise gestiegen waren, und bei geschmälertem Verdienst Tausende von müßigen Händen vergebens nach Beschäftigung rangen. Es war dem edeln Grafen Wickenburg, und natürlicherweise auch mir, auf das eifrigste um Abhülfe zu thun. Ich, die bis aufs kleinste mit den Umständen vertraut war, sah die Nothwendigkeit der Aufhülfe am klarsten ein. Der menschenfreundliche Staatsmann kannte minder genau die herrschende allgemeine Noth, dagegen aber zum Unglück für

die Leidenden die Gesinnungen und Ränke der Hefen des Volks, die ihm in den Gegenden, wo er ähnliche Functionen erfüllt hatte, anschaulich geworden waren. Es bedarf einer rechtschaffenen Obrigkeit, vortrefflicher Geistlichen und Schullehrer, um die Gemeinden auf guten Weg zu lenken und darin zu erhalten, und gewissenlose Obrigkeiten wirken nur allzu eifrig darauf hin, alle Vergehungen der Niedern in ein gehässiges Licht zu stellen. Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, in Kürze ein Beispiel hiervon anzuführen.

Einer der Beamten, die es sich vorzüglich angelegen sein ließen, das Volk zu verdächtigen, hatte sich ein Mittel ausgesonnen, es als verschwenderisch hinzustellen. Von Haus zu Haus eines Dorfes ersuchte er die Bewohner um Eierschalen, unter dem Vorwand, Gurkenkörner hineinzulegen. Das gute arglose Volk ist sehr gefällig, es suchte aus der Nachbarschaft Eierschalen zusammen, und brachte sie dem heimtückischen Beamten. Als dieser eine beträchtliche Menge beisammen hatte, zeigte er sie dem Oberbeamten, und sagte: „Sehen Sie nun das genäschige Volk! Ueber Hunger klagen sie, und haben diese Menge Eier in kurzer Zeit zusammen gefressen, statt sie auf dem Markt zu verkaufen!“

Ich verwendete die Zeit meines Aufenthalts in Niederwallsee auf die Zusammenstellung der Klagen und Bedrängnisse der Bewohner des Salzkammerguts. Graf Wickenburg hatte mir großmüthig angeboten, dort zu verweilen, um ungestört bei dieser Arbeit zu bleiben. Meine Söhne waren häufig zum Besuch im Benedictinerkloster von Melck, auf Jagden, und in Linz bei unserm Freunde, dem Syndikus von Sporn. Sie wurden wie Mitglieder der Familie angesehen. Dieser Aufenthalt war um

so ersprießlicher, da diese Familie wie ein Musterbild der Bildung, Liebenswürdigkeit, Tugend und Sitte auf diese jungen Gemüther wirkte. Ich lebte ganz einsam auf diesem prächtigen Schlosse, das über dreihundert Fenster hat, und sehr anmuthig liegt. Die Requisiten zu meinem Frühstück wurden abends zuvor aus der Pflege zu mir hingebracht. Erst mittags verließ ich meinen Schreibtisch, um mit dem Pfleger und seiner Gattin zu speisen; dann ging es in den herrlichen Garten, der trotz der vorgerückten Jahreszeit ganz voll köstlicher Blumenbeete prangte; oder ich bestieg den Thurm, der die entzückendste Aussicht darbot. Von da blieb ich mit dem Pfleger zusammen, den ich nach dem Abendtisch wieder verließ, um fortzuarbeiten. Es war mir ein eigenes Gefühl, wenn ich den ellenlangen Schlüssel in der Hand, das gewaltige Schloß auf- und sorgfältig wieder zuschloß. Ich hatte dort keine Langeweile, mit meiner Arbeit war Segen. Im Hintergrunde winkte und glänzte Wien mit seinen geistreichen Männern, seinen anmuthigen Dichtern, mit der geist- und herzerhebenden Beziehung zu den Kreisen des kaiserlichen Hofes. Wir verließen endlich Wallsee, unaussprechlich dankbar für die lange genossene Gastlichkeit des edeln Grafen, der diese That wol zu einer der segensreichsten seines Lebens rechnen kann.

Wir gelangten aus unserm geliebten Salzkammergut nach Wien, und bezogen eine Wohnung in dem Hause, welches noch von früherer Zeit her das „Bürgerhospital“ hieß, und wo ich Josephine von Perin, unsere theure Freundin, die es seit vielen Jahren bewohnte, wiederfand. Sie empfing mich liebevoll, und wir genossen der anmuthigen Nachbarschaft mit immer neuer Freude. Josephine von Perin, die Tochter eines berühmten belgischen

Generals von Vogelsang, war eine der bedeutendsten Erscheinungen meines Aufenthalts in Wien. Sie besaß eine geniale Schwester, und einen geistvollen Sohn, der die diplomatische Carrière ergriffen hat, und späterhin als Legationssecretär nach Turin ging. Beider Sprachen zum Erstaunen mächtig, schrieb und dichtete Frau von Perin meisterhaft französisch und deutsch, in Versen und in Prosa, wie eine geborene Französin und Deutsche. Man hätte sie fragen können, wie Friedrich Wilhelm IV. Adalbert von Chamisso frug: „Wo haben Sie das herrliche Deutsch her?" Dieses hat durchaus niemand, als wem es von oben herab gegeben ist. Kein Studium verleiht es; Natur gibt es, wie sie der Rose den Duft gibt! Auch Josephinens Prosa athmete denselben Geist, zwanglos, herrlich gegliedert, kraftvoll, lebenssaftig, wie Musik vom größten Meister. Wer enträthselt solch Geheimniß? Wer kann den Augenblick herbeirufen, wo der Genius der Seele den Brautkuß gibt?

Wir brachten mit Josephinen von Perin und gegenseitigen Freunden entzückende Abende zu, aus denen bisweilen Nächte wurden. Wir werden sie jenseits wiederfinden. Grillparzer, Apollonius von Maltitz, Christian von Zedlitz! Ihr könnt diese Stunden nicht vergessen, die Welt kann sie euch nicht wiedergeben; nur jenseits, jenseits stehen sie uns wieder auf!

Wie gerecht ist der Himmel! Den Reichen, die im Golde wühlen, schenkt er nicht was er uns himmlisch Beglückten gibt, wenn die Stunde der Weihe sich in unsere Herzen senkt; wenn Herz in Herz, Leben in Leben überfließt; wenn alle, die den großen Bund feiern, nur Eins sind. Nicht zerreißen kann ein solches heiliges Band, nur unsere Wahrnehmungskraft verschwindet. Das ewig Schöne, das uns der Ewige zu eigen

gegeben, das wir auf ewig besitzen — getrost, wir finden es schöner wieder, als es die Erde uns geben konnte.

Meine Lieder an Seraphina bezeichnen ähnliche Stunden meines Lebens, unter dem schimmernden Dach des kaiserlichen Palastes. Charlotte Auguste war eine Seraphina. Ich habe es viele Jahre verschwiegen, ich wollte nicht der Welt preisgeben, was ich vom Himmel selbst empfangen, was ich mir ruhig und ergeben für diesseits entreißen ließ. „O Gott, wie reich ist doch eine Dichterseele!" hatte sie mir zugerufen, weil sie mich liebte und verstand, die hohe süße Frau! Nicht mir ist sie entrissen worden, sondern ich ihr. Aber sie wird mich wiederfinden, und je schroffer die Trennung war, je süßer wird die Wiedervereinigung sein.

Ich wurde kurze Zeit nach meiner Ankunft in Wien zum Conferenzminister Grafen Kollowrat gerufen, der mich mit der wärmsten Theilnahme empfing. Mit tiefer Wehmuth sagte er mir unter anderm die Worte: „Ah, es geht nicht wie es sollte, ich bin Minister und habe kein Portefeuille. Das Gute wird unbeschreiblich erschwert. Doch man muß den Muth nicht sinken lassen. Der Kaiser hat das menschenfreundlichste Herz und den besten Willen. Erst über seinem Grabe wird die Welt gerecht gegen ihn sein!" Nach einem langen Gespräch, dessen Inhalt ich in meiner Brust verschließen muß, führte mich der Graf zu seiner herrlichen Gemahlin, mit der ich eine schöne Stunde zubrachte. Vor dem Abschied hatte mir Graf Kollowrat noch gesagt, er würde mich zum 12. December beim Kaiser anmelden. Ich hatte mir viel von dieser Audienz versprochen. Ich glaubte dem Kaiser mehr sagen zu können, wenn ich die Letzte wäre, die sich melden ließe, ich hatte Unrecht. Der Kaiser war

schon sehr erschöpft, als ich zu ihm eintrat; sein Adjutant machte mich darauf aufmerksam. Ich hielt es für einen Wink, mit dem Kaiser sehr behutsam umzugehen, und ich hatte recht.

Im reinsten Hochdeutsch sprach der Kaiser zuerst zu mir einige Worte des Dankes, daß ich mich seiner Oberösterreicher so herzlich angenommen habe. „Aber", setzte er hinzu, „die Sache hätte eine schlimme Wendung nehmen können! Wie, wenn ich nun gezwungen gewesen wäre, Militär in das Salzkammergut zu schicken?" Ich erstarrte. Ich sah aus diesen Worten, daß die lügenhaften Berichte des Pflegers von Orth Eindruck beim Kaiser zurückgelassen hatten, und daß er glaubte, es handle sich um eine Empörung. Der Kaiser muß meine Empfindungen in meinen Blicken gelesen haben. Ich sagte ihm mit fast von Schmerz erstickter Stimme: „Ich kann und will mich nicht rechtfertigen bei Ew. Majestät, ich überlasse das Gott und der Zeit!" In den Mienen des Monarchen ging nun eine Veränderung vor, er blickte mich mit seinen schönen blauen Augen freundlich an. „Nun ja", sagte er sanft, „gewiß haben Sie es gut gemeint!" „Und auch gut gehandelt", entgegnete ich. Der Kaiser sprach nun: „Ich weiß durch Sie etwas, das ich nie zuvor erfahren hatte. Da legen sie drüben den armen Leuten, die selber nichts zu essen haben und die Steuer nicht zahlen können, Executionssoldaten in das Haus; das ist mein Wille nicht, das darf nicht sein, das soll nie wieder geschehen!" Die Stimme des Kaisers drückte flammende Wuth aus. Ich sagte ihm: „Es sind auch Menschen unter den Exequenten Ew. Majestät! Es geschah voriges Jahr, daß der Executionssoldat, als er zu einem Bauer kam, Kinder erblickte, die vor Hunger weinten, und keinen Bissen Brot in der Hütte an-

traf; da griff er in seine Tasche, gab der bebenden Hausmutter seine ganze Baarschaft, um Brot zu kaufen, und eilte davon. Ein anderer, ärmer als jener, ging beim Anblick der jammernden Bewohner aus dem Hause, und kam mit Brot beladen wieder. Er hatte eilig sein Gewehr verkauft, und wußte, daß ihn funfzig tüchtige Hiebe dafür strafen würden; doch er folgte der Regung der Menschlichkeit. Ja, Majestät, oft geschieht es, daß die Soldaten auf das Pflegamt zurückkommen und erklären, sie könnten diesen Leuten nichts abnehmen." „Brave Kerls!" sagte der Kaiser, und wiederholte dann noch feierlich sein Versprechen, welches er freiwillig gegeben, daß keine Executionssoldaten mehr in das Salzkammergut geschickt werden sollten. Mir ist unbekannt, von welchem Orte aus diesem großmüthigen und gerechten Entschluß widerstrebt wurde, und zwar mit Erfolg; denn es kamen nach wie vor Executionssoldaten zu den Bewohnern, rückständige Steuern einzutreiben, nur daß man nicht mehr erzählen hörte, daß welche von ihnen ihr Gewehr verkauft, um den Bewohnern Brot zu bringen. Sie hatten sich damit begnügt, aus den jammervollen Hütten, wo keine Maus eine Brotkrume gefunden hätte, unverrichteter Sache auf das Pflegamt zu gehen, wo man nicht ermangelte, die Kosten für den Executor und für den Widerstand der Einwohner in Rechnung zu bringen. Ich muß zu meiner Beschämung gestehen, daß ich entmuthigt oder, wie der Bauer sich auszudrücken pflegt, „maßleidig" war. Ich weiß kein deutsches Wort für diesen Zustand: es bedeutet eine Erschöpfung der Spannkraft, eine wehmuthsvolle Hoffnungslosigkeit.

Kaiser Franz meinte: „Vom Steinsalz könnte man sich im Lande helfen", weil Salzmangel in den Vorstel-

lungen der Landleute auf das kläglichste zur Sprache kam. Ich wußte nichts von einem solchen, konnte weder beipflichten noch widersprechen, und glaubte einigen Unwillen hierüber beim Kaiser wahrzunehmen; auch war er sichtlich erschöpft, seine Augen waren roth. Die große Anzahl der Bittstellenden, die er angehört, hatten vier Stunden seines bedrängten Lebens mitgenommen, in diesen hatte der gute Kaiser viel gesprochen, und viel Leid empfunden, zuweilen auch gezürnt, weil er von vielen und frechen Schurkereien erfuhr, die ihn empörten, und die er bestrafen wollte. Er pflegte dann den Hülfesuchenden auf die Schulter zu klopfen, und die Worte auszusprechen: „Geht nur heim, Kinder, euch soll Recht werden!“ Doch unter hundert Fällen gab es kaum einen einzigen, wo dies Wort sich bewährte, denn Arglist und Tücke hatten die Netze zu fein gesponnen, in welchen die Unterthanen zappelten, darbten und verschmachteten. „Es ist schaudervoll“, rief einmal die Kaiserin aus, als ich ihr unter andern Reden der Landleute folgende wiederholte: „Ueber die Steuern beschweren wir uns nicht, wenn wir sie geben sollen nach Recht und Gesetz, wie sie uns vorgeschrieben sind; wir wollen die Nächte durch arbeiten, daß uns das Blut aus den Nägeln spritzt; wir wollen hungrig zu Bette gehen, wenn nur der Betrug nicht wäre!“

Ich erzählte Ihrer Majestät auch von einem wackern Landmann, den ich warnte, sich weder durch Leiden, noch durch Aufwiegler hinreißen zu lassen, und keine Empörung zu versuchen, denn der Kaiser werde ihnen gewiß helfen. „Empörung!“ rief der Alte, „nein, lieber doch gleich in den See!“ Die Kaiserin war tief gerührt. Ich erinnere mich nicht einmal, und fürchte, mich hat eine übertriebene Ehrfurcht

abgehalten, der Kaiserin hinterbracht zu haben, was ich von mehr als Tausenden gehört hatte: daß die Angestellten bei den politischen Behörden mit teuflischem Hohn hell aufgelacht hatten, wenn die Bedrängten etwa drohten, sie würden zum Kaiser gehen. Die Herren durften lachen. Sobald sie wußten, daß die Bauern sich so viel Geld zusammengeliehen und abgedarbt hatten, daß sie Wien erreichen konnten, schrieben sie an dortige Freunde, den Bauern den Zugang zu erschweren, oder zu hindern, im schlimmsten Fall aber sich an diejenigen zu wenden, denen der Kaiser das Referat auftragen würde. Meistens gelang das. Der Kläger, das Herz warm von den Tröstungen des guten Kaisers, noch auf der Achsel das trauliche Klopfen der kaiserlichen Segenshand fühlend, hungerte sich heim, wurde von allen Seiten her mishandelt, und bekam eine abschlägige Antwort, und obendrein noch einen derben Verweis von der Behörde. Dabei hatte er noch mehr Schulden als früher; denn nicht selten hatte er den Vorschuß zu seiner Reise aus Wucherers Hand empfangen. Der unsterbliche Kaiser Joseph hatte vorausgesehen, daß bei Suppliken der Landleute Umstände wie die eben bezeichneten eintreten müßten. Ihn jammerten die Beschwerdeführer und Bittenden, die mit großen Mühseligkeiten nach Wien mußten, und um ihnen Mühe und Aufwand zu sparen, beauftragte er den Kreishauptmann jedes Bezirks, die Schrift des Bauern nebst einer Einbegleitung von ihm selbst, an Ihre Majestät abgehen zu lassen, worauf der Kaiser den Bescheid durch den Kreishauptmann an den Bauer schicken würde. Der Kreishauptmann von Wels, den Kaiser Joseph selbst noch eingesetzt hatte, hieß Jackobar, der von Steuer Dornfeld; sie waren vorgeschobene Riegel vor der Eingangspforte zum Thron. Der gesetzliche Befehl für Be-

schwerdeführer und Solicitanten lautete: zuerst zum Pfleg=amt zu gehen, und wenn dieses abschlägigen Bescheid gab, sich an das Kreisamt zu wenden, welches sodann nach Beschaffenheit der Umstände entweder die Beschwerde oder Bitte verwarf, oder an den Kaiser beförderte. Bei geringen und gewöhnlich individuellen Besuchen pflegte das Kreisamt zu ignoriren, wenn es übergangen wurde; sowie aber der Gegenstand die Rechte einer oder mehre=rer Gemeinden und dann gewöhnlich eine große Summe Geldes betraf, wurden Kunstgriffe aller Art aufgeboten, damit die Sache gar nicht vor den Kaiser gelangte. Ich kann hiervon mehrere Beispiele anführen; sie betrafen Gemeindeholz, Korn= und Grundsteuer, und andere hoch=wichtige Gegenstände, sowie den schon erwähnten Zehn=ten, den die Gerichtsdienerstochter, Fanny Hofbauer, den Bauern von Almeck gewaltthätig entriß.

Ein Bauerngutsbesitzer Namens Heidinger, der im Namen von fünf Gemeinden an mich abgesendet wor=den, kam nach Gmunden, mit den Proceßacten versehen, und trug mir klar und begreiflich die Sache der Gemeinde vor, mit inständigster Bitte, sie zur Kenntniß des Kai=sers zu bringen, weil man wußte, daß ich nach Wien wollte. Ich willigte gern ein, weil hier eine ungeheuere Unterschlagung vorgegangen war. Heidinger hatte als Beweisstücke hochwichtige Documente im Original und mit dem Siegel der höchsten k. k. Hofstelle herbeigebracht. Ich habe vergessen, wer mir anrieth, dem berühmten Baron Sina alle vorhandenen Documente mitzutheilen, wiewol er mir ganz unbekannt war. Als ich nach Wien gelangt, war mir Heidinger nachgereist, und suchte mit mir Ba=ron Sina auf, der uns mit der größten Theilnahme an=hörte und sorgfältig die Acten durchlas. Er äußerte sich mit folgenden Worten: „Diese Sache ist hochwichtig und

sonnenklar! Hier sind drei Actenstücke, die als schlagende Beweise dienen. Die Gemeinden müssen einen Bericht aufsetzen und unterzeichnen, den Sie, gnädige Frau, zum Kaiser in seine eigene Hand gelangen lassen. Vielleicht kann ich selbst meine Theilnahme an diesem Gegenstand beweisen.“ Ich war über die Aufnahme und das Benehmen des edeln Mannes ganz entzückt, jedoch höchst betroffen, am andern Tage meinen guten Heidinger nicht wiederzusehen. Gegen Abend erschien bei mir ein Bauersmann aus jener Gegend, der mir offenbarte, daß die Polizei am Morgen, als er mit Heidinger ausgegangen war, diesen festgenommen habe. Ich erstarrte vor Verwunderung. So klug und gebildet die Einwohner jener Gegend sind, so wenig sind sie im Stande, der obrigkeitlichen Gewalt mannhaft entgegen zu stehen, wo es ihr gutes Recht gilt. Heidinger hatte sich nicht einmal einen gegen ihn ausgefertigten Verhaftsbefehl vorzeigen lassen, und saß nun im Gefängniß. Sein Landsmann, der ihn nach Wien begleitet hatte und von dem Polizeisergeanten unbeachtet geblieben war, hatte sich wahrscheinlich davongeschlichen, und in Ermangelung bessern Raths zu mir begeben.

Ich eilte zum Stadtdirector Hofrath Persa, mit welchem ich einigemal in Gesellschaft gewesen war; statt seiner erschien der allgemein hochgeschätzte Noe, um mit mir zu sprechen; derselbe, dessen Sylvio Pellico so seelenvoll erwähnt. Ich erklärte diesem würdigen Manne, man habe mir meinen Bauern arretirt, und ich müsse ihn wieder haben. Herr von Noe, der überhaupt vom Hofrath Persa nicht erbaut war, und der meine Verhältnisse zum kaiserlichen Hof kannte, versprach mir, ich solle den braven Mann heut noch wieder sehen. Es war mir unaussprechlich lieb, des Zwiegesprächs mit Hof-

rath Persa überhoben zu sein. Ich verließ getrost das Auge Gottes*), und eilte nach Hause. Wirklich kam mein guter Heidinger dorthin, noch blaß von dem erlittenen Schrecken, und erzählte mir, daß beim Herausgehen aus seiner Wohnung der Polizeisergeant auf ihn zugekommen wäre, und er, Heidinger, vermöge seiner Hasennatur auf der Stelle reißaus genommen habe; jetzt aber komme er, von mir und der Kaiserstadt einen lebenslänglichen Abschied zu nehmen, denn seine persönliche Sicherheit als unbescholtener Unterthan des Kaisers gehe ihm über alles! Nichts konnte ihn bewegen, seinen Entschluß zu ändern; er vermeinte, und wer weiß ob mit Unrecht, man würde ihn im Loche, worin er steckte, haben verfaulen lassen, wenn sein Kamerad mich nicht aufgesucht und mir Nachricht von seinem Schicksal gegeben hätte. Verzeihlich ist die Vermuthung, die ich faßte, daß ihm im Gefängnisse Drohungen gemacht worden seien, denen er nicht zu widerstehen wußte, und daß man ihm vor der Entlassung noch das Versprechen abgenommen habe, sich nicht mehr in diese Sache zu mengen. Ich will sie hier nicht weiter erörtern, denn es wäre zu spät; doch ich werde diese müdgeweinten Augen nicht schließen, ohne die Gewissenspflicht erfüllt zu haben, am rechten Ort damit aufzutreten, um der Zukunft ähnliches Unheil zu ersparen.

Es war Se. Majestät, dem Kaiser Franz, heiliger Ernst um seine Unterthanen. Er hat es bewiesen, und es steht zu hoffen, daß seinem schönen Willen vielfach Folge geleistet worden. Mehrere Jahre vor meiner Ankunft hatte er, auf glaubwürdige und beglaubigte Anzei-

---

*) So nennt man das Polizeigebäude.

gen, den Pfleger Muttersgleich in Ketten schließen und in lebenslängliches Gefängniß setzen lassen. Trotz unerhörter Ränke der Behörden im Mühlviertel, wo es zuging wie in Salzkammergut, hatte der Untersuchungscommissär die Uebelthäter in den Kerker gebracht. Der Pfleger von Orth wurde bei der Untersuchungscommission, die Hofrath von Schiller gegen ihn errichtete, überwiesen. Er sah nichts mehr voraus als Schmach und Tod; er hätte sein Schicksal wahrscheinlich mildern können, doch er wollte den Freund retten, der sein Mitschuldiger war, verbrannte die Papiere, die diesen Freund compromittiren konnten, und suchte den Tod in dem See. Gelegenheit und Verführung hatten ihn zum Verbrechen hingerissen, aber Tausende hat er ins Unglück gestürzt, ausgeraubt, nicht mit der Bosheit eines Folterers, sondern mit thierischem Raubthierinstinct. Er gewann nicht viel dabei, der größte Theil der Beute kam zuerst in die Hände seines Genossen, andere Theile kamen den Hehlern und falschen Zeugen zu, deren er bedurfte. Als die Stunde schlug, wo er Rechenschaft geben und ersetzen sollte, war nur der See sein Rettungsmittel. Er compromittirte nicht einen seiner Genossen, und manche von denen, die auf irgendeine Art sein Unglück bereiten halfen, hatten ein Gewissen, beinahe so belastet als das seinige.

Der Kaiser hatte mir befohlen, alle Papiere die das Salzkammergut beträfen, nebst seinem Referat, in die Hand des Grafen Kollowrat zu übergeben. Mein ältester Sohn übernahm dies Geschäft noch immer mit der alten Liebe für die Sache, die ihn mitunter auch ergötzte. Die guten Kammergüter zerbrachen sich täglich den Kopf darüber, wer in aller Welt ich denn eigentlich sein könnte. Einer rief aus: „Das wißt ihr nicht? Das ist doch leicht zu sehen, sie fürchtet ja unsere Herren nicht, es ist

die Kaiserin!" „Fehlgeschossen", rief ein anderer, „ich weiß es besser: es ist Se. kaiserliche Hoheit der Kronprinz!" Mein Sohn brach in ein lautes Lachen aus. „Es ist ja meine Mutter", rief er. „Oho!" sprach der Bauer, „weit gefehlt, der Kronprinz will sich von allem überzeugen, er ist selbst gekommen, ja in Wahrheit, man kann es ja sehen. Wer sonst hätte denn solche große Füße!" „Ganz richtig!" fiel ein anderer ein, „ich soll ihn doch wol kennen, ich habe ja unter ihm gedient!" Mein Sohn fing an ärgerlich zu werden. „Der Herr Graf wollen uns nicht glauben!" „Ich bin kein Graf", rief mein Sohn. „Weiß schon, Herr Graf!" antwortete der Bauer. Solche Meinungen kreisten durch das ganze Land. Ein armes Weib schrieb mir: „An Ihre Majestät die Grafing beim Sülzel" (so hieß nämlich unser Gasthof). Als ich zum Besuch bei Pastor Wehrenpfennig war, führte die Pastorin einen alten Mann zu mir in den Garten. Er nahte sich mit unsichern Schritten, und that einen Fußfall. Die Pastorin lächelte. „Hören Sie nur an", flüsterte sie mir zu, „es ist ergötzlich!" und sie entfernte sich.

Ich bat den Mann so dringend aufzustehen und sich auf die Gartenwand niederzulassen, daß er es endlich that, indem er sagte: „Sie haben sich in unsere Mitte begeben, Sie wollen nicht gekannt sein, wir müssen thun wie Sie befehlen, und es ist schön, daß Sie da sind. Es ist so heimlich hier, und es soll Ihnen schon gefallen, Ew. Majestät sind hier vollkommen sicher!" Mich überfiel keine geringe Angst, ich glaubte einen Wahnsinnigen vor mir zu haben. Ich bat den Mann sich zu entfernen. „Nicht doch", rief er gutmüthig aus, „ich bin so frei gewesen und gekommen, um Sie zum Essen zu laden; wir werden um den Tisch her stehen und Ew. Ma-

jestät bedienen; wir haben eine gute Suppe mit Markklöschen, wenn es anständig ist, einen saftigen Lummelsbraten, Haizelsalat, guten Wein aus meinem Keller; aber keine süße Speise, die kann meine Alte nicht kochen." Ich erhielt mich bei meinem angenommenen Ernste, und bedauerte, die Einladung nicht annehmen zu können, weil ich schon beim Pfleger versagt sei. „Ach, Ew. Majestät", rief er zitternd aus, „nur nicht auf das Pflegamt, da werden Sie verkauft und verrathen! Nein, bleiben Sie bei uns, wir lieben Sie, es ist heimlich hier." Ich hatte alle Mühe, mir das Lachen zu verbeißen und mich aus dem Garten zu entfernen. Die Pastorin löste mir das Räthsel. Es war dem Manne gesagt worden: in Wien sei Revolution, die kaiserliche Familie habe flüchten müssen, ich, die Kaiserin, sei durch die Wälder hierhergekommen, und suche nun hier Zuflucht, da wolle er der erste sein, der bei Ihrer Majestät eine Ehre aufhebe. Hierauf habe ihm die Pastorin gesagt, er solle nur mit ihr in den Garten kommen, da würde er die höchste Frau finden.

Es war im obern Salzkammergut noch manches Aehnliche vorgefallen. Ich und meine Söhne hatten nie theil daran, aber die guten Menschen ließen sich ihre Einbildungen gar nicht ausreden; sie nährten ihren Wahn, daß ich ihnen helfen könne, durch die Idee, daß ich mächtig sei. Denn ihre Angst und Ehrfurcht für ihre Behörden wirkten so mächtig auf sie, daß sie glaubten, ich müßte viel gewaltiger und vornehmer sein, als ihre Herren, weil ich so furchtlos mit denselben sprach.

Mein ältester Sohn übergab die Papiere aus dem Kammergut in des Grafen eigene Hand. Ich begreife nicht, wie es zuging, daß noch einige Jahre später keiner der Betheiligten auch nur eins der Papiere wieder zu-

rück erhielt. Ich hatte ein ausführliches Referat über jedes Stück beigelegt. Auf den Wunsch der Vorsteher der Bruderlade im Salzkammergut hatte ich ein Buch auf Pergament geschrieben und in schwarzen Sammt gebunden. Dies Buch enthielt die Statuten der Mitglieder der Bruderlade und Rechnung über die bis dahin empfangenen Gelder, die von Beiträgen edler Wohlthäter und armer Salzarbeiter herrührten. Die Bruderlade wurde bei Erkrankung der Mitglieder in Anspruch genommen; sie bekamen Zimmer, Lager, Arznei und Kost, bis sie wieder genasen. Das Obersalzamt verlangte die Aufhebung der ganzen Anstalt, ohne die Betheiligten über den Grund aufzuklären. Nach einiger Zeit, während sie auf Bescheid über ihre Vorstellung beim Kaiser gewartet hatten, kamen sie um die Wiedererstattung des Buches ein, erhielten aber keine Antwort.

Das Gosathal hatte mir gleichfalls eine Deputation geschickt, um seine früher empfangenen Privilegien beim Kaiser in Erinnerung zu bringen; doch ich mußte das Original zurückgeben, und durfte nur eine Abschrift nach Wien schicken. Ich glaubte damals nicht, daß die Gosaer recht hatten. Ich glaube nicht, daß eine einzige Gemeinde des ganzen Bezirks zurückgeblieben war; unaufgefordert, mit rührendem Zutrauen waren sie alle gekommen, mich zu bitten, ihre Eingaben in des Kaisers Hand zu befördern, und meinten, dann wäre geholfen. Auch ich stand in diesem Glauben, und irrte mich wie alle übrigen. Die eingerissenen Unordnungen, die Vorspiegelungen gewissenloser Beamten, die geflissentlich die Wahrheit entstellten, würden auch in einem kleinen Wirkungskreise Unheil herbeigezogen haben. Abhülfe mußte geschafft werden; das brennende Verlangen zu helfen, überwog alle Bedenklichkeiten. Ich vergaß, daß ich kein

Mann war, daß ich von allen meinen theuern und ausgezeichneten Bekannten und Freunden nie Nutzen zu ziehen versucht, daß ich kein Verständniß von den Dingen des Lebens hatte. Ich meinte, mit der Poesie wäre alles abgethan. Wie sehr war ich auf dem Irrwege! Eine rein poetische Natur wie die Karschin! Ich muß es tadeln, aber auch mein Lob aussprechen. Gibt es denn etwas Beseligenderes, etwas Gottinnigeres, Erquicklicheres als eine poetische Natur? sie dichte nun mit was es sei, mit der Seele, mit der Kehle, mit dem Pinsel, mit dem Meißel, mit der Flöte, mit der Harfe, oder mit Blumen, die sie zu Kränzen windet. Sie sei Adler, Lerche, Nachtigall, Thautropfen, der auf Blumen zittert, Heimchen im Grase, summende Biene, zwitscherndes Vöglein, das nur eines Tones mächtig. Ich grüße sie als Schwester! Das Diesseits hat uns die Brücke geschlagen, über die wir wandeln, um uns im Jenseits wiederzufinden. Der Tod ist die Brücke! Der Tod, der liebevollste Freund des Lebens; der Tod, nach dem jedes inbrünstige Leben bangt! Jede Aufstrebung zum Höchsten hin ist ein Selbstmord, ein Vordringen zum Ziel, ein Lüften des Fittichs, der zu Gott hinschwingt.

Es ist mir unmöglich, in alle Umständlichkeiten, welche diesen Zeitabschnitt bilden, einzugehen; auch hat sich seitdem vieles geändert, manches gebessert. Es war der Lieblingsgedanke Ihrer Majestät, der Kaiserin, eine allgemeine Arbeitsanstalt zu errichten, dies ist geschehen. Ich erfuhr durch die höchste Frau unmittelbar vom Aufblühen und Gedeihen dieses neuen Segenswerkes. Einige Jahre lagen zwischen diesem Zeitpunkt und dem eben berührten. Ich hätte thätiger in der Mitwirkung zu diesem Unternehmen sein sollen, und muß mich bitter

tadeln, will auch gar nicht viel zu meiner Entschuldigung sagen: denn ich habe nachlässig gehandelt, ich ließ mich zu sehr von der Ueberzeugung hinreißen, daß die Kenntniß von der wahren und tiefen Wurzel des Uebels ganz allein aus dem Grunde helfen könnte; da ich hingegen mich hätte begnügen sollen, die mir angewiesene Bahn festen Schrittes geradeaus zu betreten und die Radicalcur des Krebsschadens dem höchsten Gott, der alles durchschaut und lenkt, gläubig zu überlassen. Soll ich mein Vergehen eingestehen: der mir anvertraute Zweck reizte meine Phantasie nicht genug, das Leichteste wird manchem zum Schwersten! Während ich auf der einen Seite meine Kraft überschätzte, wo sie nicht ausreichen konnte, schien mir auf der andern meine Aufgabe zu leicht. Was ich wollte, zum Theil auch erlangte, blieb in der Hauptsumme unerreichbar. Es hätten Mittel dazu gehört, die mir nicht gewährt werden konnten, die ich auch nie zu verlangen wagte. Mich zermalmte die Wucht des herrschenden Elends. Viel tausend Menschen, die mir weinend zu Füßen lagen und ungetröstet wieder heim mußten, zerrissen mir das Herz. Hierzu kam, daß meine Söhne meiner bedurften, daß Personen, auf die ich mich verlassen hatte, mein Vertrauen täuschten. Theils hatte ich diese zu lieb, um sie zu compromittiren, theils hoffte ich von der Zukunft Aufklärung und Genugthuung, theils von einem nicht unmöglichen Glücksfall Ersatz für den erlittenen Schaden, und Mittel, mich ganz allein vor den Riß zu stellen. Meine Handlungsweise war rein und treu, mein Wille edel geblieben, mein Zweck in gewisser Hinsicht erreicht. Der Kaiser und die Minister hatten klar dies Gewebe durchschaut, in welchem das gute treue Land wie in einem Netze eingewickelt lag; verbrecherische Umtriebe waren gehemmt und für die Zu-

kunft unmöglich gemacht. Von den Edelsten und Einsichtsvollsten wurde ich anerkannt. Karoline Pichler kam mir bei meiner Wiederkunft nach Wien mit offenen Armen entgegen, und sagte mir unter sanften Thränen: „Seien Sie gesegnet, liebe Freundin! Wie viel Gutes haben Sie gestiftet: drei Jahre Grundsteuernachlaß dem armen Lande, vielen hundert Menschen wieder Brot geschafft! O gewiß, Gott wird Ihnen alles segnen, was Sie für meine guten Landsleute gethan!" So sprach die theure Frau, und ich bin stolz auf ihre Worte. Bis in den Tod blieb sie meine standhafte Freundin; die Beweise ihrer Gesinnung für mich sind mir so kostbar, daß ich mich nicht entschließen konnte, sie zum Druck wegzuschicken, als ich darum von ihrer geliebten Tochter gebeten wurde; vielleicht schmücke ich noch dies Werk mit diesen seelenvollen Denkmalen ihrer Liebe und Treue. Eine österreichische Natur hat noch besondere Eigenthümlichkeiten vor andern voraus; sie gibt Liebe um Liebe mit voller Herzigkeit, mit einem Zauber der Hingebung und Frischheit, der unvergleichlich ist. Auch der unbefangene Dritte, der solche Herzensergüsse liest, empfindet den Werth der Freundin, wie er sich in den Briefen an sie spiegelt, zugleich mit dem der Schreiberin des Briefes; die Wärme und Liebe darin gehen in seine Brust über. Die Unmittelbarkeit der Ausdrücke wirkt auf ihn, und er liebt zwei Wesen, indem er einen Brief lieset; unwillkürlich wird der Brief zum Bilde derjenigen, an welche er gerichtet ist. Ein Theil unserer Correspondenz war ergötzlich für den Dritten, er betraf ganz einfach die Leinwanderzeugung in Salzkammergut. Es war uns so ernst um die Sache, daß man hätte glauben sollen, wir hätten zeitlebens nichts gethan als gesponnen. Es fällt mir hierbei ein, daß uns unser Freund Hammer

einmal erzählte, als er uns eine große Soirée gab: einer seiner Freunde, der uns nicht kannte, obschon er lange mit uns gesprochen hatte, habe ihn gefragt: wer die beiden artigen Frauenzimmer wären, die er vergessen habe ihm zu nennen. „Habe ich das?" fragte Hammer, „ich muß gedacht haben, Sie wüßten es; dies war die Pichler und die Chézy." „Das machen Sie einem andern weis", rief der Fremde, „die Pichler und die Chézy, zwei so einfache Frauen!" Hammer fühlte, wie sehr uns dieser Ausspruch schmeichelte, und verließ uns mit selbstzufriedenem Lächeln.

Hammer's Kreis war stets ein auserlesener, er wich nie von seiner Eigenthümlichkeit ab. Einmal wurde er vom Tisch abgerufen; ohne weiteres eilte er die Treppe hinunter, und kam nach einigen Minuten wieder mit dem Ausruf: „Er paßt wie angegossen!" Es ergab sich nun, daß man ihn von der Tafel gerufen hatte, um seinen Sarg zu probiren. Er bezeigte darüber die größte Freude, und belebte alle seine Gäste durch seine Heiterkeit. Hammer war damals sehr jung, und wird, wie ich glaube, es bis zum Tode bleiben. Ich schätze ihn glücklich, den erkorenen Sterblichen, dessen Geist Frühlingsknospen treibt! Sein Glück ist um so mehr zu preisen, als ein orientalisches Studium oft ein ganzes Leben freudlos macht. Hammer hat übrigens niemals Indisch studirt; Türkisch, Arabisch und Persisch sind bekanntlich heitere Studien, dankbarer für das Leben. Das Sanskrit ist eine Leiche, erstarrt in eigener Vollkommenheit und Pracht. Lebendige orientalische Sprachen sind ewige Blüten, die immer wieder Früchte treiben, sich aus sich selbst organisch wieder neu gebären.

Nicht lange war ich in Wien zurück, als ich durch eine Gehirnentzündung an den Rand des Grabes gebracht

wurde. Dr. Grohmann, der Arzt und vertraute Freund des Ali Pascha von Janina, behandelte mich mit der größten Sorgfalt, kam täglich zwei mal, zuweilen öfter. Zu derselben Zeit erkrankte Sophie Müller, die liebenswürdigste und begabteste der Töchter Thaliens und Melpomenens. Zu dem Reiz und der Anmuth ihrer Erscheinung, zum gediegensten Talent gesellte sich die Würde ihres Wesens, die Unsträflichkeit ihres Wandels, um sie der Liebe und Achtung ihrer Zeitgenossen in hohem Grade, und für alle Zukunft hin zu sichern. Sie war von hoher unbekannter Abkunft. Purpur und Diadem schmückten nicht ihre letzte Lagerstätte, sie umschwebten sie unsichtbar. Vielleicht waren die Urheber ihrer Tage nicht ganz einverstanden mit der Laufbahn, welche sie aus Beruf und Neigung erwählt hatte, und deren Opfer sie wurde; denn das Leben nimmt Rache an dem, der seine unerlaßlichen Bedingungen besiegen und beherrschen zu können im Wahne steht. Sophie Müller — dies war der einfache Name, den sie trug — kam noch im Sommer 1828 von einer Kunstreise zurück aus der herrlichen Steiermark. Welche Kränze hatte sie errungen, welche Bewunderung und Liebe erregt! Sie wurde mit unbeschreiblicher Ungeduld erwartet. Sie mußte an dem Hochgebirg, dem Grimming vorüber, und reiste nachts, um schneller nach Wien zu gelangen. Es war in der Mitte des Hochsommers, wo erdrückende Hitze herrschte, als sie, von ihrem wackern Pflegevater begleitet, nicht winterlich verhüllt, sondern der Jahreszeit gemäß angekleidet, mit Extrapost auf der Straße nach Wien fuhr; da, wo eine Biegung des Berges den schärfsten Nordwind Spielraum läßt, wurde sie durchschaudert von seiner Wuth, halb erstarrt kam sie auf der nächsten Station an. Ihre Ungeduld beseitigte alle Rücksichten. Sie gelangte nach Wien im be-

denklichsten Zustande. Sie erklärte gleich bei ihrer Ankunft, nicht auftreten zu können, und bat um Aufschub. Die Direction, die nach der Art so vieler glaubte, daß alles geschehen würde, weil, und wie sie es wünschte, nahm keine Notiz vom Zustand der jungen Künstlerin, hielt ihre Weigerung für eine Grille, und schickte ihr den Theaterarzt, der entscheiden sollte, ob sie auftreten könne oder nicht. Sophie Müller, die für ihren Beruf glühte, die zu hoch stand, um kleinliche Rücksichten geltend zu machen, ja zu spielen brannte, wenn es ihr möglich gewesen wäre aufzutreten, sie erhielt Befehl von der Direction, nächstfolgenden Tags als Preciosa zu erscheinen, weil der Theaterarzt erklärt hatte, sie würde es im Stande sein. „Was bedarf es eines Befehls“, rief sie in edler Entrüstung, „ich werde auftreten, und sollte ich todt auf das Theater hinfallen.“ Sie erschien, entzückte, riß hin, und mußte im Zustand einer Leiche von der mit Kränzen bedeckten Bühne fortgetragen werden, um nie wieder auf der Bühne zu erscheinen; sie brachte die Nacht im gefährlichsten Zustand zu.

Ich war damals schon im Stadium des Genesens, und fuhr gleich andern Tags zu ihr hin. Ich fand sie bedenklich krank, sodaß ihr Zustand mir die lebhafteste Besorgniß einflößte. „Kann ich gesund werden?“ fragte sie mich. „Nicht wahr, Sie sind ja im Begriff zu genesen?‘, „Jawol, Liebe!“ entgegnete ich ihr wehmuthsvoll. „Wenn Sie eine arme Dichterin wären, die sich mit ihrem bescheidenen Arzt begnügt und ihm vertraut, so könnten Sie genesen! Da aber alle Aerzte zu Ihnen müssen und jeden Tag Consultationen vor Ihrem Bette halten, so werden Sie schwerlich genesen.“ Sie seufzte, und ich suchte sie zu trösten; doch vergebens. Sie fühlte den nahen Tod. „O“, rief sie, „ich bin hungrig, und darf

nur durch die Haut genährt werden; ich verdurste, und darf nicht trinken; ich verschmachte, und darf keinen Athemzug frische Luft schöpfen; so jung muß ich sterben!" Die Aerzte gaben ihr endlich eine Amme, die mit ihr nach Hitzingen fuhr. Nicht lange konnte sie ihr das Leben fristen. Sie erlosch wie ein Licht, sanft ergeben, und schweigend. Nie war eine Trauer allgemeiner und rührender, als die um Sophie Müller. Ich muß darthun, daß mir zarte Rücksichten geboten haben, manches Rührende und Herzerhebende, das auf ihren Tod Bezug hat, zu verschweigen. Von ihr könnte man sagen, wie der französische Dichter von einer entzückenden früh Dahingeschiedenen singt: „Sie starb, und hatte gelebt wie Rosen leben, eine Morgenstunde!" Ich war zu tief von ihrem Tod erschüttert, um etwas anderes zu haben als meine Thränen.

Als ich begann wieder zu Kräften zu kommen, erhielt die Vergnügungslust wieder ihr früheres Recht. Mit meinen Söhnen besuchte ich die Theater, die mir alle offen standen, die Concerte und die Kreise werther Bekannten. Jetzt ist alles anders als es damals war. Sollte es wirklich schöner sein, weil alles kolossal geworden? Sollte nicht die Ausführung der Meisterwerke früherer Jahre, in der frühern Anspruchslosigkeit, echtern Genuß gewährt haben? Wäre es nicht möglich, daß ein hoher Kunstgenuß mehr Anklang, allgemeinere Wirkung gerade durch eine gewisse Beschränkung gewönne? Mir kommen die kolossalen Einrichtungen, zu denen jetzt hundertfach vermehrte Mittel gehören, unerfreulich vor. Nicht durch sinnlichen Aufwand soll die Kunst wirken, sondern durch geistige Gewalt, denn das ist eben ihr höchster Reiz und Zauber! Der Erfolg künstlerischer Bestrebungen hängt noch hauptsächlich von der Stimmung des

Hörers ab. Wer Liebe und Andacht in die Räume der Kunst hineinbringt, den wird eine Nachtigall im Walde tiefer rühren und süßer entzücken, als ein Chor von tausend Nachtigallen. Wer eine Rose erblickt im ersten Morgenstrahl, dem wird dieser Anblick und Duft süßere Wonne gewähren, als ein See von Rosenessenz, auf dem er wogen kann. Das Geheimniß des Genusses ruht in den Schranken die es umfrieden; nicht im Aufwand der Mittel, sondern in der weisen Anwendung ist es enthalten. Der Geist ist der eigenste Schöpfer der Geisteswonne. Eins der Lieblingsworte der Franzosen, die ich in meiner Jugend gekannt, wenn von einer genialen Zeichnung oder Skizze die Rede war, wie z. B. von einer rasch hingeworfenen Zeichnung von Claude Lorain, Ruisdael, Rafael, hieß: „C'est fait avec rien." Was meinte man damit anders, als den Sieg des Geistes über das Irdische, das Nichts der Mittel, und die Allmacht des Genius? Ich danke Karl Maria von Weber einige dieser Ansichten, und ihre Anwendung auf die Theorie des Kunstgeschmacks und der Poesie überhaupt. „Die Ueberbietung der Mittel", äußerte er eines Abends, „ist der erste Schritt, der zurück in das Chaos führt; hüten wir uns davor, die Klippen sind unübersehbar!" Ich finde, daß Weber im „Freischütz" die Oekonomie der Mittel am glücklichsten angewendet. Freilich waren seine Mittel die siegreichsten, sie werden ewig rühren, denn sie sind aus dem heiligsten und lautersten Born rein geschöpft. Das ergreifende Drama ruht auf den einfachsten und unerschütterlichsten Stützen: Unschuld, Liebe, Gottvertrauen. Das süße Kind Agathe ergreift und fesselt, nicht durch Prunk und Glut, nur indem sie die tiefsten und verborgensten Saiten des Menschengefühls anschlägt. Jung-

fräulich wie sie selbst, ist auch ihr Bild, nie hat ein süßeres die Bühne geschmückt.

Sophie Müller, die junge Künstlerin, starb an der Brust ihrer Amme. Die Aerzte hatten geglaubt, sie retten zu können. Nur um ihren Pflegevater war sie besorgt. Die Mitglieder ihrer eigenen Familie nahmen herzlichen Antheil an ihrem Lose, und kamen ihren Bitten entgegen. Wenige Personen waren in das Geheimniß ihrer Abkunft eingedrungen, sie selbst hatte es nie durch einen Laut verrathen. Sie war eine der wenigen Priesterinnen der Kunst, die allein für die Kunst lebte, wie Agnese Schebest, die noch reicher entwickelt, noch tiefer in die Kunst der Mysterien eingedrungen war. Weder empfand die Welt je was sie in Agnesen besaß, obwol vielleicht keine Künstlerin jemals so zart und innig, so der Reinheit ihres ganzen Wesens würdig gefeiert worden, noch war die Empfindung, welche der Mann ihr widmete, dem sie so unerschwingliche Opfer brachte, ihrer unendlichen Liebe werth, denn wie selten versteht ein Mann wahre Liebe! Wie selten lebt einer, der sie ertragen kann!

Seit Agnese Schebest in Trübsinn versunken, habe ich unmittelbar nichts mehr von ihr gehört. Ihr Schmerz war so groß und tief, daß ich nie daran zu rühren wagte; für ein solches Leid hat Gott allein Trost. Mich empört es, wenn Menschen trösten wollen, die es nicht verstehen; ihre Worte sind vergiftete Dolchstiche. Ein gerechter Schmerz hat einen Frühling, eine Blütezeit, er muß ausblühen. Ich schrieb einmal der Dulderin Fonk:

O klage nicht, brennt deine Wunde heiß!
Schmerz führt dich hin, wo Glück den Weg nicht weiß.

Ich fand vielfach Anlaß, die Kaiserin zu sehen; diese Stunden waren Entzückungen, nicht wegen ihres Ranges vor der Welt, sondern unter den himmlischen Naturen, die Gott der Welt schenkt, damit sie vom Himmel wieder erfahre, den sie so gern vergißt. Ich wage es nicht, sie zu schildern, ihre Worte zu wiederholen; ich sage nur, daß ich ein Menschenherz im Frühling seiner Blüte gesehen, und vor ihrem Angesicht erkannte, welch ein Himmelsgebild der Schmerz aus dem Menschen macht. Möge dieser süßen Erinnerung ein Lied gewidmet sein, welchem ihre Thränen flossen, als sie es von mir hörte! Es heißt: „Wohl und Weh". Ich schrieb es an Ernst von der Malsburg in seinem Leid.

Hast du, Herz, kein Leid erfahren,
Kennst du nicht die höchste Lust!
Irdisch Weh' muß in der Brust
Wohl vor ew'gem Weh' bewahren,
Schatten Licht erst offenbaren,
Sonne glühn aus tiefer Nacht,
Daß du wissest: Liebe wacht!
Die aus lichten Sternenräumen
Schmerzlich lächelt unsern Träumen,
Lächelt süß, wenn wir erwacht.

Laß des Glückes Unbestand
Nie den frommen Muth bezwingen!
Unser Hoffen, Streben, Ringen,
Ist's in Gott nicht, ist's nur Tand.
Knüpfe durch des Glaubens Band
Hoffnung, die vom Himmel nieder
Stieg, an ihre Heimat wieder,
Dann schaust du der Liebe Licht,
Und die Hoffnung täuscht dich nicht,
Trägt dich auf dem Glutgefieder.

Nur die Nacht macht offenbar
Gottes lichte Sternenbahnen;
Was im Wohl wir dunkel ahnen,
Wird im tiefsten Weh' uns klar.
Zeigt der Tag der Blumenschar,
Die im Thau der Wiese funkeln,
Einer Stunde Licht, bald Dunkeln,
So läßt Nacht die Blüten sehn,
Die im Thau der Liebe stehn,
Die im Licht des Glaubens funkeln.

Was dein innres Herz verheißt,
Wird der Vater dir gewähren;
All' dein Weh' in Lust verklären,
So du recht von Liebe weißt.
Muth gefaßt, bewegter Geist!
Blick' zur Heimat! Auserkoren
Ist wer leidet! Unverloren
Ist jedwede Thräne dein.
Jenseits winkt im Sternenschein
Ewig Wohl aus Weh' geboren.

Geschah es in der Absicht, um mein Herz für künftige Schmerzen auszurüsten, daß die hohe Frau jedesmal, wenn ich sie sah, so weich, so hingebend war, ich weiß es nicht; ich fühle nur, wie nachhaltig solche Stunden für das Leben sind, wie sie durch Thränen schimmernd ein zerdrücktes Herz wieder heben, und die Gabe des Liedes als eine göttliche zeigen, der die Welt nichts anhaben kann!

Der vergangene Winter hatte ein Füllhorn süßer Gaben ausgeschüttet; der Sommer gab ihm nichts nach. Mein Max fehlte mir empfindlich; er war zwar bei dem Vater, der es ihm Dank gewußt, daß er kam, der gegen Freunde geäußert hatte, „er feiere ein neues Leben in seiner Gegenwart“; doch ich hatte ein so bestimmtes Vor-

gefühl der Dinge, die kommen mußten, daß mein angst-beklommenes Herz mir keinen ruhigen Athemzug gönnte.

Als mein Sohn von Paris gesprochen hatte, wo es denn doch seine Pflicht sei, nach dem Vater zu sehen, hatte ich ausgerufen: „Um Gotteswillen, Max, nicht nach Paris, du läufst ja der neuen Revolution geradezu in die Hände!“ Max erstaunte. Er war schon mehr als einmal Zeuge eines ähnlichen Auftritts gewesen. „Die neue Revolution!“ rief er aus, „liebe Mutter, wo soll denn eine herkommen, und gegen wen?“ „Ich weiß nicht“, rief ich aus, „aber die Revolution ist nach meinem Gefühl unvermeidlich, sie wird blutig und entsetzensvoll sein!“ Max schüttelte sein Haupt. Es war im November 1829. Ich hatte keinen Brief bekommen, keinen Besuch aus Paris oder Deutschland, las keine Zeitung, bekümmerte mich nicht um die Weltbegebenheiten, verstand auch nichts davon, wußte nicht, welche Rotte Karl X. umgab und ihn misleitete. Dieser war umsponnen; er glaubte, er könne mit der schwachen Greisenhand die Zügel führen, denen die kräftigsten Männerfäuste nicht gewachsen waren. Ludwig Philipp fühlte die Mängel und Misgriffe um ihn her, er hatte Geist und Muth; er wollte jene Mängel abstellen, es gelang ihm nicht. Sein junger Mitbewerber, längst schon bereit mit einem beherzten Griff das funkelnde Diadem an sich zu reißen, verfehlte den rechten Augenblick nicht. Ludwig Philipp brachte ein Opfer; es wäre gut, wenn niemand das vergessen hätte. Er brachte es minder aus persönlichen Rücksichten, als um das Land von Anarchie zu retten. Er wurde Generallieutenant des Königreichs, um nicht die längst verlorene Sache der Republik zu fördern. Er hätte auch unrecht gehabt, wenn er das unternommen hätte; die Franzosen waren der Republik satt. Was hatte sie ihnen gebracht? Früher

den jungen Taumel, dann die alten Ketten, die waren mürbe geworden. Das Volk, das noch kürzlich der Erde Gesetze vorschrieb, war von seiner schwindelnden Höhe herniedergedrückt worden; das Volk griff gläubig nach der mächtigen Hand, die es wieder emporschwingen sollte aus der Schmach seines Drucks in die goldenen Regionen der frühern Gewalt. Niemand ahnte, daß das Kaiserthum nur scheintodt sei, daß es aus der Asche wieder hervorsteigen würde, daß es in Blut, in Bein und Mark der ganzen Nation übergegangen, und nur durch ein gänzliches Zermalmen des ganzen Kerns auszurotten sei. Doch an diesem Kern werden sich künftig die mächtigsten Völker die Zähne ausbeißen. Frankreich hat noch eine unabsehbare Zukunft vor sich. Es muß noch der Welt Gesetze geben, oder es wird zertrümmert. Nicht Napoleon machte die Armee, sondern die Armee erkannte in ihm den Stoff, aus welchem er hervorgehen konnte, aus welchem die hervorgegangen waren, die seine Vorgänger gewesen. Der Soldat empfand, daß die Armee bei Napoleon's Führung nicht Maschine sei, sondern ein beseeltes Ganze werden mußte. „Du willst Ruhm, General!“ tönte es ihm aus den Reihen zu; „gut, Ruhm soll dir werden!“ Sie riefen ein anderes Wort, das gemeinste und höchste aller Wörter der Sprache, das Wort, worüber Sterne so jungfräulich erstaunt und so theilnahmsvoll klagt, das Universalzeitwort, womit der Franzose alles ausspricht, was er sagen will. Das Wort, welches ich nicht schreiben würde, wenn ich auch ein Mann wäre, wiewol es auch hier stehen sollte; denn es ist historischer wie selten ein anderes war. Es war in dem Augenblicke, wo es die Armee ihm zurief, ein Gelöbniß, ein freudiger Verzweiflungsschrei. Es wurde gelöst, mit dem glühendsten Herzblut besiegelt. Dies war

die Armee, der Napoleon zugerufen hatte: „Soldaten, bedenkt, daß von den Spitzen dieser Pyramiden vierzig Jahrhunderte auf euch herabsehen!“ Der Muth hatte damals seinen Silberblick. Jetzt gibt der Feldherr Königinnen unerhörte Festlichkeiten, und ein tapferes Volk läßt sich hinschlachten, weil es soll und muß, und eben darum auch will. Nie werden sich dieses Volkes Lorbern entfärben. Der Franzose ist um so preiswürdiger, weil er ohne Enthusiasmus nur in Erinnerung früherer Größe das ist, was seine Väter waren. Es gilt nicht mehr die Freiheit, nicht mehr das Vaterland, nicht mehr den Feldherrn, der jeden Augenblick bereit war sein Blut zu verspritzen, es gilt den französischen Ruhm, dieses Palladium, das den Enkeln anvertraut ist, und ewig über ihrem Namen flammt. Die Stunde wird schlagen, wo der Franzose mit wiederbelebter Begeisterung kämpft.

Meine ahnungsvolle Warnung hatte bei Max keinen Eindruck gemacht. Er verließ noch im Januar Gmunden, und ging von innerm unwiderstehlichem Drang getrieben nach Paris. Diese Nachricht war mir ein Donnerschlag. Es wurde ihm schwer mich zu verlassen, darum geschah die Reise heimlich, ohne Rücksprache mit mir. Ich hatte ihm, falls er sich zur Abreise entschloß, so unendlich viel zu sagen für den Vater, der für uns viele Jahre lang stumm gewesen, was nur ein Sohn bestellen konnte, was nicht zu Papier durfte. Max schrieb mir endlich selbst von Paris. Er hatte diejenige, welche die Urheberin unserer Leiden seit so vielen Jahren gewesen, auf dem Sterbelager getroffen. Sie überhäufte ihn mit Liebkosungen, sie pries seinen Entschluß nach Paris zu kommen, sie sagte dem Jüngling unverhohlen: „Gut, daß Sie zum Vater gekommen

sind, seien Sie sein guter Engel, erheitern Sie ihn!" Und im Sterben sagte sie noch zu Chézy: „Lassen Sie Madame kommen!" Sie starb am Brustkrebs unter unbeschreiblichen Martern. Ihr Tod wurde mir nicht gemeldet.

Chézy's Charakter ließ keinen Entschluß in ihm reif werden. Niemand von der Familie hatte Mitleid genug mit der Mutter seiner Kinder, um mir von dem Vorgefallenen Nachricht zu geben, sie fürchteten meine Vorwürfe. Gott, wie schlecht kannten sie mich, wie unverstanden war ich von ihnen geblieben!

Chézy ließ seinen Sohn Max dort unter dem berühmten Hersent als Maler ausbilden. Mein ältester Sohn war nach München gegangen, um dort die Rechte zu studiren. So war ich denn im Gebirg allein und unbeschreiblich traurig.

Noth, Arbeitslosigkeit und Betrübniß der Gebirgsbewohner konnten durch die geringe Hülfe, die von Wien aus anlangte, nicht gehoben werden; es war ein Tropfen im Meer. Der Hoffnungsfunke einer bessern Zeit verglomm allmählich.

In Paris brach die Julirevolution aus. Ludwig Philipp gewann das Vertrauen der fremden Mächte. Er ergriff behutsam die Zügel der Regierung, vernichtete die Folgen der Revolution, und wußte seine Franzosen wieder unvermerkt ins alte Gleis zu lenken. Ich war damals zum Besuch auf dem Schlosse Wirting bei der liebenswürdigen Familie des Grafen von Seeau. Seit vielen Jahrhunderten ist diese Familie berühmt. Diese Grafen haben den Traunfall, die Ems und die Traun schiffbar gemacht, den Salzberg bei der Hallstadt entdeckt, und die prächtige Kirche in Lauffen im Obern Kammergut erbaut. Auch findet sich in ihrem Wappen eine bezeich-

nende Spur von ihrer Wirksamkeit und ihren Thaten im Morgenlande. Im Jahre 1830 im Juli fand ich den Abkömmling so ruhmvoller Vorväter auf seinem Schloß zu Grunde gerichtet, durch einen Proceß, von Zeitverhältnissen unschuldig in seinen Rechten gekränkt, und in seinem Wohlstand erschüttert. Seine verehrungswürdige Gemahlin, Mutter zwei schöner Töchter, die noch im ersten Aufblühen waren, gab in diesem entlegenen Waldbezirk ein bewunderungswürdiges Beispiel heldenmüthiger Aufopferung und Entsagung. Geboren und erzogen in den großartigsten Verhältnissen, Gemahlin eines der ausgezeichnetsten Adelichen, der in glänzendsten Vermögensumständen war, ausgestattet mit allen Vorzügen der feinsten Bildung, traf die edle Frau und ihren Gemahl der Schlag, der ihren Wohlstand zerschmetterte, und von dem sich ohne ihren standhaften Muth ihre Familie nie wieder erholt. Ich will sie schildern, wie ich sie antraf: freudig ergeben, angestrengt thätig, unermüdet in Ausübung ihrer schweren Pflichten, ihren Gemahl aufrichtend, durch ihre Liebe tröstend, ihren Töchtern die sorgsamste Mutter, die aufgeklärteste Freundin. Vor Tagesanbruch eilte sie hinunter in schwerer grober Kleidung, die Arbeiten des Gesindes überwachend; um 8 Uhr wendete sie eine Stunde an das heitere und belehrende Familiengespräch beim Frühstück. Vorher hatte sie schon ihre bäurische Tracht mit einem bescheidenen Hauskleide verwechselt; ein fast unscheinbares Stückchen Band bezeichnete die Stelle, wo der Sternkreuzorden bei Hoffesten geglänzt hatte. Ein einfaches Häubchen bedeckte der Matrone schönes Haupt, auf welchem früherhin prachtvolles Geschmeide gefunkelt. Sie nahm nun mit ihren Töchtern an einem Tische Platz, der mit Büchern und Zeichnungen beladen war,

und begann ihre Lehrstunden, die bis zur Tafel dauerten. Musik, Malerei, Zeichnungen wechselten hier miteinander ab. Für Geschichte und Geographie, Botanik und Sternkunde wurde durch gute Bücher aus der Bibliothek des Grafen gesorgt. Die Nachmittage und Abende gehörten feinen weiblichen Arbeiten und dem Genuß der freien Natur. Die jungen Gräfinnen waren bildsam und heiter; sie beglückten ihre gute Mutter, die zu sagen pflegte: „Ohne unser Unglück würde ich vielleicht nicht glücklich sein!"

Nur einige schöne Tage waren mir hier vergönnt. Die Nachricht von den pariser Begebenheiten, überraschend wie ein Schlag aus heiterer Luft, scheuchte mich fort. Ich mußte nach Gmunden. Ich hoffte dort auf Briefe von meinem Max. Konnte er nicht ein Opfer der drei verhängnißvollen Julitage geworden sein? Alle baten mich, zu bleiben. „Wenn ein Unglück ihren Max betroffen hat", rief die Gräfin, „so werden Sie sich bei uns leichter trösten!" „Nichts auf der Welt wird mich trösten", sagte ich ihr, „wenn mein Max mir entrissen worden!" Ich schied, und verhieß wiederzukommen; doch ich konnte nicht.

Ich brachte die Nacht in Gmunden in herzzerreißender Bangigkeit zu. Die Standhaftigkeit, mit der ich mich dem Kreise des Schlosses Wirting entrissen, wurde durch einen lieben Brief belohnt, den ich schon am Morgen empfing. Bereits waren die Unruhen in Frankreich gestillt, mein Sohn war geborgen; doch ich trug in mir die Ahnung der künftigen Geschicke Frankreichs, und ruhte nicht, bis ich meinen Sohn aus diesem Lande zurückhatte. Mein Ahnungsvermögen hatte mich nicht getäuscht. Bei den nächstfolgenden Kämpfen, nach den Julitagen von 1830, fielen drei Mann aus der Compagnie

meines Sohnes, welche dicht neben ihm gestanden hatten. Schon seit März 1831 war er wieder wohlbehalten bei mir in München, wohin ich Wilhelm nachgefolgt war, weil er mich in seine Nähe wünschte. Seine Gesundheit war schwankend, er konnte die münchener Luft schlecht vertragen, und bedurfte häuslicher Pflege und Kost.

VI.

München. — Chézy's Tod. — Neuer Aufenthalt in Paris.

München machte bei meiner ersten Ankunft keinen angenehmen Eindruck auf mich; es hat sich seitdem sehr verschönert. Ich traf dort die Brüder Boisserée, wie überall und immer rühmlich beschäftigt. Melchior leitete die unübertrefflichen Arbeiten der Glasgemälde, in welchen ein Theil seiner Galerie zum zweiten mal in voller Herrlichkeit erblühte. Sulpiz gab seinen Dom von Köln heraus. Beide waren in ihrer Thätigkeit noch so jung, so lebenskräftig wie ich sie als Jünglinge gekannt; beide übten noch die vorige Gastlichkeit gegen die Fremden, welche ihre Kunstwerke zu sehen kamen, und ihr Haus war noch immer der Sammelplatz aller berühmten Gelehrten, Künstler und Literatoren.

Die Königin Therese ließ mich kurz nach ihrer Ankunft zu sich rufen. Ich fand sie höchst liebenswürdig, und ganz so, wie sie mir die Kaiserin und die Erzherzogin Sophie geschildert hatten. War sie doch eine Schwestertochter der Königin Luise von Preußen. Sie hatte Aehnlichkeit mit ihr, und nicht blos äußerliche. Als die Rede von meinen Söhnen war, und sie erfuhr,

daß Max bei der Nationalgarde sei, fragte sie mich: „Aber was thut denn Ihr Sohn bei der Nationalgarde?“ Ich antwortete rasch: „Das ist der Zwang der neuen Freiheit, Ew. Majestät!“ Dies Wort gefiel ihr außerordentlich, es klang, wie das Meiste was ich sprach, beinahe unbewußt aus meiner lyrischen Natur heraus. Wäre ich besonnen, wäre ich nicht Helmina! Die Königin selbst war so expansiv, daß sie einen durch den Zauber ihrer Gemüthlichkeit verlockte, ihr gegenüber laut zu denken. König Ludwig's Bezeigen war ganz verschieden von dem seiner Gemahlin. Sie vergab sich kein Haar breit von ihrem Rang, so huldreich sie sich oft benahm; König Ludwig dagegen ging im Schloßgarten mit dem Literaten Saphir spazieren. Ich traf ihn selten bei der Königin, fand ihn immer sehr gedankenvoll und zerstreut. Es lag ihm am Herzen, München so reich als möglich auszuschmücken; er sann unablässig darauf, wenig andere Gegenstände hatten Interesse für ihn. Sein Hauptzweck dabei war ein sehr menschenfreundlicher, er wollte es nie an Arbeit in München fehlen lassen. Doch ich bemerke, daß ich von ihm rede wie von einem Todten, und wie von einem Unthätigen, wogegen ich glaube, daß er noch immer für das Ganze lebt und thätig wirkt, und jetzt auch glückliche Tage feiert. München war damals schon eine unerschöpfliche Fundgrube, und ist es gewiß jetzt noch mehr.

Einer der ersten angenehmen Eindrücke, die mein neuer Aufenthalt mir gewährte, war das Wiederfinden eines theuern jungen Freundes, mit welchem in einem Augenblick das süße Bild des entzückenden Thales im Rheingau 1811 vor mir stand. Der Kreis, der mich damals liebend umringte, die unaussprechlich herrliche Gegend, und die ganze Stimmung jener Tage erwachte wieder in meiner

Brust. Lebhaft wie ich bin, wollte ich Karl von Gemmingen sogleich in mein Haus einführen. Er konnte nicht mit hinaufkommen, ich mußte mein wiedergefundenes Glück allein in mir selbst verarbeiten. Karl von Gemmingen, damals bairischer Offizier, war ein Mann von seltenen Geistesgaben und geläutertem Kunstgeschmack, den ich im Rheingau hatte kennen lernen. Er lebte mit seiner edeln Mutter in München, wo er ein reichhaltiges Museum gesammelt und noch täglich vermehrte. Er lud uns an demselben Abend zu sich, um es mir zu zeigen. Er nahm es späterhin mit nach Nürnberg, wo er der glückliche Gatte einer ihm gleichgesinnten jungen Patricierin wurde. An jenem Abend fand ich bei ihm eine sehr interessante Familie, die des geistvollen Architekten Vorherr, desselben, dem wir die erste Anleitung zum „Sonnenbau" verdanken; einen der segensreichsten Fortschritte für die ganze Menschheit, der vielleicht noch nicht genug berücksichtigt worden, weil alles Große und Gute einen schwierigen Anfang hat!

Vorherr theilte mir seine trefflichen Schriften über den Sonnenbau mit, sie sind mir weggekommen. Ich hoffe, daß sie gewirkt haben. Jene Zeit war zu verhängnißvoll für mich, als daß ich hätte nach der Selbstbefriedigung streben können, für das Gedeihen und die Ausbreitung dieser Idee mitzuwirken. In meinem Kreise habe ich späterhin, durchdrungen vom Gefühl des Segens ihrer Auffindung und Begründung, das wenige gethan, was in meinen Kräften stand. Für heute muß ich mich darauf beschränken meine Meinung auszusprechen, daß die Cholera nicht hätte wurzeln und sich ausbreiten können, wenn Vorherr's System allgemeine Beherzigung gefunden hätte. Möge sich indeß der edle bescheidene Erfinder dessen erfreuen was ihm gelungen ist, und über

das trösten was unterblieb. Wir verlebten genußreiche Abende mit dieser werthen Familie und in deren Kreis. Frau Oberbaurath Vorherr und ihre liebliche Tochter Adeline mußten mir sehr theuer werden. Adeline verhieß alles, was ihre Mutter schon erfüllt hatte; beide waren edle Naturen von harmonischer Bildung. Vorherr bewies Gefühl und Sinn für alles, was einen Ehrenmann in dem Philosophen Krause erfreuen konnte. Letztern tra ich noch kurz vor seinem Lebensende bei seinem Freunde Vorherr. Er schien mir leidender als ehemals, und ich schied mit achtungsvoller Wehmuth von ihm. Ueber die Gestalt, welche Krause's Hinterbliebene den Verhältnissen gegeben, die zwischen uns obwalteten, mögen späterhin über meinem Grabe diejenigen, die genau darum wußten, Auskunft geben; die Acten liegen vor. Die Nachwelt möge dann ihr Urtheil darüber fällen, ich berühre sie blos an diesem Ort, um zu erklären, daß ich blos aus Schonung und Rücksicht für den Verstorbenen, der an allem unschuldig war, darüber schweige. Wer kann dafür, wenn die Seinigen entarten! König Ludwig, Königin Therese, vor allem die hochgesinnte Witwe, Königin Karoline, gaben mir die rührendsten Beweise klarer Anerkennung und zarten Mitgefühls über das Misgeschick, das mich traf wie ein Donnerschlag aus heiterer Luft, ohne mich beugen zu können. Das Bubenstück war mit der größten Schlauheit entworfen; zwar blieben mir die Urheber lange verborgen, aber deren Werkzeuge hatten sich auf der Stelle kund und bloßgegeben, sie konnten es vermöge der Straflosigkeit, welche ihnen zugesichert war. Als ich die Grundfäden des Gewebes durchschauen konnte, erfaßte mich ein Ekel, meine Kraft dagegen zu kämpfen erlag, denn die Verfolgung gegen mich kam von einer Seite her, von wo man sie nicht erwarten, ja nicht einmal

ahnen konnte. Man wollte mich vernichten. Was davon gelang, konnte nur durch die schnödesten Mittel erreicht werden. Die Zeit mußte kommen, wo man diese durchschaute, und die Beweggründe zur That für unedel erkennen mußte; dann war mir der Sieg gewiß.

Noch bin ich nicht dahin gelangt, mit kaltem Blute von dieser Sache und deren Folgen zu sprechen; doch diese Zeit wird kommen. Der Sterbliche schält immer mehr von seiner Hülse ab, bis der Tod die letzte sprengt, die ihn noch gefangen hielt! Ich habe einen langen und schweren Kampf wegen dieser Sache bestanden. Auf gewaltsam empörende Weise wurde ich durch eine falsche Anklage angegriffen. Ich konnte mich auf der Stelle rechtfertigen, und that es. Nachdem ich den Beweis meiner Unschuld, durch den die Anklage sogleich vernichtet wurde, vollständig gegeben hatte, sagte die Gerichtsperson, welche mich aufgefordert hatte, mich über den Gegenstand zu erklären, mit tiefer Wehmuth folgende Worte: „Wir sind Ihnen Satisfaction schuldig, diese soll Ihnen zu Theil werden, unsere eigene Ehre erfordert es! Empfangen Sie jetzt den Ausdruck unserer vollkommensten Achtung und unsers Schmerzes über das Geschehene! Wir können es nicht wieder gutmachen; Sie müssen Trost und Erhebung in Ihrem Bewußtsein, und in unserer aufrichtigen Reue suchen!"

Ich blieb äußerlich gelassen, Gott hatte mich gestärkt. Ich hatte meine ganze Fassung in einem Augenblick bewahrt, wo vielleicht nicht eine Person von Gefühl und Ehre den Muth zu leben sich erhalten hätte. O, es war unverkennbar, es war unmittelbar göttlicher Beistand, der mich emporhielt! Ich stand ganz allein, meine Söhne waren fern, mein Mann in Paris. Meine hohen Beschützerinnen, die Königin Karoline und Therese, waren

nicht in der Nähe, doch die Königin Therese wurde jeden Augenblick erwartet. Ich gab Ihrer Majestät sogleich Nachricht von der Schändlichkeit, die an mir verübt worden. Sie schrieb mir durch Fräulein von Denelle Worte, die ihres Geistes und ihres Gemüths würdig waren. Dasselbe that später König Ludwig. Mein Max, der auf die erste Nachricht von dem empörenden Vorgang von Gastein nach München eilte, damit ich an seinem Herzen den süßesten Trost fände, den mir die Welt noch bieten konnte, bewies sich als ein treuer beherzter Vertreter der Ehre seiner Mutter. Ich ersehnte und erstrebte mit Recht volle Genugthuung, und würde sie erlangt haben, wenn ich gewußt hätte, wer mich verfolgte. Die wahren Urheber und Leiter des Angriffs waren und blieben verborgen, sie standen hinter ihren Werkzeugen, die durch eine höllische List einen höhern Schutz zu erlangen gewußt. Es ist nicht aus Mangel an Muth, daß ich schweige, es fehlt mir nicht an Kraft und Bewußtsein, um den Angriff zu führen; vielleicht auch war ich berufen, es zu thun; vielleicht ist es unrecht von mir, die göttliche Stimme, die mich dazu erkor, unbeachtet zu lassen, doch ich glaubte recht zu handeln.

Die Meinung einer meiner hohen Beschützerinnen billigte meine Handlungsweise, und war sogar mit dem wenigen was ich gethan, um mich vor der Welt zu rechtfertigen, nicht einverstanden. Sie meinte, ich hätte genug gethan, wenn ich mich begnügt hätte, meine Unschuld unwiderleglich zu beweisen, um mich dann, in das Gefühl meiner Würde gehüllt, schweigend zurückzuziehen. Sie wußte nicht, die hohe Frau, daß bei meiner Angelegenheit die unwürdigsten Triebfedern in Bewegung gesetzt worden, und daß es unmöglich war, das geheime Gewebe zu durchblicken. Oft stärkten

mich die einfachen herzigen Worte, die mir Vater Gleim bei Anlaß meiner Vertheidigung der Frau von Genlis 1799 geschrieben hatte:

Gott sieht was wir nicht sehn bei Sonnen und bei Kerzen,
Und sieht in ihrem Herzen
Er, was in ihm die Unschuld sieht,
Dann tilget der Verleumdung Schmerzen
Einst eines Engels Lied!

Noch immer sind dieselben Hände thätig, bittere Tropfen in die Neige meines Lebensbechers zu mischen; aber ich murre nicht, mich hält mein Bewußtsein aufrecht. Ja, ich weiß es, ohne mein Zuthun werden die Nebel fallen, die vielleicht noch jetzt mein Bild entstellen.

Von den wenigen Männern, die sich bei dieser Gelegenheit loyal benommen haben, erwähne ich den Ober-Medicinalrath Breßlauer, Baron von Klosen, Präsident Graf von Seinsheim, Tribunalrath Gramm, Referendarius Christoph, Hofrath Dr. Schlagintweit, Stadtphysikus Dr. Kopp, Dr. Sänger und Baron Karg. Es thut mir leid, wenn Unwissenheit mir einen der Namen derjenigen entzogen, die ich diesem Verzeichniß beifügen könnte, wenn ich sie wüßte. Die Erinnerung dieser Sache hat ihre Bitterkeit noch nicht verloren. Ich will mit den Namen derjenigen, die sich vor den Riß stellten, als die Kabale in Wirksamkeit kam, nicht diese Blätter beflecken, sie werden nicht ermangeln andere Gelegenheiten zu suchen, sich berühmt zu machen, mir bleibt nichts übrig als ihnen zu verzeihen.

Noch bleibt mir eine schmerzliche Angelegenheit zu berühren übrig, ich meine den traurigen Tod des Künstlers Grasmüller, eines der verdienstvollsten Männer

Baierns. Er war mit Prinz Max von Birkenfeld, Sohn des unvergeßlichen Herzogs Wilhelm, zugleich unterrichtet worden, und hatte sich um den Prinzen in dessen Freistunden wahrhaft verdient gemacht. Oft hatte ihm der Prinz gesagt: „Grasmüller, ich bin Ihr Schuldner! Ich danke Ihnen viele Aufmunterung zum Lernen, viel Licht für meine Studien, ich will es wett machen! Wenn ich majorenn werde, kommen Sie zu mir; Sie sollen sehen, daß Max von Birkenfeld ein treues dankbares Herz hat!" Der liebenswürdige Prinz sprach aus Herzensgrund, und nicht an ihm hat es gelegen, wenn er sein Wort nicht erfüllte. Grasmüller, der bescheiden sich selbst bewußte Künstler und Forscher, dachte nicht daran sich hervorzudrängen, ihn blendete der Begriff, den jeder Redliche von der Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit der Menschheit im allgemeinen in sich trägt, er meinte: Verdienst und zweckmäßige Mühe wären hinreichend, ihn emporzubringen. Er erwog nicht die Zahl der Concurrenten auf seiner Bahn, die es schwer machen, unter den Würdigen die würdigsten auszuwählen. Zudem fiel er in die Hände eines schlauen geschickten Speculanten, der mit seiner Arglosigkeit ein so keckes und ruchloses Spiel trieb, daß gegen alles Recht der sauer errungene Erwerb für preiswürdige Mühen und Ruhm der Unternehmung in seine räuberische Hand fiel. Grasmüller war verdienstvoll; er würde gegen den Ruchlosen aufgetreten sein, aber er war zu arm, um einen Rechtshandel gegen ihn zu unternehmen. Sein braves Weib und seine zwei Knaben bedurften Brot, letztere sogar Unterricht. Grasmüller ging dürftig gekleidet umher. Er hatte sich nie zum Prinzen von Birkenfeld gedrängt, der indeß Herzog geworden, und ihn jederzeit mit offenen Armen empfangen haben würde. Doch als sich endlich Grasmüller

entschlossen hatte, ihn um Hülfe zu bitten, wurde es ihm unmöglich gemacht, gemeldet zu werden, als er vor dem Thürsteher erschien, einem fettriefenden strotzenden Schweizer, der das Vertrauen seines edeln Fürsten misbrauchte, um den Bedrängten fühlen zu lassen, daß die Gnade und Huld des Fürsten ihm ohne seine Huld nichts nützen könnte. Der würdige Grasmüller, unter dem Druck des bittersten Elends, in dürftiger Tracht, mit bleichem Antlitz und gefurchten Wangen, wurde von dem Uebermüthigen so schnöde abgewiesen, daß er zitternd davonschlich und sich nicht wieder zum Palast hinwagte. Briefe, die er dem Prinzen schrieb, wurden wahrscheinlich unterschlagen, weil der Bösewicht Mittel gefunden, ihres Inhalts theilhaftig zu werden. Eigentliche Schulden hatte er nicht gemacht, doch bei bedrängten Umständen sind Kleinkrämer erbarmungslos und pressen den Unglücklichen um schleunige Zahlung der unentbehrlichsten Bedürfnisse. Der fleißige, wackere, ausgezeichnetste Mann wurde so hart und bitter gedrängt, daß sein zartes Gemüth das Uebermaß des Elends nicht ertragen konnte. Manche Nebenverdienste reichten nicht hin, seine Lage zu erleichtern, da ihm die Hauptsumme für sein Werk durch eine höllische List verkümmert worden. Der Betrüger nutzte sogar die vorwaltenden Umstände, um sich den Anschein zu geben, als habe er sich über Grasmüller zu beklagen. Nun brach sein Muth, nun erlag seine Kraft. Noch einmal war er vor der Thür des Herzogs erschienen. Schnöder und brutaler als je wies ihn der Schweizer ab. Noch einmal wankte er nach Hause, schloß die Seinigen unter Thränen und Küssen an sein Herz, schrieb einige Zeilen an sie, die er auf den Tisch legte, und stürzte hinweg nach dem Rand der Isar, die Taschen voll Steine, in die reißende Flut. An Frau und Kinder

war die Hoffnung ausgedrückt, daß ihm Gott verzeihen werde, und daß sein bitterer Tod die Menschen rühren würde, damit seine Witwe und Kinder nicht dem Hungertode preisgegeben wären. Es war in der That kein Bissen Brot mehr, auch kein Geld im Hause. Die jammernde Witwe eilte zur Königin Therese. Die Pforten des Schlosses standen den Unglücklichen offen. Frau Grasmüller gelangte zur Königin Therese. Ich war an demselben Morgen zu ihr gerufen worden. Die Königin gab ihr 30 Fl., denn auch sie hatte nicht viel zu geben, eben weil sie zu viel gab. Ich fand Ihre Majestät an diesem Morgen ganz erschöpft von Kummer über die traurige Begebenheit.

Die Witwe Grasmüller empfing Hülfe, doch nur knapp reichte diese zu, so viel Ruf sich auch ihr Gatte erworben. Obschon er mit der größten technischen Vollendung in seinen Werken hohe umfassende wissenschaftliche Geistesbildung vereinigte, wurde durch die angewendeten Ränke sein Name doch überschleiert. Die Werke selbst konnten nicht herabgewürdigt werden, wol aber konnte ihm das Verdienst des Textes entrissen werden, und demjenigen zugute kommen, der es sich aneignete. Auch bei Erfüllung der Bedingungen war List thätig, und wußte Saumseligkeit anzuwenden, gegen die der edle redliche Mann keine Hülfe fand, und die ihn bei den gerechtesten Ansprüchen auf Bezahlung mittellos machte. Ich darf diese Werke nicht näher bezeichnen, um den Verleger nicht an den Pranger zu stellen. Schon steht er wahrscheinlich vor Gottes Gericht, wo ihm der schlau erworbene Reichthum nicht gedeihen kann.

Ein Theil seines lehrreichen Tagebuchs war mir anvertraut worden, ich wollte es zum besten der beiden jungen Grasmüller, die schon in zarter Jugend Geist, Ge-

müth und Talent des Vaters verhießen, herausgeben; aber die Umstände haben diesen Plan nicht begünstigt. Diese Begebenheit führt mich zu einer andern, nicht minder schmerzlichen. Man könnte noch viel dergleichen zur Oeffentlichkeit bringen, wenn man alles Aehnliche erführe und aufzeichnete.

Ein alter schwedischer Künstler, dessen Namen mir nicht im Gedächtniß geblieben ist, kam gegen das Jahr 1839 nach München, begleitet von seiner schönen hochbefähigten Tochter, die sich in München ausbilden wollte. Er wollte sein Vermögen, das aus 12,000 Kronen bestand, aus Schweden übersiedeln. Oft gehen solche Geschäfte langsam; dies war auch hier der Fall. Reisekosten und Lebensbedürfnisse zehrten bald und unvermuthet die mitgebrachten Gelder des Malers auf. Er und seine Tochter waren tieffühlende leicht verletzbare Künstlerseelen, es würde ihnen unmöglich gewesen sein, ihren Nothstand zu offenbaren, oder Einwohner von München, die ihm fremd geblieben waren, um Beistand anzugehen. Sie waren in die Hände einer habgierigen Zimmervermietherin gefallen, welche sie nicht allein betrog und prellte, sondern auch auf die unmenschlichste Weise um ihr Guthaben drängte, und unter dem Vorwande Geld zu brauchen, die Entschuldigungen ihrer Miether nicht gelten ließ, sowie sie auch den Briefen von Schweden aus, welche den Abgang der 12,000 Kronen nach München bezeichneten, weil sie kein Schwedisch verstand, nicht glauben wollte. Wahrscheinlich hätten Vater und Tochter sich darüber ausweisen können; allein sie waren verschämt und schüchtern, in Dingen der Welt unbewandert und unbehülflich, hatten in München keinen Freund zur Seite. Man erfuhr später, daß sie nicht einmal auf das Bureau der Fahrpost gegangen waren, nachzuforschen,

ob dort etwas an sie angelangt sei. Muth und Spannkraft des Vaters und der Tochter waren dahin. Mit Schmach und Gefängniß hatte das harte Weib sie bedroht, keine Bitten rührten den Unhold. Nach einem entsetzlichen Auftritt waren sie beide aus dem Hause gegangen, hatten sich an einer einsamen Stelle der Isar mit Tüchern zusammengebunden und vereint in die Fluten gestürzt. Man fand am Abend ihre Leichen im Strom. An demselben Tage war das Geld von Schweden bei der Wirthin angekommen. Es war, so wurde mir versichert, schon seit zwölf Tagen in München auf der Post. Ich erfuhr den traurigen Vorgang durch eine Dame, die in demselben Hause wohnte, und der ich Glauben schenkte. Ich hatte sie bei der Königin Witwe kennen lernen; sie maß das Ausbleiben des Geldes nicht allein einer zufälligen Verzögerung des Absenders, sondern auch der Unbehülflichkeit des Postboten zu, der sich aus der Adresse, die vielleicht nicht ausführlich genug bezeichnet war, nicht zurechtfinden konnte.

Ich kam damals oft zu Ihrer Majestät der Königin Therese, die sich vom jungen Künstler Selb lithographiren ließ. Sie ließ mich zu jeder Sitzung rufen, um ihr vorzulesen. Der interessante Künstler machte ein sehr ähnliches und sorgfältig ausgeführtes Bildniß, welches bald in Verkauf kam, und wie die meisten Lithographien jener Zeit bei dem ausgezeichneten Piloti abgezogen wurde, der auch das Bildniß der Agnese Schebest, ein seelenvolles Werk meines Sohnes Max, hatte abziehen lassen. Diese Sitzungen bei der Königin waren sehr interessant, und ich freute mich jedesmal darauf wie ein Kind. Die Königin war höchst liebenswürdig, es lag kindliche Hin-

gebung in ihrem Wesen. Einen Zug ihrer thätigen Herzensgüte darf ich hier nicht übergehen.

Eines Morgens, als sie mich hatte zu sich rufen lassen, rief sie mir zu: „Ich habe Ihnen etwas Wichtiges mitzutheilen. Ludwig Philipp's Tochter, die junge Herzogin Marie von Würtemberg, wird hier in München erwartet. Ich will Sie durch ihre Tante, die Kurfürstin Witwe Karl Theodor's, anmelden lassen; es läßt sich vielleicht wegen Ihrer Pension etwas bei ihr ausrichten!" „Wegen meiner Pension?" rief ich aus, „das kann ich nicht, Ihre Majestät!" Die gute Königin stampfte mit dem Fuß, es stand ihr sehr zierlich. „Es ist wahr", rief sie, „ich hatte vergessen, daß Sie von Ludwig Philipp keine Gnade erbitten wollen." Ich beugte mich halbkniend auf ihre Hand. „Königin", rief ich aus, „um eine Gerechtigkeit darf ich ihn bitten, ohne von meinen Grundsätzen abzuweichen. Es ist sogar meine Pflicht, kein Mittel unversucht zu lassen, um meines Mannes hinterlassene Schriften an das Licht zu ziehen. Wenn Ew. Majestät so gnädig sind, mir Gehör bei der Herzogin Marie zu ermitteln, so werde ich dieser eine Vorstellung an ihren königlichen Vater mitgeben, damit er verfüge, daß diese Handschriften in Druck kommen, und zum besten der Witwe verkauft werden; dieser Gunst genießen alle Hinterbliebenen großer Gelehrten. Die Werke liegen fertig zum Druck, sie sind nach dem Urtheil competenter Richter gediegen, und werden Frankreich Ehre und Nutzen bringen." Ich erklärte nun der Königin mehrere der Gründe, die Chézy abgehalten, diese Arbeiten selbst herauszugeben, wer nun dazu bereit gewesen wäre, und wie der Minister Graf von Corbière ihn bereits die Typen zum Abdruck der indischen Grammatik

bewilligt habe, wie der grausame Tod durch die Cholera ihn überrascht und seine Unternehmungen ins Stocken gebracht. Ich erklärte ihr auch, wie eine niederträchtige Kabale aufgetaucht sei und des Ministers Guizot preiswürdigen Willen, diese Arbeiten an das Licht zu ziehen, gehemmt habe.

Die Königin hörte mich antheilvoll an, erbot sich noch an demselben Morgen die Sache bei der Kurfürstin einzuleiten, und ermahnte mich sofort, die Vorstellung an den König Philipp aufzusetzen. Ich gehorchte. Diese Vorstellung beschränkte sich auf eine etwas dürre Darlegung der Thatsachen, sowie auf einen Anruf an des Königs Gerechtigkeit, und war durchaus mit keiner Schmeichelei verbrämt. Ich wies sie meinem Freunde, Grafen von Méjan, der mich darauf aufmerksam machte, daß nichts Verbindliches darin stand. Ich entgegnete, daß es mir unmöglich sei, anders an Ludwig Philipp zu schreiben! Graf Méjan sagte: „Er ist einmal der Chef des Staats, und Sie die Witwe eines Franzosen! Die Ehrerbietung erfordert, daß Sie bittend vor ihn hintreten.“ Ich gehorchte dem wackern Freunde, und setzte einige verbindliche Worte in die Vorstellung, muß aber vermuthen, daß sie dem Könige nicht gefiel, denn sie blieb unbeantwortet und erfolglos, obgleich die edle Prinzessin geglaubt hatte, mir den Erfolg verbürgen zu können.

Die Kurfürstin, Witwe Karl Theodor's, ließ mich zu sich rufen. Ich bewunderte im stillen die Reste ihrer Schönheit, und die unverwüstete Jugend ihrer Augen, die ein achtzehnjähriges Gesicht geschmückt haben würde; auch die hohe Intelligenz in den Fragen, die sie an mich stellte, die Klarheit ihrer Begriffe, die Bedeutsamkeit ihrer Worte erfreuten mich. Diese Audienz währte ziemlich lange,

mir aber dennoch zu kurz. Mehrere Tage darauf läßt mich die Herzogin Marie zu sich laden. Mit klopfendem Herzen durcheilte ich den hohen Blumengang, der zu ihren Zimmern führte. Niemand war im Vorzimmer befindlich. Die Herzogin kam mir entgegen. Eine weiblich zierliche Gestalt von graziöser Haltung, mit feinen ausdrucksvollen Gesichtszügen, und schönen Augen, in deren sanftem Blick unverkennbare Wehmuth lag. Sie redete mich Deutsch an, das sie gut und untadelhaft sprach. Zuerst unterhielt sie sich mit mir von meiner Angelegenheit, dann von Kunst und Poesie. Ihre sinnigen Worte waren verbindlich und huldreich. Sie entließ mich und verhieß, daß ihr Vater mir gewiß Gerechtigkeit schaffen würde. Nicht ohne einige Regungen von Stolz sog ich ihre Worte ein, als sie lobend von meinen Dichtungen sprach; wahrscheinlich kannte sie welche durch das Medium der Musik. Ich war so bevorzugt, sie noch zwei mal zu sehen, und zwar in der Scheidestunde, wo auch die Familie der Kurfürstin und deren Gemahl Graf Arco zugegen waren. Der ganze Kreis der Abschiednehmenden geleitete die hohe Frau an die Reisekutsche. Ihr sanfter Blick winkte mir, mich ihr zu nahen. Sie reichte mir ihre schöne kunstreiche Hand, rief mir noch lebhaft zu: „Leben Sie wohl, meine Liebe! Seien Sie überzeugt, daß mein Vater Ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen wird!" Ihr folgten feuchte Blicke und heiße Segenswünsche; für diesseits blieben sie unerfüllt. In der Blüte der Jugend, in der Fülle des Eheglücks und der Mutterfreuden schied sie aus dieser Welt, welche sie nur kurze Zeit geschmückt hatte. Sie ähnelte ihrer geistvollen höchst originellen Urgroßtante, der Schwägerin Ludwig's XIV., Herzogin von Orleans, der unschuldigen Ursache des blutigen Successionskrieges.

Wenn die Königin Therese Geschenke machte, was sehr oft der Fall war, so wußte sie dieselben durch die Art des Gebens zu würzen und zu erheben. Sie hatte mir im Jahre 1832 eine ausgezeichnet schöne und kostbare Uhr verehrt, die von eigenthümlicher Form war; auf dunkelblauer Email war ein Sternenkranz um eine Gedenkblume her gemalt. Diese Uhr war mir in Paris gestohlen worden.

Eines Tages führte sie mich in ein Cabinet, wo sie ein Schreibfach öffnete, indem sie zu mir sagte: „Frau von Chézy, Ihnen ist die Uhr gestohlen worden, die sie von mir besaßen; nun denken Sie sich einmal, Ihre Uhr hat sich wiedergefunden!“ Bei diesen Worten langte sie ein Etui heraus, in welchem eine schöne goldene Uhr mit geschmackvollem Haken lag.

Ich kann mich nicht enthalten die Art bekannt zu machen, mit der sie ein schlauer Dieb mir in Paris entwandte. Der Portier eines Wohnhauses überbrachte mir ein Päckchen, welches ein Buch und einen zierlichen Brief enthielt. Der Brief besagte: „der Unterzeichneter sei der Verfasser der Inlage, und würde dies Buch in acht Tagen bei mir abholen, denn es läge ihm an meinem Urtheil, und er wünschte mir seine Verehrung mündlich bezeigen zu können“. Dies Werkchen war betitelt: „Prinz Rosa Stramin“; es war voll Geist und Laune, und muß von einem gewandten Schriftsteller sein; es stand kein Name davorgedruckt. In acht Tagen nach dem Empfang ließ sich der Verfasser des Werks bei mir anmelden. Es war ein noch junger Mann von feinem Aussehen, anständigen Manieren, geschmackvoll gekleidet. Da mich sein Gespräch interessirte, und es schon 4 Uhr war, lud ich ihn zu Tisch, und bat ihn, als er sich nach Tisch entfernte, wiederzukommen; ich

setzte hinzu, daß er mich in einiger Unordnung antreffen würde, da ich Anstalten zu meiner Reise nach Deutschland zu treffen habe. Etwa vierzehn Tage später, kurz vor meiner Abreise, war Madame Récamier noch einmal zu mir gekommen. Ich hatte meine kleinen Kostbarkeiten, im Begriff sie einzupacken, auf einer Seite des Zimmers vor mir liegen; die Uhr stand auf dem Kamin. Madame Récamier hatte mich vor meiner Abreise noch nothwendig zu sprechen; meine Thüren standen offen, weil ich Träger erwartete, die einige Kisten, welche noch bei mir standen, zum Spediteur Dreifuß bringen sollten. Unerwartet trat der geistreiche Verfasser des „Prinz Rosa Stramin" in das Zimmer, und nahm Platz. Madame Récamier bat mich, mit ihr in ein anderes Zimmer zu gehen, da sie mich allein sprechen müsse; ich that es, ohne alles Mistrauen in meinen Besuch. Kaum fünf Minuten später trat er in das Zimmer, wo ich mit Madame Récamier saß, und bat mich um Erlaubniß wiederkommen zu dürfen, weil er sich augenblicklich auf eine Stunde entfernen müsse. Er mußte sich allerdings entfernen, denn er hatte meine Uhr mitgenommen, und er kam natürlich nicht wieder. Freund Heine, dem ich meinen Unfall erzählte, erkannte den saubern Gast aus dem Schreiben, wiewol er unter einem andern Namen zu ihm gekommen war; er hatte ihm Geld abgeliehen. Ich mußte noch froh sein, daß er von den übrigen Kostbarkeiten, die ich damals besaß, nichts entwendet hatte.

Ich theile diese Begebenheit mit, weil sie nützlich sein kann. Zwar kann sie auch den Gaunern einen neuen Diebsgriff lehren, denn die meisten sind jetzt literarisch gebildet, und lesen gern. Ein Herr S., selbst Schriftsteller und Dichter, der bei der b......schen Post angestellt war, und wegen unterschlagener 5000 Gulden fünf Jahre

im Zuchthause saß, ist ein Beweis dieser Wahrheit, und hat auch mich bestohlen; er nahm mir jedoch nur 7 Kronenthaler aus meinem Sack, den ich bei Freunden auf dem Sofa hatte liegen lassen, die sich zugleich mit mir aus dem Zimmer auf einige Minuten entfernt hatten. Wir alle hatten sein früheres Leben nicht gekannt, ich würde sonst meinen Sack mit aus dem Zimmer genommen haben. Zwei ähnliche Exemplare, die sich als literarische Männer auswiesen, bestahlen mich in Genf. Das Verzeichniß dieser ehrlosen Menschen ist mit den angeführten noch nicht vollständig, es gehört noch unter andern ein Pfälzer Flüchtling hinein; ich darf seinen Namen hersetzen, weil es nicht sein Name ist, er führte ihn nur vermöge eines falschen Passes. Eitelmann interessirte mich lebhaft, weil er mit Geist und Salbung von religiösen Gegenständen sprach, und vermöge seiner Reden für einen frommen jungen Mann gelten mußte. Dieser freche Dieb nahm mir Juwelen, Goldmünzen und ähnliche werthvolle Gegenstände beinahe vor meinen Augen weg. Ich hatte Mühe ihn wegzuschaffen, nachdem ich endlich auf die Spur der Wahrheit gekommen war, und mir ahnte ein Zusammenhang mit einer Rotte von Dieben, welche sich auch wirklich darthat. Er bestahl noch an denselben Tag, wo ich ihn verabschiedet, einen jungen Maler, und wie ich höre, hat man ihn elf Diebstähle beschuldigt und überwiesen. Er sitzt bei Zwangsarbeit auf funfzehn Jahre. Der berüchtigte Räuber und Dieb Wagner Loisell (Alois Wagner) machte eine Ausnahme von der Regel, er war ein witziger Patron, der Anwandelungen von Rechtschaffenheit hatte. Als es gelungen war, ihn zu fangen und zu überweisen, hatte er seine Untersuchungshaft in Linz im Strafhause zu bestehen. Er äußerte sich öfters über seine Lage: „Hier“, sagte

er, „könnte man wünschen zeitlebens ein ordentlicher Mann gewesen zu sein, denn unsereins hat auch seine Plage. Hier habe ich mein warmes Zimmer, mein ordentliches Lager, mein reichliches Essen, meine einträgliche Arbeit. Ei, wem es so geboten wird, der hat's leicht rechtschaffen zu sein." So sagte Wagner Loisell, und pries sein günstiges Geschick; ging auch fleißig in die Kirche, und benahm sich gut darin. Nun aber war die Untersuchungshaft zu Ende, sein Urtheil wurde verlesen: lebenslängliche Festung. Er rief aus: „Ei meine Herren, dies ist gefehlt, lassen Sie mich hier, hier werde ich gut thun, hier gefällt es mir; aber auf der Festung breche ich aus und komme nicht wieder!" Der Gerichtshof lachte. „Nur gemach, meine Herren", rief Wagner Loisell, „ich bin ein Mann von Wort! Ich hätte hier schon zehn mal entwischen können, ich habe es nicht gethan. Ich bitte Sie recht flehentlich, behalten Sie mich hier!" Dies alles half ihm nichts, er mußte auf die Festung und wurde sorgfältig bewacht; doch es gelang ihm durch Hülfe von außen, sich zu befreien, und, wie mir versichert wurde, nicht ohne Blutvergießen. Ich zweifle, daß er wieder eingebracht worden. Das Volk erzählt sich eine Menge Schwänke von ihm. Er ging einmal durch einen Wald; ihm begegnete ein hübsches Mädchen, mit der er sich in ein Gespräch einließ. „Ach bester Herr", rief diese aus, „wenn Sie nur ein bischen langsamer gehen wollten, ich möchte gern heim, ich mache morgen Hochzeit, hier im Wald soll der Wagner Loisell herumstreichen, ich fürchte mich vor ihm, wenn er uns zu zweien sieht, so wird er nichts gegen mich wagen!" Man schritt nun rüstig voran. Am Dorfe angekommen, reichte Loisell Wagner dem jungen Mädchen die Hand, drückte ihr einen Laubthaler hinein, und sagte: „Zu Hause sage

deinen Leuten, der Wagner Loisell läßt alle grüßen, und schickt einen Laubthaler zu einem Hochzeitskuchen. Adieu!" Noch denselben Abend flog das Geschichtchen von Mund zu Mund, und die Leute freuten sich darüber. Es kam auch wol, daß der Schalk eine ganze Streifbande weitumher tief in den Wald führte, um ihnen zu zeigen, wo sie den Wagner Loisell finden könnten, und wenn er weit genug voraus war, ihnen zurief: „wenn sie den Wagner Loisell finden sollten, müßten sie früher aufstehen". Solche Possen verschafften ihm die Gunst des Volks, das ihm oft beigestanden haben mag, strenge Maßregeln gegen ihn zu vereiteln.

Ein schmerzlicher Vorfall nahm zu jener Zeit das Mitleid der Kaiserin in Anspruch. Ich war damals im Schlosse. Man kam, die Langenloiser anzumelden. Es war eine ganze Truppe Bauerfrauen, die ins Bitten gekommen waren, und deshalb zur Kaiserin gingen, die mit gnadenreichem Herzen und offenem Ohr alle Bittenden anhörte, und den Kaiser, ihren Gemahl, in Kenntniß ihres Anliegens setzte. Ihr Grundsatz war, immer das Gute thun, und immer im stillen! Die Langenloiserinnen wurden zu ihr eingelassen. Ich erfuhr nun, daß sie gekommen waren, wie sie schon oft gethan, um die Aufmerksamkeit des guten Kaisers auf das unverschuldete und entsetzlichste Misgeschick ihrer Gatten zu lenken, die schon seit Jahren in strenger Haft saßen. Der ganze Ort war des Mordes des Syndikus beschuldigt, welcher ein rauher strenger Mann war. Er war eines Morgens früh vor seiner Hausthür, ich erinnere mich nicht mehr, mit welchem Mordinstrument, getödtet gefunden worden; vom Thäter hatte man keine Spur entdeckt. Die Bewohner des Orts waren friedliche Männer vom besten Ruf, die gewöhnlich den ganzen Tag auf dem Felde

beschäftigt waren. Sie hatten vom Syndikus manche Unbilden und große Bedrückungen zu ertragen, wurden daher für die Mörder gehalten und eingekerkert. Ich habe nicht erfahren, ob es der Kaiserin gelungen ist, sie zu befreien. Die Wahrheit von der Sache ist, daß sie auf bloßen Verdacht hin festgesetzt wurden, denn es fehlte an allen Inzichten. Der Zustand war schauderhaft. Der einzige Verdacht wegen des Mordes fiel in der öffentlichen Meinung auf einen Hausirer, welchem der Syndikus kurze Zeit vor dem Morde einen Pack Spitzen als Contrebande confiscirt hatte, und welcher seitdem in der Gegend nicht mehr war gesehen worden. Der Vorfall würde mir unglaublich geschienen haben, wenn ich ihn nicht aus dem Munde Ihrer Majestät selbst und der verehrungswürdigen Gräfin Lazansky gehört hätte. Ich zweifle nicht, daß die Wahrheit an das Licht gekommen. Wer aber ersetzte nun den unschuldig angeklagten Familienvätern ihren zerrütteten Wohlstand, ihre Lebenskraft, die Leiden ihrer Angehörigen? Man kam immer darauf zurück, der Mörder müßte einer von den Langenloisern sein, und die Sache müsse an das Licht.

Ich kann hier einen Zug des Herrn Hofrath Dr. Schlagintweit nicht übergehen, der seinem Herzen und Talent die größte Ehre macht. Er hatte sich eine große Fertigkeit in den Augenoperationen erworben, und da er mit seiner Zeit haushälterisch umging, so blieb ihm welche für arme Augenkranke, die er unentgeltlich heilte und operirte. Der Eifer für diese Unglücklichen wurde immer brennender in seiner Seele, und gedieh bis zu einer muthigen Entschließung.

Ein anfangs kleines Local, dessen Unkosten er aus eigenen Mitteln bestritt, nahm eine Menge unglücklicher Erblindeten auf, die geheilt daraus hervorgingen. Nach

und nach wurde die edle That bekannt. Menschenfreunde brachten freiwillige Beiträge zu den Unkosten, und verpflichteten sich zu jährlicher Beisteuer. Die königlichen Personen und ihr Hof schlossen sich nicht von der Theilnahme aus, wie auch der edelgesinnte Theil des Publikums. Die Anstalt stand in vollem Flor, als ich München verließ. Was vermag nicht frommer Muth und fester Wille! Hofrath Schlagintweit hatte die Leidenden eingeladen sich bei ihm einzufinden, nahm sie in seine Anstalt auf, wo er sie zweckmäßig beköstigte, und durch Arzneien für die Operation vorbereitete, die er nie vergebens unternahm. Im Jahre 1839, wo die Aerzte meinem Max die Wassercur anriethen, ging ich mit ihm nach Brunnthal, wo ein einfacher Chirurg mit Kenntniß und seelenvollem Eifer die Curanstalt leitete. Ich wünschte, daß es nicht zur Schwitzcur, der ein kaltes Bad folgte, kommen möchte; ich glaubte, Max würde sie nicht aushalten. Bleiby unterstützte meine Bedenklichkeiten nicht, er hatte recht. Mein Sohn aber war seinem Anrathen geneigt, die Cur wurde ohne mein Vorwissen vorgenommen, und schlug vortrefflich an. Es waren viel Gäste in Brunnthal, meist aus dem Mittelstande. Die Lage war reizend, das Haus wohlgebaut, der Garten groß, die Bedienung aufmerksam, die Kost kräftig und gesund, der Preis der Pension nicht unbillig. Wir trafen dort einen Grafen von Cencimon mit Gemahlin und Söhnen, gemüthliche freundliche Menschen, und einen Hofrath Kaspar nebst Gattin. Kaspar war ein geistreicher Mann und vortrefflicher Jurist, der auch als Publicist rühmlich thätig war; wir wurden bald Freunde. Im Lauf des Sommers bewiesen die Anmerkungen, welche die zahlreichen Gäste beim Abschied im Buche zurückließen, daß alle genesen waren; nur einer, der sterbend angelangt, war gestorben.

Im Bade Brunnthal lernten wir den verdienstvollen Gouverneur der Söhne des Herzogs Max von Birkenfeld kennen, einen geist- und kenntnißvollen Mann, dessen Unterhaltung uns viel Belehrung und Genuß gewährte. Er lenkte gern das Gespräch auf drei indische Prinzen, Königssöhne, die in einem Kriege gefangen genommen worden, und die Herzog Max von Birkenfeld gekauft hatte und sorgfältig aufziehen ließ. Der Hofmeister hatte sich die Sprachen beider zu eigen gemacht, und beschäftigte sich sehr angelegentlich mit ihnen; sie waren sanft und fromm, und beteten in ihrer Sprache, die sie tu malu und tenkahu nannten — seelenvolle Gebete. Herzog Max wollte ihnen eine ganz ausgezeichnete Erziehung geben, und sie zu einem Amt ausbilden lassen. Ich weiß nicht, was ihn von diesem schönen Plan ableitete. Doch nicht selten wird den Großen ihr schönster Wille durch Einmischung anderer gelähmt. Die Indier kamen unter die Begleitung des Prinzen, und waren darüber sehr betrübt. Anfangs, nachdem der Prinz sie aufgenommen, waren sie sehr scheu, und von düstern Zweifeln und Vorstellungen gepeinigt. Man überhäufte sie mit Gefälligkeiten, und reichte ihnen sehr gute Kost. Sie rührten nichts an, und weigerten sich überhaupt etwas anderes zu essen als trockenes Brot und Früchte. Mit Mühe erfuhr man, daß sie die Einbildung gefaßt hatten, man wolle sie sehr gut nähren, um sie zu schlachten und zu essen. Ihr Freund, der Hofmeister, wußte ihr Vertrauen zu gewinnen, und ihre Hirngespinste zu zerstreuen. Sie aßen nun nach Herzenslust. Gleichwol starb der jüngste unter ihnen am Heimweh. Sie hatten ein Morgengebet, das von der größten Schönheit war; es wurde mir freundlich mitgetheilt, doch konnte ich keine Abschrift davon erlangen; es lag darin eine Frischheit

und Innigkeit, die sich dem Geist christlicher Gebete näherte. Ich habe einen hohen Begriff von einer Landessprache bekommen, in welcher etwas so Vollkommenes, Inniges und Wohlthätiges für die Seele erschienen war, mehr noch von einem Volke, das mit solcher Ehrfurcht und Liebe für Gott empfindet.

Mehr als einmal habe ich auf meine frühern Daten zurückkommen müssen, indem mich die Flügel der Erinnerung zu einem andern Gegenstand hintrugen. Es kommt mir bei diesem Werke minder auf chronologische Ordnung an, als auf innern geistigen Zusammenhang.

Mich suchte im Jahre 1837 im Spätherbst ein lutherischer Geistlicher auf, der von der katholischen Religion zur lutherischen übergetreten war, und einer Pfarre entgegensah. Er erwartete und erhielt auch von mir ein kleines Geschenk zu seiner Unterstützung. Dieser Candidat machte mich mit dem Geistlichen Langenmeier bekannt, von welchem ich im „Münchener Landboten" einen gediegenen Aufsatz gelesen, und der mich kennen zu lernen wünschte. Langenmeier kam. Die Erscheinung dieses edeln Mannes flößte Ehrerbietung ein, und war gewinnend. Er lebte in München mit einer Verwandtin und deren Tochter, die ein gutes einfaches Mädchen war, in reifern Jahren sehr praktisch die Haushaltung des Oheims führte. Langenmeier gehörte zu den katholischen Priestern, deren Andenken noch späte Zeiten segnen werden. Er hielt mit Ruhe und Kraft den Moderantismus empor, und blieb der Partei fern, die in Baiern die „schwarze" hieß. Er machte einen schönen Auszug aus den Schriften der Kirchenväter, dies wurde von den schwarzen Söhnen der Kirche übel genommen, und Langenmeier mußte es büßen. Er war damals Landpfarrer. Seine Freunde und Correspondenten waren u. a. ein Pfarrer Königsberger, ein Rector Sallat, und andere erleuchtete

Priester. In München befanden sich Pfarrer Holzleutner, Mannhard, Schwartz, Centner. Diese alle waren Unglücksgefährten: sie hatten, wie Langenmeier, bei mächtigen Antagonisten unauslöschliches Misfallen erregt, verloren dadurch ihre Pfarrstellen, büßten nicht lange darauf auch das Recht zu predigen, Messen zu lesen, zuletzt sogar ihre Tischtitel ein, und wurden der Gegenstand gehässiger Verfolgung. Pfarrer Holzleutner war der bedauerungswürdigste unter diesen Geistlichen, indem man ihn in das Strafhaus der Pfarrer zu bringen gewußt hatte. Er hatte den Haß eines bedeutenden Mannes, eines Gutsherrn, dessen verbrecherische Umtriebe er höchsten Orts enthüllte, auf sich gezogen, und war trotz der vortrefflichsten Fähigkeiten zu seinem Amte, trotz seines musterhaften Betragens, in das Strafgefängniß geführt worden. Hier behauptete er, Gift bekommen zu haben. Er kränkelte seitdem, und verfiel in Wahnsinn. Pfarrer Schwarz und Centner wurden minder heftig verfolgt als Holzleutner, der eine Flugschrift hat drucken lassen, deren Titel heißt: „So geht es im constitutionellen Baiern zu", und in welcher ein Theil seiner Lebensgeschichte verzeichnet stand. Die Schrift war musterhaft verfaßt, und erweckte ihm nun schwere Verfolgung. Er mußte noch einmal nach Dorfen, und kränkelte sehr. Er unterlag und verfiel, wie schon bemerkt, in Wahnsinn. Ein wenig verschiedenes Los hatte Königsberger, ein Geistlicher voll Tugend und Frömmigkeit. Auch Pfarrer Langenmeier mußte nach Dorfen; eine Jugendschwachheit war ihm zum Verbrechen gemacht worden. Der Lebenswandel der übrigen dieser Geistlichen war streng und tadellos, sie waren die Märtyrer der Sache des Lichts und der Mäßigung, der katholischen Religion getreu, fern davon Proselyten zu machen. Ihr Augenmerk war allein darauf

gerichtet Beispiel und Lehre des Guten zu verbreiten. Seit meiner Abreise von München empfing ich keine Nachricht mehr von diesen würdigen Freunden, die ich oft gesehen, und nie ohne Erbauung und Rührung verlassen habe. Einer unter ihnen nährte sanguinische Hoffnungen auf den zufälligen Umstand, daß ich oft zur Königin gerufen wurde, dort den König zuweilen sprach, und der Königin Witwe genau bekannt war. Zum Unglück sprach er nicht davon mit mir, ich würde ihm bedeutet haben, daß ich mich nicht befähigt noch berufen fühle, gegen die „Schwarzen" Partei zu ergreifen. Im Jahre 1839 starb der verdienstvolle Mannhard, ihn hatte der Schlag im Lesecabinet gerührt. Aerzte wurde gerufen; ihm wurde der Kreuzschnitt über die Brust gemacht, aber es war umsonst, entseelt wurde er nach seiner Wohnung getragen. Ich traf ihn noch abends vor seinem Tode gesund und heiter. Er hatte mir einen Abend auf Samstag versprochen, er konnte nicht Wort halten. Ich verlor durch seinen Tod einen edeln erleuchteten Freund, der die Aufrichtigkeit und Treue erkannte, die meine Trosteswort in sich schlossen, denn ihm war nicht lange vor seinem Tode verboten worden zu predigen. Manche erheiternde Stunde und manche erquickende Labung dankte der edle Mann einem Freunde, dem Schriftsteller Dr. Ehrenbaum, und dessen Gattin, die sich damals in München aufhielten.

Zu jener Zeit zürnte das Volk dem Pfarrer Eberhard, und einem andern, dessen Name mir entfallen, dem ersten wegen seiner wüthenden Ausfälle gegen Protestanten auf der Kanzel, dem letztern wegen ähnlicher Worte bei der Kinderlehre Sonntags um 1 Uhr. Die Königin Witwe hörte davon und fand Gelegenheit sich bei ihrem Stiefsohn König Ludwig zu beklagen. Auch die kampfscheue langmüthige Königin

Therese wurde endlich entrüstet. Sie wohnte dem Religionsunterricht ihrer Kinder bei. Der Lehrer ließ sich durch seinen Eifer soweit hinreißen, daß er den Prinzen und Prinzessinnen zurief: „Verflucht sind die Protestanten!“ Statt Entrüstung zu zeigen, sagte die sanftmüthige Frau mit schmerzlich bewegter Zunge: „O, wollen Sie uns denn alle verdammen?“ Der Priester schwieg. Es steht jedoch zu vermuthen, daß er sich fortan ähnlicher Ausfälle enthielt. Eberhard erhielt endlich die Weisung, München zu verlassen. Es war im November, ein Theil seiner Anhänger hatte den Weg vom Pfarrhof an bis zum Thore mit Rosen und andern schönen Blumen bestreut. Man sah auch auf diesem Wege weinende Mädchen, Frauen und schöngeputzte Kinder, welche köstliche Bouquets in den Reisewagen warfen. So wurde dem Manne gehuldigt, dessen gifttriefende Worte unablässig Unfrieden zwischen den beiden Religionsparteien stifteten. Mannhard's Leichenzug dagegen wurde von wenigen still und tiefgerührten Freunden begleitet, doch sein Andenken bleibt unvergeßlich, warm und gesegnet, und die Frucht seiner Worte wird noch durch späte Zeiten fortwirken.

Im März 1831 kam mein Sohn Max aus Paris nach München herbei, erfleht von meiner Angst um ihn und seine Gesundheit. Die Königin Witwe ließ ihn sogleich zu sich einladen, doch sein unbefangenes Künstlergemüth entsprach nicht den Erwartungen der hohen Frau. Sie erfuhr nichts durch ihn von den pariser Zuständen. In München war ihm das Klima feindlich. Im Herbst bewog ihn sein Bruder mit nach Baden zu gehen. Ihr Vater war mit diesem Entschluß sehr unzufrieden, doch er erfuhr nicht früher darum als bis er schon ausgeführt war. Er entzog ihnen von nun an die Hälfte ihrer

Einnahme, und legte mir jährlich 24 Karolin zu. Diese Maßregel hatte traurige Folgen. Ich selbst gewann nichts dabei, denn ich erschöpfte mich in Bemühungen, den Verlust zu ersetzen. Auch verging kein Jahr, so wurde uns Chézy durch die Cholera entrissen. Von diesem Zeitpunkt an begann unser Unglück von außen her, von innen war es längst im Werke; doch ich schweige darüber. Die Schilderung der Martern meines zerrissenen Herzens gehört nicht vor den Richtstuhl der Menschen, nur der Allwissende kann sie durchschauen. Nicht blos Unvergeßliches aus meinem Leben gehört in dies Buch. Wer kann im ganzen Sinne des Worts sein Leben schreiben? Niemand! Zu viel und Wichtiges bleibt ihm selbst verborgen. Das Innere des Menschengemüths ist ein Bergwerk, nur Gott kennt seine Schachten! Die Beweggründe einer That bleiben dem Urheber derselben selbst verborgen.

Meine Söhne waren fern von mir in Baden-Baden, als der entsetzliche Schlag dieser Todesnachricht mich traf und auf das Krankenlager daniederstreckte. Meine Pension blieb aus; die Familie in Paris traf keine Verfügung, daß sie mir geschickt wurde. Wie unüberlegt trieben sie ein Spiel mit dem Herzen eines zärtlichen Vaters und zweier Söhne, deren ganze irdische Zukunft von der Wohlthat und Zärtlichkeit dieses Vaters abhing! Sie wußten, daß Chézy kein Vermögen hinterließ, denn die Kriegsjahre, die feindlichen Einfälle, die Opfer, welche die allgemeine Noth von ihm erheischte, hatten seine Mittel erschöpft. Es wäre Pflicht gewesen, ihn anzumahnen, nun an seine armen Kinder zu denken; aber dies that niemand. Einige Mitglieder der Familie, denen die einlaufenden Gelder anvertraut wurden, glaubten sie

aufheben zu müssen. Vergebens schrieben wir um Geld, man schickte keins.

Meinen Söhnen in Baden hatte Spindler gerathen abzuwarten was aus Frankreich kommen würde, und ihren, wie er es nannte, vortheilhaften Standpunkt an der Grenze zu behaupten. Görres war so freundschäftlich und einsichtsvoll, mir mit Rath beizustehen. Ich lag fast besinnungslos. Niemand nahm sich meiner so warm an als die Königin Witwe, die mich unmittelbar nach dem Tode Chézy's zu sich rufen ließ, um mich zu trösten und aufzurichten; mein unverkennbarer Schmerz ging ihr zu Herzen. „Liebe", sagte sie mir, „ich mußte wol glauben, sie bewegt zu finden, aber schmerzzerrissen habe ich Sie mir nicht gedacht!" Ich antwortete ihr mit den Worten, die mir Schmerz und Liebe eingaben. „Bleiben Sie nun hier", sagte die edle Königin, „ich werde Sie nie verlassen!"

Ich konnte diesen so gnädigen Rath nicht befolgen; ich wußte was Chézy hinterlassen hatte, es war ein kleines Kapital von nicht ganz 2000 Thlr. in seiner Kommode, eine werthvolle Uhr, ein Brillantring vom Kaiser Franz, und ein silbernes Tischservice, nebst einigen Möbeln und einer Büchersammlung. Was konnten zwei unversorgte Söhne und eine hülflose Witwe damit beginnen! Ich hatte nicht das Herz mit der Königin hierüber zu sprechen, und wahrscheinlich trat niemand auf und sprach für mich. Das Einzige was ich nach dieser Entrevue erfuhr, war, daß mir die höchste Frau zu meiner Erleichterung Trauerkleidung, Betten, einige Möbel, die mir fehlten, und wie sich ihre Umgebungen ausdrückten, etwas Geld bestimmt hatte. Es kamen von ihr die Geschenke, nebst 40 Gulden.

Alle Ausgaben, die sich während des langen Ausbleibens meines Gehalts aus Paris aufgehäuft hatten, mußten bestritten werden. Es war Ende October, für den Winter kein Vorrath vorhanden, und die Nothwendigkeit da, nach Paris zu gehen. Spindler hatte, wie schon angeführt, meinen Söhnen betheuert, daß man die kostspielige und beschwerliche Reise sparen könne. Mein ältester Sohn gehorchte ihm, und blieb in Baden. Max erklärte sich bereit, mich nach Paris zu begleiten. Durch wohlfeiles Losschlagen meines Handbuchs „Norika" und meiner Gedichte, die bei v. Seidl in Sulzbach erschienen und von den entstellendsten Druckfehlern übersät waren, sowie durch Veräußern einiger Pretiosen, konnte ich endlich die Kosten meiner Reise nach Baden und Strasburg bestreiten und mit meinem Max bis Paris gelangen. Der geistreiche Staatsrath von Maurer in München, den Görres gebeten hatte, mir mit Rath beizustehen, hatte mir erklärt, daß ich in Paris weder Unkosten noch irgendeine Schwierigkeit bei der Erbschaft haben würde. Auch diesem würdigen Manne glaubte mein ältester Sohn nicht, und dieser irrthümliche Entschluß stürzte uns in 3000 Francs Unkosten.

Wir langten im Collège de France in Paris an. Ich schickte nach einigen Mitgliedern der Familie, die sogleich kamen und mir freundlichen Antheil bezeigten. Der Schwiegersohn von Sylvestre de Sacy, Herr Pavet von Courteille, ein wackerer Freund Chézy's, Herr Langlois sein berühmter Schüler, waren noch denselben Abend bei uns, sowie Chézy's noch einzige Schwester Adelheide, nebst ihrem Sohn Antoine, dessen geliebte Gemahlin, Clémence, jetzt in Algier mit zwei Söhnen und Schwiegertöchtern wohnt. Andern Tags suchte ich Sylvestre de Sacy auf, bei dem ich den Grafen von Salvandy traf,

dessen berühmt gewordenes Wort: „Wir tanzen auf einem Vulkan“, wol noch für heute gelten kann, wenn wir gleich nicht tanzen.

Die Bemühungen der edeln Freunde Baron Prony, Sylvestre de Sacy und Degerando, hatten vortheilhaft für mich beim Ministerium gewirkt. Meine Aufopferungen für die Gefangenen von der Schlacht bei Hanau wurden in das gehörige Licht gestellt, und erwarben mir viel Sympathien. Der Minister des öffentlichen Unterrichts ließ mich rufen, und sagte mir bedeutungsvolle Worte, die mich über meine Zukunft beruhigen konnten.

Ich habe, so nahe meinem Grabe, den Gedanken aufgegeben, das ganze Gewebe der Widersacher, Neider und Feinde des edeln verstorbenen Chézy an das Licht zu ziehen; ich bin bis in den Tod ermattet, und muß auf meinem letzten Lager darben und entbehren, so manche edle Hand mir auch schon Linderung zukommen läßt. Ich bin im Sinne des Worts ausgeraubt worden, und sehne mich nach der Befreiung von soviel Leiden; da fehlt es mir an Stimmung und Kraft, die letzten Prüfungen die ich erdulde, ausführlich zu schildern, ich habe sie Gott geopfert. Nur über Eines muß ich meine Stimme erheben, die schwache Stimme, die vielleicht bald der letzte Seufzer erstickt, die aber ein Echo in Asien und Europa wecken wird.

Seit längerer Zeit schon hatte der Graf von Corbière die Typen zu Chézy's indischer Grammatik bewilligt. Um dies vortreffliche Werk herauszugeben, fehlte es ihm blos an der Zusammenstellung des Anhangs, den er dazu gemacht, und der, wie mir ein Sprachforscher versicherte, durchaus neu und von erschöpfender Belehrung ist. Zum Unglück hatte ich das Schreiben des Ministeriums noch

nicht aufgefunden, als ich die verlangte Notiz für den Minister Guizot aufsetzte; die Mittheilung desselben würde jeden Zweifel des Ministeriums gehoben haben, ja, sie hätte das ganze Bubenstück von vornherein unmöglich gemacht. Wer hätte zweifeln können, daß Chézy's Vorsatz, seine Manuscripte in Druck zu geben, feststand, da er bereits die Typen dazu vom Ministerium bewilligt erhalten hatte?

Ein nun verstorbener Verwandter Chézy's, den ich nicht näher bezeichnen werde, bedurfte des Taufscheins des Verstorbenen, um sein Geburtsdatum richtig auf den Leichenstein zu setzen. Da er diesen Taufschein nicht gleich vorfand, kam er nicht auf den natürlichen Gedanken, ihn im Register seiner Kirche aufsuchen zu lassen, sondern vermeinte, der Taufschein könne ihm nicht entgehen, wenn er alle Papiere des Dahingeschiedenen ohne Ausnahme durchsuchen ließ. Dies geschah unbehindert in jener Zeit, wo die Verheerungen der Cholera jeden Unfug begünstigten. Wenige der Schriften, Familienpapiere und dergleichen kamen an ihre rechte Stelle zurück. Es fand sich auch kein Testament mehr vor, wiewol mehrere Freunde Chézy's darum wußten, daß der Verstorbene ein Testament aufgesetzt hatte. Auch wurde erst fünf Tage nach dem Tode desselben die Wohnung versiegelt, weil bei den häufigen Todesfällen die Gerichte mit Geschäften überhäuft waren. Ich schweige von dem Unfug und der Ausplünderung des Hauses, die noch durch Domestiken vorfiel. Mein Schmerz war zu heftig, als daß ein Kummer neben dem um den geliebten Todten in mir hätte aufkommen können. Der Tod hatte Chézy überrascht, als er im Begriff stand, seine Werke, die Frucht vierzigjähriger Anstrengung, der Oeffentlichkeit zu übergeben; sie sind zahlreich und hochwichtig, ihre

Titel sind in der „Biographie Universelle" von Michaud, im sechzigsten Bande (Supplement), im Artikel „Chézy", genau verzeichnet. Ich nenne davon nur die große indische Grammatik, ein Werk von bedeutendem Umfang, dessen scharfsinnige Forschungen sich über alle Sprachen des Orients verbreiten; ferner eine Sanskrit-Chrestomathie umfassenden Inhalts; Auszüge aus den Puranas; „Hasyanava („Die Vereinigung der Schurken"), mit Uebersetzung der bedeutendsten Stellen; indische Gnomen; indische metrische Uebersetzungen deutscher und französischer Gedichte; die Analyse des „Ramayana" mit vielen Erläuterungen und sprachforschenden Bemerkungen. Von den persischen Werken bezeichne ich nur eine Chrestomathie, von der geschmackvollsten und mannichfachsten Auswahl und vom gediegensten Werth.

Der Minister Guizot, stets von Eifer für das Schöne und Gute erfüllt, schickte mir im November 1832 eine Aufforderung, ihm eine Note über alle hinterlassenen Arbeiten Chézy's auf das schleunigste zu senden. Ich bedurfte bei dieser Arbeit keine Hülfe, Chézy hatte das Verzeichniß gemacht, und ich hatte die Noten und Manuscripte selbst, soviel in meiner Macht lag, durchstudirt. Ich verstand zwar kein Indisch und nur wenig Persisch, allein unsere Gespräche hatten immer auf diese Gegenstände sich ausgedehnt, ich war in den persischen Manuscripten beinahe so heimisch als er. Dies war eine glückliche Zeit unsers Beisammenseins, als plötzlich der Gedanke, Sanskrit zu lernen, in ihm aufstieg. Er sagte: „Ich habe so gut wie gar keine Hülfsmittel, nichts als eine mangelhafte Grammatik von Anquetil du Perron, einige Arbeiten von Fra Bartolommeo und die Manuscripte der Bibliothek; doch bei Benutzung der Uebersetzungen, die es bereits gibt, bei der Ankunft der Grammatik von

Wilkens, und bei angestrengtem Fleiß und unermüdetem Forschen, werde ich der erste Franzose sein, der das Studium des Sanskrit auf das Festland hinverpflanzt. Frankreich wird vom Gelingen meines Unternehmens Ehre und Nutzen ziehen; hierher werden die Gelehrten reisen, um Indisch zu lernen. Paris wird ihr Sammelplatz werden. Hamilton ist fort, aber sein unvergleichlicher Katalog unserer indischen Werke ist hier geblieben, und das Katheder für das Sanskrit kann da niemand besteigen als ich!" Meiner Schwiegermutter ging bei solchen Reden das Herz auf, sie sah ihren Sohn im Geist von einer Glorie umstrahlt, einer Glorie des Heroismus und des Marterthums. Das Opfer, welches auf dem Altar brannte, war sein eigenes Selbst, sein Frieden, sein häusliches Glück, seine Gesundheit, sein Lebensgenuß, seine Jugendblüte, sein Weib und seine Söhne. Ich fühlte es, der Preis war eines solchen Opfers werth, und ich brachte es mit ihm, ergeben in seinen Willen; erleichtert wurde es mir durch ein Unglück ohne gleichen. Meine Schwiegermutter, eine kräftige Natur, eine eifrige Katholikin, eine Frau voll Geist und Leben, konnte sich nicht mit dem Gedanken versöhnen, daß eine Ungläubige wie ich, Gattin ihres Sohnes und Mutter ihrer Enkel sei. Sie und ihre Töchter, die alle die vortrefflichste Erziehung genossen hätten und von denen eine schön malte, waren Muster der Weiblichkeit und Häuslichkeit. Ich war nur für die Poesie erzogen worden, mein redlichster Wille konnte die Einübung in das häusliche Getriebe nicht ersetzen. Die Kränklichkeit meines ältesten Sohnes zehrte an Zeit und Lebenskraft. Hierzu kamen die literarischen Beschäftigungen, ich mußte Brot für die Haushaltung verdienen helfen, die Theuerung war gestiegen. Die Schwiegermutter meinte: „Geld verdienen

solle einzig die Sorge des Mannes sein; die des Weibes sei auf ihre Häuslichkeit beschränkt!" Unter andern Zuständen würde sie recht gehabt haben, nicht so unter den obwaltenden. Da ich nun wußte, daß Chézy's inneres Glück davon abhing, daß seine Mutter die höchste Liebe und Achtung von mir genoß, bemühte ich mich aus allen Kräften, ihr die Liebe zu zeigen, die ich für sie empfand. Doch dies machte keinen Eindruck auf sie. Ich hätte mich total umschaffen müssen, um ihrem Begriff von einem Weibe wie es sein sollte, zu entsprechen. Die Feder in meiner Hand war ihr ein Greuel. Den ersten ungünstigen Eindruck, den sie durch mich empfing und mir späterhin eingestand, verdanke ich dem Misbehagen, das sie empfand, als ich zum ersten mal bei ihr speiste und nach Tisch meine Serviette nicht zusammenlegte. Später empfing ich einmal einen Brief von ihr, in welchem die Worte standen: „Glauben Sie mir, hören Sie mit ihren Schreibereien auf, und flicken Sie Ihre Sachen!" Ich ging zwar keineswegs zerrissen, aber sie sah mich doch nie beim Flicken sitzen. Sie verlangte das von der jungen Kindermagd, die ein vortreffliches Mädchen war, sich aber, sowie auch ich, anhaltend mit den zwei Kindern beschäftigen mußte, und wirklich kaum die nothwendigste Zeit zum Waschen, Bügeln und Nähen ersparen konnte. Das Mädchen, erst neunzehnjährig, war höchst empfindlich und verletzbar; in acht Tagen fand sie eine vortheilhaftere Stelle und verließ uns. Ich fand nicht mehr solche wieder. In unserer verdumpften sonnenlosen Wohnung erkrankten die Kinder bedenklich. Die Schwiegermutter im ersten Stocke wohnte gesund. Die Aerzte erheischten Landluft für die Kinder und mich. Ich suchte in Challiot und Passy nach Wohnungen, und zwar in der Nähe des Palais Bourbon; ich konnte

dort auf den täglichen Besuch Chézy's hoffen, erfuhr aber, daß er nur alle acht Tage kommen würde; ich hätte es dabei bewenden lassen sollen, er liebte mich und unsere Söhne, und würde gekommen sein; allein das Herz war wund an allen Stellen, der unselige Trotz meines leidenschaftlichen Gemüths hatte sich meiner bemeistert, und da Challiot und Passy doch eigentlich nur Vorstädte von Paris sind und der Aufenthalt daselbst die Beschwerden einer dürftigen Haushaltung nur vermehrt, so glaubte ich in Montmorency einen gesündern Aufenthalt zu finden, und suchte mir dort eine Wohnung, wo mich Chézy alle acht Tage besuchen konnte, und richtete mich ein, sie am 16. Juni zu beziehen.

Als ich in den Wagen stieg, der mich nach Montmorency führen sollte, ahnte ich nicht, daß ich das Haus meiner Schwiegermutter nie wieder bewohnen würde. Es war halb zwölf, als ich nach der Uhr meines Mannes sah, die am Kamine hing.

Abends kamen wir in Montmorency an. Mit unsern kleinen Einrichtungen und der Sorge für die Kinder ging mir und meiner treuen Marianna der folgende Morgen und der Nachmittag hin, wo nur einzelne Blicke aus dem Fenster hinaus nach dem silberhellen See, am Fuß der Hügel, nach dem dichten Walde und den schönen Feldern mein Herz erquickten. Es war nun Abend geworden, die Kinder niedlich geputzt. Wir gingen durch eine kleine Straße in das nahe Kornfeld, nach dem Kastanienwald, auf dem Wege nach Rousseau's Hermitage. Die Sonne senkte sich schon, die Weinberge hauchten Düfte, Heimchen schwirrten, Nachtigallen schlugen, über dem Kornfelde schwebten singende Lerchen. Meine Kinder jubelten vor Lust, uns umfing mit einem mal ein Frieden, eine Seligkeit, als wenn ich nun am Ziel aller

Leiden sei. Hier zu sterben wünschte ich innig, aber ich war zu größern Schmerzen aufbewahrt.

Mit freudiger Ungeduld erwarteten wir den Ablauf der Woche. Der Samstag sollte uns Chézy bringen, wir gingen ihm bis zur Barre entgegen; die Kleinen konnten der Liebkosungen kein Ende finden. Kinder sind nie anmuthiger, als wenn sie glauben, sie hätten etwas zu erzählen, jeder Umstand erlangt Wichtigkeit durch die Lust der Mittheilung. Als wir oben in der Wohnung waren, zog Chézy seine Uhr hervor; sie war ein Erbstück von seinem seligen Vater, dem besten und würdigsten der Menschen, und er hing sehr daran. „Mienchen", redete er mich an, „was hast Du denn mit der Uhr gemacht?" Unbefangen wie ich war, antwortete ich: „Ich habe noch nachgesehen, wie viel die Uhr sei, als ich in den Wagen stieg, es war halb zwölf!" Chézy öffnete jetzt die Uhr. Punkt halb zwölf war die Kette gesprungen. Ich erschrak heftig darüber, ein ahnender Schauer zuckte durch mein Herz, doch erst nach mehreren Jahren konnte ich wissen, wie prophetisch dieser Umstand war.

Recht friedlich und süß verging der Sommer, meine Kinder erholten sich, ich selbst genaß von meinem schweren Kummer. Mein Mann brachte viele schöne Tage mit uns zu. Wir besuchten den an Feigen, Pfirsichen, Melonen und Mandeln überreichen, köstlichen Garten der Mutter Marie. Wir irrten durch die Kastanienwälder nach den umliegenden Dörfern; wir besuchten das Schloß, wo der gequälte Rousseau auf der Pilgrimschaft des Lebens eine kurze süße Rast gefunden. Oftmals gingen wir über die Waldeshöhe durch St.-Prix nach der Ruine des alten Jagdschlosses, mitten im schönsten einsamsten Wald, wo Heinrich IV. mit Gabriele unter einer hohen Eiche gesessen, die noch jetzt ihre Zweige

in das Gewässer zu ihren Füßen senkt, wo noch immer alles duftet und blüht, wo die süße Natur noch immer in ungestörtem Frieden waltet.

Noch widmete sich Chézy in diesem Sommer nicht so ausschließlich dem Sanskrit als späterhin. Er hatte den „Schahnameh" mit nach Montmorency genommen, und zog die Episode von Rusthem und Sohrab für seine Chrestomathie aus verschiedenen Manuscripten der kaiserlichen Bibliothek. Sie hatten Varianten dargeboten, und die Arbeit war von großem Verdienst. Mehrere Jahre später gab der berühmte Professor Mohl dieselbe Episode nach seiner eigenen Bearbeitung heraus, die ganz vortrefflich sein soll. Denselben Sommer setzte Chézy seine persische Anthologie in Stand, und arbeitete an seinem „Zeboun-nameh". Er fügte auch arabische Dichtungen zu der schon so reich ausgestatteten persischen Chrestomathie, doch nach meiner Abreise ließ er sich ganz von der Begierde, das Sanskrit aus dem Grund zu studiren, hinreißen. Er trat zuerst mit der Dichtung des „Yadschnadattabhatta" aus dem „Ramayana" auf. Friedrich Schlosser übersetzte diese Episode, und las sie im „Frankfurter Museum" vor. Sie wurde allgemein bewundert. Nur Karl von Dalberg, der milde und erleuchtete Priester des Herrn, bemerkte in seinem Brief an Chézy über diesen Gegenstand, daß die Idee der Wirkung eines unverdienten Fluches ihm Abscheu errege! Sein Gefühl war richtig. Die Götter der Indier, die einen unverdienten Fluch auf das schuldlose Haupt des Gegenstandes wie einen Donnerkeil lenkten, entsprachen nicht der Idee des alliebenden, des allvollkommenen höchsten Wesens; aber jene alte heidnische Lehre stellte nicht den Menschen als geschaffen nach Gottes Bilde dar, sondern sie schuf die Götter nach dem Bilde des Menschen, leiden-

schaftlich und sinnlich. Das Volk Gottes that dasselbe. Moses sagt in den Zehn Geboten: „Denn ich der Herr, dein Gott, bin ein zorniger Gott, der die Sünden der Väter heimsuchet an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied!“ Ueberhaupt kann ich bei Erwähnung der indischen Dichtungen nicht übergehen, daß mir der „Mahabharata“ weit mehr als der gepriesene „Ramayana“ gefällt, obschon man von ihm sagt, daß ihn der Waldgott Hanuman selbst in die Felsenwände der Pagoden eingehauen, und daß ich die Sakuntala aus dem Mahabharata der des Kalidasa weit vorziehe, da sie mehr Kraft, Wahrheit und Würde hat. Firdusi's „Schahnameh“ ist mir lieber als die indischen Heldengedichte, er bleibt in den Kreisen der Menschheit; ich weiß kein indisches Gedicht, dem man dasselbe nachrühmen könnte. Es war wol vor allem der Reiz der Sprachforschung, der Chézy in das unabsehbare Gebiet des Indischen lenkte. In seinen Arbeiten finden sich 12,000 Karten, auf denen Haupt- und Zeitwörter aus allen orientalischen, sowie auch europäischen Sprachen, der ältesten wie der neuesten Zeit, verzeichnet sind, welche Uebereinstimmung haben, oder Anklang darbieten; ein Werk vom umfassendsten Umfang, welches mit zur indischen Grammatik gehört. Es sind nun zweiundzwanzig Jahre, daß Chézy im Grabe liegt; doch steht zu vermuthen, daß seine Entdeckungen nicht nach ihm von andern gemacht werden, denn es gab keinen zweiten Chézy. Seine Beharrlichkeit, sein Muth, seine Geistesschärfe, verbunden mit seinem poetischen Gefühl, finden sich nicht leicht wieder beisammen. Die Winke, die er für die Wissenschaft gab, wurden zwar von den Wetteiferern häufig benutzt; doch für die rechte Spur fand niemand das Licht, das in ihm wohnte. Sein Nachfolger Burnouf, einer der fähigsten Köpfe und fleißigsten Arbeiter,

die es jemals gegeben, besaß zugleich das Talent, die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt anhaltend zu beschäftigen und zu nähren, mit Hülfe Chézys, der sich eifrig bestrebte, die errungenen Früchte seines Wissens zu verbreiten, und sie auf neue Bahnen zum Gipfel hinaufzuführen, sodaß die berühmtesten Indianisten Europa's unter seiner Leitung Meister wurden; auch war Burnouf einzig darauf bedacht, sich aus mittelmäßigen Schülern eifrige Bewunderer und Freunde zu machen und eine Partei für sich aus ihnen zu bilden. Burnouf glaubte, weiter gelangt zu sein und höher zu stehen als sein edler Meister; diese Ansicht war, wenn auch nicht richtig, dennoch nicht zu tadeln, man findet sie oft bei der anstrebenden Jugend. Langlois und Loiseleur waren gerechter, und liebten ihren Meister. An die Gegenpartei hatten sich Menschen geschlossen, deren Namen die Feder sich sträubt aufzuschreiben, deren Wege noch etwas dunkler waren, als ihr Dasein geblieben ist. Ihren Umtrieben ist es zu verdanken, daß der geistvolle thatkräftige Minister des Unterrichts, Guizot, die Notiz über Chézy's Manuscripte, die er selbst verlangt hatte, unbeachtet ließ, während er die hinterlassenen Schriften der vier Gelehrten, die beinahe zugleich mit Chézy gestorben waren, von der Regierung kaufen ließ, zum Besten ihrer Witwen in den Druck gab, und ihnen gute Pensionen schaffte, wiewol er mich bei den Kammern zu 3000 Francs Pension vorgeschlagen. Ich lag während dieser Vorgänge brustkrank, und zwar lebensgefährlich darnieder.

Im Juli 1833, als ich wieder etwas zu Kräften gekommen, bat ich einen alten Freund, der öfters mit Hippolyt Royer-Collard zusammenkam, er möchte sich bei ihm erkundigen, wie es zuginge, daß von mir keine Rede mehr sei, und was denn mit den Manuscripten meines

Mannes zu thun beschlossen wäre, da man durch die Zeitungen erfahre, daß die armenische Grammatik von Abel Rémusat erschienen, und daß die Regierung der Witwe des dritten Gelehrten, den der Tod seit der Zeit dahingerafft, nicht allein 3000 Francs Pension verwillige, sondern auch eine Summe von 50,000 Francs, um ihr Töchterchen zu erziehen. Champollion der Jüngere war dieser Gelehrte. Nach seinem Tode war bei ihm das zweite Exemplar der Zeichnungen gefunden worden, die er aus Aegypten mitgebracht hatte. Das erste war Herrn Champollion selbst, noch bei seinem Leben, vom Ministerium für einen hohen Preis abgekauft worden. Man sieht, wie auch unter dem Bürgerkönig alles nach Gunst ging. Champollion's Witwe hatte ohne Zweifel mächtige Fürsprecher gefunden, denn wozu können Doubletten, deren Originale schon in Kupfer gestochen sind, nützen? Hippolyt Royer-Collard ließ mich zugleich wissen, daß er von keiner Entscheidung über Chézy's Manuscripte gehört habe. Ich wendete mich also an den Minister, und erfuhr durch ein Handschreiben desselben Folgendes, das mich in die höchste Bestürzung versetzte: der Minister habe eine Commission ernannt, welche die Manuscripte des verstorbenen Herrn von Chézy untersucht habe; da sich jedoch nichts gefunden, als einige unbedeutende Fragmente, und er, der Minister, sich auf den Bericht seiner Commission nothwendigerweise verlassen müßte, so wäre in dieser Sache nichts weiter vorzunehmen. Chézy's Manuscripte waren nicht aus meinen Händen gekommen, niemand war erschienen sie zu untersuchen, die ganze Sache mußte ein Irrthum sein. Ich schrieb deshalb an den Minister, an den Herzog von Broglio, an Sylvestre de Sacy, an Baron de Gerando, an den Baron Prony, um Auskunft und Erläuterung zu ermit-

teln. Hippolyt Royer-Collard antwortete mir: man habe sich nach den hinterlassenen Schriften Chézy's pflichtmäßig erkundigt, und der Minister habe eine Commission ernannt, welche sie untersuchen sollte, allein bedauerungswürdigerweise habe man aus dem Bericht dieser Commission sowol, als durch die Freunde des Verstorbenen, und durch ihn selbst in Erfahrung gebracht, daß Herr von Chézy nichts hinterlassen habe, als einige unbedeutende Fragmente, woraus denn erhelle, daß in dieser Sache weiter nichts zu machen sei. Vergebens protestirte ich gegen diesen Ausspruch. Es gelang mir endlich, die Namen der Gelehrten zu erfahren, aus welchen die Commission bestanden haben sollte. Mir wurden drei der ersten Ehrenmänner Frankreichs genannt, an welche ich mich sofort wendete. Der Baron Sylvestre de Sacy schrieb mir sogleich mit höchster Empfindlichkeit, daß diese Mittheilung eine Lüge sei, er sei nie zu solcher Commission ernannt worden, noch habe er eine abgehalten. Ich befragte mich dann mündlich beim Herrn Letronne, er betheuerte das nämliche. Ich bat ihn, es mir schriftlich zu geben. Er versicherte, sein Wort sei hinreichend, die Wahrheit an den Tag zu bringen. Ebenso handelte Herr Demanne. Ich schrieb nun von neuem an den Minister und die übrigen genannten Herren; nicht ein einziger antwortete mir. Was vermag denn eine hülflose Witwe, und was vermag nicht eine vorgefaßte Meinung? Die edle Juliette Récamier kam mir zu Hülfe; es hat nicht gefruchtet, allein es verdient erwähnt zu werden.

Ihre liebenswürdige Nichte war mit dem Gelehrten Lenormant vermählt, der mit Champollion in Aegypten gewesen war, und sehr viel beim Minister Guizot galt. Charles Lenormant sollte einen Brief in des Ministers

Hände besorgen, und diesen noch in einer Unterredung überzeugen, daß ich in allem die Wahrheit geschrieben habe. Dies geschah, und ich empfing darauf einen Brief von Herrn Lenormant im Namen des Ministers, „daß sich Se. Excellenz geirrt hätten, daß keine Commission bei mir gewesen sei, der Minister aber sofort die Manuscripte meines Mannes seinem Nachfolger im Amte Herrn Burnouf zur Untersuchung übermachen wolle". Dabei blieb es. Denn Herr Burnouf war nicht in Paris, sondern in Oxford auf einer langen Reise. Er blieb solange in Oxford, daß das Ministerium sich indessen änderte. Er kam zurück, und ich schrieb über diese Angelegenheit an alle Personen, an die ich mich vorher gewendet hatte, und an Ludwig Philipp selbst, vergebens. Die Prinzessin Marie von Orleans, an die ich mich auf Antrieb der Königin Therese von Baiern wendete, ertheilte mir Audienz, und nahm den Brief an ihren Vater mit. Der Brief war, wie natürlich, mit der gehörigen Achtung abgefaßt, aber etwas trocken; ich wollte keine Gunst, sondern forderte Gerechtigkeit. Die Königin hatte zu mir gesagt: „Ich solle mich mit dem zugeworfenen Almosen von 1500 Francs nicht begnügen, sondern um eine wirkliche Pension einkommen." Ich entgegnete ihr, daß ich dies unmöglich könne, da mein Mann Legitimist gewesen sei. Sie schickte mich zur Tante, der jungen Prinzessin von Orleans. Ich lernte diese merkwürdige Fürstin kennen, von der ich damals noch wenig erfahren hatte, einige Jahre später aber viel sprechen hörte. Ich fand sie von einer leuchtenden Klarheit des Verstandes, von einer Bestimmtheit des Urtheils, die mir bewunderungswürdig schien. Ihre großen schwarzen Strahlenaugen funkelten von Jugendfeuer, ihre schönen Gesichtszüge waren regelmäßig und angenehm. Sie richtete

viele Fragen an mich, und bezeigte mir in wohlgesetzten Ausdrücken, daß meine Aussagen ihr lebhaften Antheil einflößten. Sie gab mir bestimmte Hoffnung, daß der König meine Eingabe beherzigen würde. Sie fragte auch nach meinen Schriften. „Ich bin es zwar nicht würdig, daß Sie mir viel darüber sagen", sprach sie, „denn ich kenne Sie nur dem Rufe nach! Ich habe zu viel Geschäfte, um mich um Literatur zu bekümmern. Vielleicht kommt eine Zeit, wo ich Ihre Schriften und Sie näher kennen lerne!" Darauf entließ sie mich. Doch es verging lange Zeit, ehe ich etwas über das Schicksal meiner Vorstellung an den König Ludwig Philipp erfuhr.

Endlich schrieb mir der Minister Salvandy einen Brief, der mein gereiztes Gefühl empörte, weil er Chézy oft gesehen und ihm Wohlwollen bezeigt hatte. Ich erfuhr aus den wenigen empfangenen Zeilen, daß der König Ludwig Philipp ihm die Vorstellung hinsichts der Manuscripte Chézy's übergeben, aber nichts darüber entschieden habe; so wäre denn das Einzige was er für mich thun könnte, mir vorzuschlagen, die Arbeiten an das Ministerium zu schicken. Dies stand nicht in meiner Gewalt, denn ich hatte sie nicht mit mir in München. Die zwei großen Kisten, in welchen sie geordnet lagen, hatte ich in Roßheim deponirt. Es war vielleicht zur Unzeit, daß ich im Gefühl des hohen Verdienstes meines Mannes und seiner Arbeiten einen Stolz übte, den eine arme alte Witwe nicht aufkommen lassen soll. Ich fragte mich selbst: Ist es denn nicht eine Schmach, welche dem Andenken eines solchen Mannes angethan wird, wenn man die Werke, die er selbst erklärt zum Druck fertig zu haben, noch einer andern Beurtheilung als seiner eigenen überlassen will? Zu gleicher Zeit gab es einsichts-

volle und gutdenkende Männer, die mir versicherten, ich müsse selbst nach Paris reisen, wenn ich etwas ausrichten wolle; und doch war ich zu arm, um eine solche Reise auf's ungewisse zu unternehmen. Ich ließ also die Zeilen des Ministers Salvandy unbeantwortet, hoffte auf einen neuen Wechsel des Ministeriums und auf die Möglichkeit meiner Rückkehr nach Frankreich. Ich setze hinzu: daß weder hinsichts meiner Manuscripte, noch meiner Pension etwas für mich geschehen ist; daß alle meine Eingaben unberücksichtigt geblieben sind; daß meine zahllosen Opfer und Bestrebungen, die Rechte meines Mannes emporzuhalten und die Früchte seines unablässigen Fleißes seinem Andenken und dem Gedeihen der Wissenschaft nützlich zu machen, mislungen sind. An ihm ist ein doppelter Mord begangen, zuerst durch die Cholera, dann durch seine Gegner, wie ich schon früher in diesen Blättern geäußert. Es gibt Verbrechen, die dem Gesetz nicht unterliegen, und doch ist der moralische Meuchelmord der gräßlichste. Ich habe schon oft darüber nachgedacht, wie es wol zugehen mag, daß die Laufbahn der Wissenschaft nicht minder, als die der Literatur und Kunst, sowie der Musik, allzu oft einen tödtlichen Haß erzeugt, der zuweilen noch über das Grab hinausdauert. Es sollte doch bei den Jüngern der Wissenschaft Liebe vorherrschen; das Ziel, das ihnen winkt, sollte Hand in Hand erstrebt und erreicht werden. Chézy's reine große Seele war ausschließlich vom heiligen Eifer für das Gedeihen der Wissenschaft angeregt. Neidlos erfreute er sich der Fortschritte edler Mitbewerber, und jeder Bestrebung, die der Wissenschaft zugute kam. Er wurde dennoch angefeindet, gemartert, zertreten; er mußte beispiellose Ungerechtigkeiten wehrlos ertragen. Der Conservateur der orientalischen Manuscripte, Langlès,

starb. Der hergebrachten, stets beobachteten Ordnung gemäß mußte Chézy, der älteste und erste angestellte Beamte, nach ihm nun seine Stelle bekleiden. Er wurde auch zu dieser einstimmig vorgeschlagen, allein man ernannte plötzlich noch zwei Candidaten, um unter ihnen und Chézy den Conservateur auszuwählen. Dies waren zwei noch junge Männer, die wenig Verdienst um die orientalische Literatur besaßen und auf der Bibliothek nicht Bescheid wußten. Der eine hieß Abel Rémusat. Man erstaunte sehr, daß Chézy, dem durchaus berechtigten Nachfolger von Langlès, noch zwei Mitbewerber an die Seite gesetzt werden sollten, nachdem er, schon seit 1798 in Talleyrand's Bureau als Orientalist angestellt, wenige Jahre darauf bei der Bibliothek als erster Employé ernannt worden, Adjunct auf dem Katheder der persischen Sprache war, sein Amt rühmlich geführt, und seinem Vaterlande als Professor des Sanskrit einen wesentlichen Dienst erzeigt hatte. Karl X. wollte nichts davon hören, daß Chézy wider alles Recht übergangen werden sollte; doch die schlauen Rädelsführer der Kabale wußten den schwachen König zu überreden, daß Chézy keine Rücksicht verdiene. Die Ursachen, die sie angaben, enthielten nur Scheingründe; es lag dem Monarchen, der zeitlebens der Meinung getrotzt hatte, jetzt alles daran, der Welt glauben zu machen, daß er moralisch sei, wiewol niemand das von ihm verlangte. Herr Abel Rémusat, hieß es, sei ein treuer Hausvater, zu Langlès' Amte befähigt, seine Ernennung würde einen guten Eindruck machen, Chézy könne täglich zu seinem Adjunct ernannt werden und 3000 Francs Gehalt beziehen. Von nun an wurde so stark gemunkelt, daß man diese Einrichtung treffen würde, daß dem zurückgesetzten, in seinem heiligen Recht gekränkten Chézy kein

Zweifel übrigbleiben konnte. Er forderte seinen Abschied. Der Minister, Graf von Corbière, sah ein, welcher Verlust diese Entfernung Chézy's für die Bibliothek sein würde, und suchte ihn auf alle Weise zu bewegen, seinen Entschluß zu ändern; aber vergebens. Mit einem todwunden Herzen verließ der würdige Mann den Schauplatz seiner Thätigkeit, die Heimat seines Geistes, das Reich seines ruhmvollen Wirkens, die Wohnung, welche er mit großen Unkosten wohnlich gemacht aus seinen eigenen Mitteln, und bezog das entlegene Collège de France, wo er wiederum auf seine Kosten Räume bewohnbar machte, die ganz im Verfall waren. Wie in der Bibliothek beliefen sich die Unkosten auf mehr als 3000 Francs. Die Wohnung war sonnenlos und feucht, die Bibliothek sehr entlegen. Man sparte dem so vielfach Gekränkten nicht einmal den Schmerz, ihm öfters die Manuscripte und Bücher von der Bibliothek, die er zu seinen Arbeiten brauchte, wiederholt und dringend abzufordern. Zuviel der Herabwürdigungen waren dies. Chézy erkrankte von nun an oft und schwer. Noch kurz vor dieser Katastrophe hatte der Minister von Corbière in einem officiellen Schreiben Chézy die Typen zum Druck der indischen Grammatik bewilligt, die als Handschrift noch heut in den Händen seiner unglücklichen Witwe liegt, und deren Unterdrückung eine Kränkung der heiligsten Interessen der wissenschaftlichen Welt sein würde, wenn man das begangene Unrecht nicht wieder gutmacht.

Ich war gezwungen noch in Paris zu bleiben, um mir wenigstens Lebensunterhalt durch eine Pension zu verschaffen. Nur von weitem empfing ich zuweilen eine unbestimmte Nachricht hierüber. Die edle liebenswürdige Tochter der Frau von Staël, Herzogin von Broglie,

sprach mir Muth ein, so oft sie mich sah. Eine Engländerin, die in ihrem Hause lebte, Fräulein Randall, eine verständige wohlwollende Natur, gab mir gute Hoffnung, und sprach mir Trost ein; doch ich mußte lange auf eine Entscheidung warten. Ich war in Paris nun wieder allein, denn mein geliebter Max konnte die Luft dort nicht vertragen. Er war nach Fontainebleau gegangen, wo er sich bald wiederhergestellt fand.

Als der Minister Guizot durch den Baron Sacy erfuhr, daß das wenige baare Geld, welches Chézy hinterlassen, verbraucht sei, sendete er mir 250 Francs. Ich gab dem Wunsch einiger Orientalisten nach, und verkaufte ihnen einige der Werke, die ich aus Chézy's Bibliothek nahm. So war ich denn im Stand, meinen Max zu verhindern, seinen Brillantring für einen Spottpreis an einen Juwelier zu verkaufen, indem ich ihm Geld zur Reise nach Baden-Baden verschaffte. Ich blieb sehr betrübt in Paris zurück, um dort abzuwarten, was Guizot über mich verfügen würde. Max sah sich in seiner Hoffnung getäuscht, in Baden-Baden Geld zu erwerben, er war damals nicht gehörig bekannt; beide Söhne mußten im Gasthof zehren, wurden betrogen und gemisbraucht, und machten Schulden.

Im Juli kam ein Brief vom Ministerium. Eine jährliche Einnahme von 1500 Francs wurde mir unter der Benennung „Indemnität für die Witwe eines Mitglieds des Instituts" zugesichert. Auch Madame Rémusat hatte eine gleiche Zusicherung, unmittelbar nach dem Tode ihres Gatten, und zwar vom damaligen Minister Argout empfangen. Und wiewol zum zweiten mal verheirathet, bezieht sie, wie ich glaube, noch immer diese Pension.

Sylvestre de Sacy war über die Entscheidung mei-

ner Sache sehr betrübt. Die Zahlungen aus dem Fond, der zur Unterstützung von Gelehrten, Künstlern, oder deren Hinterbliebenen bestimmt ist, sind ungewiß können gestrichen, oder auch vermindert werden. Chézy hatte noch im Sterben seinen Freund Baron Sacy dringend angefleht, mir eine Pension zu verschaffen. Sacy stellte Guizot vor, wie wenig die für mich getroffene Einrichtung der letzten Bitte des Sterbenden entspräche. „Was wollen Sie?" hatte Guizot geantwortet, „meine Gesinnungen für Frau von Chézy sind wohlwollend und eifrig; Sie wissen, daß ich mich in Bestrebungen für sie ganz erschöpft habe; doch die Kammern scheinen ihr nicht günstig gewesen zu sein. Fünf traurige Begebenheiten hatten sich Schlag auf Schlag vereinigt. Cuvier, Champollion, Rémusat, St.-Martin und Chézy waren hintereinander gestorben. Madame Cuvier und Madame Champollion mußten großartig berücksichtigt werden. Es blieb mir nichts übrig, als für Frau von Chézy auf die Weise zu sorgen, wie ich es that. 1500 Francs in Paris sind sehr wenig, die Frau von Chézy liebt ihr Vaterland, sie kann diese Einnahme ungehindert in Deutschland verzehren!" Sacy wendete noch ein, daß diese Einnahme unsicher sei. „Nein", rief Guizot, „kein Minister ändert etwas an dem, was sein Vorgänger festgestellt hat."

Sacy rieth mir, keine weitern Schritte zu thun, und ich mußte seinem Rathe folgen. Mein ältester Sohn bedurfte Geld, er hatte eine schöne Baustelle in Baden billig erstanden. Ich besaß kein Vermögen, nur Chézy's Bibliothek, die ich ohne diesen Drang der Umstände vortheilhaft zu verkaufen hoffen konnte, nun aber versteigern mußte, um Wilhelm's Wunsch zu willfahren. Auch Max gab alles her, was er unter der Seele

hatte; denn zärtlicher hat nie ein Bruder den andern geliebt. Der Bau der Villa Chézy wurde begonnen, die Stimme der Mutter wurde überhört. Vergebens stellte ich meinem ältesten Sohn vor, daß eine solche Unternehmung nicht ersprießlich ausfallen würde, seiner Stellung nicht entspräche, und ihn in seinen literarischen Unternehmungen hemmen müsse! Die Folge belehrte meinen ältesten Sohn bald, daß ich vollkommen recht hatte. Doch es ist einmal das Los der Erfahrung, daß der, welcher sie erwirbt, sie nur insofern schätzt, als er sie theuer erkauft hat! Auch gibt es Menschen, die durchaus nur auf selbstgewähltem Wege ihr Glück suchen wollen. Wilhelm von Chézy hatte eine herrliche reiche Gabe für die Poesie. Der Hohn Spindler's, den er für seinen Freund ansah, war auf diese Blüten wie Mehlthau gefallen. Görres sagte einmal zu mir: „Suchen Sie sich über Wilhelm's Verlust zu fassen, er ist in den Händen eines Rattenfängers von Hameln! Sorgen Sie nur, daß Sie den Kleinen retten!“ Ich beherzigte diesen Rath. Max entwand sich noch zu rechter Zeit den Netzen, von denen er umsponnen gewesen; Wilhelm jedoch mußte ich sich selbst überlassen. Er erkannte endlich die Wahrheit, doch mit herzzerreißendem Schmerz und viel zu spät. Möge ihn Gott auf seinem neuen Lebenswege zum Heile leiten!

Ich bin mit besonnener Eile über die Begebenheiten meines Lebens seit dem eben geschilderten Zeitpunkt hinweggegangen. Zu meinem Erstaunen lebe ich noch; doch mein Herz hat seit 1846, wo ich am Sarge meines Max geweint, schon mehr als tausendmal den Tod gelitten. Seit langer Zeit übe ich mich nun im Sterben ein. Im alten Heidenwahn waren die Götter selbst

dem Geschick unterworfen. In der christlichen Lehre steht Gott über dem Geschick, und selbst der Mensch ist dessen Meister!

Meine Erni, ich habe dich in diesem Buche noch nicht genannt, doch jeder Herzschlag nennt dich bis in den Tod, und mein Geist wird dich auch jenseits liebevoll umschweben! Ahnung sagt mir, daß auch du eine erkorene Natur bist, daß auch deine Bahnen zum Lichte führen werden, und daß wir uns wiederfinden.

Und nun noch ein Dank und Segenswort an dich, meine liebe Muhme Bertha Borngräber, die du mir wie ein Engel vom Herrn gesandt bist, mir aus so weiter Ferne, aus dem mir so heiligen Städtchen Tirschtiegel, wo du noch so liebe Geschwister verließest, so liebreich zu Hülfe kamest. Nicht achtend meine körperlichen schweren Leiden, welche du so mit Geduld tragen hilfst, und bei allen Entbehrungen der nöthigsten Bedürfnisse unverdrossen, halfest du fleißig, ja mit der größten Anstrengung an diesem Werke arbeiten. Denn nur durch deinen Fleiß und deine Anregung wurde mein schon so schwacher Geist, der infolge schwerer Krankheit und Trübsal die Jahre des Alters drückend fühlt, wieder feurig und rege, und ich kann dieses Buch mit Gottes Hülfe der Nachwelt übergeben. Ich kann dir nicht nach Verdienst lohnen wie ich möchte; aber es ist einer über uns, der kann mehr thun als wir bitten und verstehen, der wird dich dafür segnen; denn er spricht ja: „Was ihr gethan habt einem dieser Geringsten in meinem Namen, das habt ihr mir gethan!“ Dein so reich bewegtes Leben schon von früher Jugend an hat hier noch neue mannichfache Erfahrungen gesammelt, die dein Leben noch reichhaltiger machen sollten. Doch nur im Feuer wird das Gold

von den Schlacken gereinigt, und geläutert bewährt es sich fort und fort. Ich werde bald diese Welt verlassen und zu unsern Lieben in höhere Sphären eilen; dort werde ich dich einst verklärt ewig schauen, und in jener himmlischen Vereinigung werden erst die reinen Triumph-, Dank- und Siegeshymnen ertönen!

Genf, den 1. December 1855.

Helmina von Chézy.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



